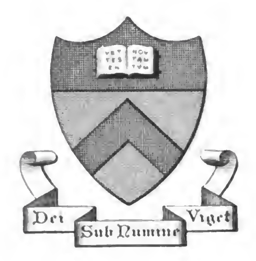

Princeton University Library
32101 068391679


Dei
Sub Numine
Viget



Das

Erbtheil des Blutes.

Erzählung

von

Wilhelm Jensen.



Berlin 1869.

Expedition des Sonntags-Blattes.

(F. Duncker.)

Erster Abschnitt.

Aus dem Tagebuche des Pastors Eduard Baumholz.

Es steckt in jedem Menschenkinde so ein absonderliches Stück Glaube, das es für sich allein hat und das es sich schwer nehmen läßt, wenn auch das Leben nicht der Mühe verdrießt, ihm tagtäglich oder wenigstens gar oftmals das Gegentheil davon zu beweisen. Wir können eigentlich so wenig an unsern Meinungen ändern oder abnehmen und hinzuthun, als der Baum aus eigener Kraft seine Blätter umzuwandeln vermag. Ob auch der Sturm noch so oft ihm das Gezweig abknickt oder gar der Blitz ihm die stärksten Aeste vom Leibe abspaltet, kommt sein Laub doch immer, so lange die Wurzeln nur im Erdreich forthaften, in gleicher Weise zum Vorschein. Was einmal im Menschen liegt, ist nicht heraus zu treiben, denn es kehrt, wie der alte Klassiker sagt, doch immer zurück, wenn man es auch mit der Geißel fortpeitschen möchte. Ist auch am Ende nicht zum Verwundern, da jeder Verständige es thöricht nennen würde, falls Einer, der Weizen ausgesäet hat, durch Unterpflügen

oder künstliches Mergeln bewirken wollte, daß er Roggen auf dem Felde einerntete. Wenn er das gewünscht, hätte er Roggen säen müssen; wo aber die Saat nicht in seiner Hand liegt, kann er auch nicht für die Ernte. Damit er überhaupt nur gutes Korn erziele, bleibt ihm nichts übrig, als das Unkraut, das allzeit zwischen den Halmen aufwächst, rechtzeitig auszusäubern. Fällt Einem aber auch das manchmal schwer, die rothen und blauen Kelche, die so zierlich zwischen den Aehren heraufsprießen, fortzuklatschen, wenn man nicht allzeit nur an das Brod denkt, das aus den Körnern gebacken werden soll. Und am Ende ist's ja auch Gottessaat, ja eigentlich ganz besonders, da wir Menschen sie nicht mit ausstreuen und Niemand begreift, wer sie gebracht hat und woher sie kommt; und wer weiß, ob der große Gärtner das, was wir Unkraut heißen, nicht mit ganz anderen Augen ansieht und sich über die bunten Farben auf seinen Feldern freut.

Das soll keine oratio pro domo, auch keine Entschuldigung für Manches von dem sein, was ich im Begriff stehe hier niederzuschreiben. Ich glaube, daß ich von jeher so gedacht habe, und hoffe, daß dies auch wohl aus dem Nachstehenden sich erweisen mag; aber so lange man jung ist, ereignet es sich gar leicht, daß sowohl in wichtigeren als in geringfügigeren Dingen das Handeln dem Denken bisweilen voranschreitet. Sollte vielleicht nicht so sein, ist aber von jeher so gewesen und wird sich auch schwerlich ändern, so lange es noch etwas anderes als graue und weiße Haare in

der Welt giebt. Und obgleich ich die Letzteren nun schon seit geraumen Jahren selber besitze, bitte ich doch, Gott wolle die Jugend vor ihnen, äußerlich wie innerlich, recht lange in Gnaden bewahren.

Was ich indeß im Anfang über den eigenthümlichen Glauben der Menschen geschrieben, damit hat es folgende Bewandtniß. Ich weiß noch gar wohl, wie mein Nachbar und Patronatsherr, der Baron Hochseß auf Hohenwerdach, vor bald sechszehn Jahren nach meiner Hierherversetzung nach Niederwerdach bei mir eintrat. Er mag wohl schon in den Dreißigern damals gewesen sein, sah aber aus, als habe er die Zwanziger noch nicht zur Hälfte überschritten. Wie mein Beruf es so mit sich bringt, hab' ich mit vielen Leuten verkehrt, und auch ein ziemliches Gedächtniß für auffällige Persönlichkeiten aller Art, hatte jedoch damals und habe auch bis heut noch keinen schöneren und in Gesundheit prangenderen Mann, als ihn, gesehen, wie er von seinem Pferd herab sprang und mit seinen hohen Reiterstiefeln durch den dichten Schnee auf mein Fenster zukam. Es war damals, im Februar, eine grimmige Kälte in deutschen Landen, daß sich das Wild aus dem Werdacher Park Nachts bis an die Häuser drängte und erfror — ich erinnere mich so, daß meine liebe Sophie noch eines Abends spät mit einem sonderbaren Gast in mein Arbeitszimmerchen herein hüpfte, als ich grad' für den andern Morgen meine Predigt ausarbeitete. Da hielt sie nämlich, wie ein Hündchen, ein noch ganz junges Reh am

Ohr, das aus lauter Noth draußen im Hofraum nach dem Küchenabfall gescharrt hatte und auf ihr Locken wie ein zahmes Hausthier hinter ihr drein lief. Nun, in solcher Kälte sprach der Baron Hochseß bei mir vor und trug nichts als einen einfachen Rock, wie er mir jetzt an warmen Sommerabenden kaum ausreichend sein würde, und dazu weder ein Tuch, noch einen Kragen um den freien Hals, daß es mich in der behaglichen Stube, bei seinem Anblick ordentlich durchfröstelte. Sprachen wir da, wie es sich denn gewöhnlich so macht, wenn ein paar einander eigentlich wildfremde Menschen zusammen sich unterreden sollen, von der strengen Witterung und von ihrem Einfluß auf den Gesundheitszustand im Allgemeinen, bis ich endlich eine günstige Gelegenheit erachtete, die Rede ex abstracto ad concretum hinüber zu leiten und dem Herrn Baron darzuthun, wie er seine für alle Gutsuntergebenen unschätzbare Gesundheit doch im Grunde — er möge mir den Ausdruck verzeihen — leichtsinniger Weise durch solche Kleidung bei der jetzt herrschenden Kälte auf's Spiel setze. Da höre ich noch, wie er hell auflachte, es hatte so einen eigenthümlichen, wie Stahl tönenden Klang, wenn er es that, und sagte, er sei aus einem Stamm von Eisen und wie seine Vorfahren niemals krank gewesen, so wisse er auch ganz genau, daß all' die Jämmerlichkeiten und Leibesübel, an denen andere Leute laborirten, ihn nie betreffen könnten. Das war so sein Glaube, an dem er festhielt, wie nur ein Orthodoxer es am Buchstaben des Evangeliums thun mag,

und sind doch kaum anderthalb Jahrzehnte vergangen, daß er jetzt mit weißem Haar drüben in seinem Stuhl sitzt, in dem er sich nicht mehr regen kann und nicht wie ein Vierziger aussieht, sondern wie ein Mann, der alle Lebenstrübsal bis zum Grund durchgekostet und sich gar bitterlich nach dem Ende sehnt.

Ich ersehe aber an meinem Papier, das ich mir zurecht gelegt, wie ungeschickt ein alter Landpfarrer, der fast seit seinen Universitätsjahren nicht mehr anhaltend mit der Feder umgegangen, sich bei einer Aufzeichnung, wie ich sie vorhabe, benimmt. Ich beabsichtigte nur so beiläufig des absonderlichen Glaubens mancher Menschen Erwähnung zu thun, und habe cum loquacitate senili mehrere Seiten über Dinge vollgeschrieben, die mit meinem Zweck durchaus nichts zu schaffen haben. Es knüpfte sich da nur eine Gedankenverbindung bei mir an, weil es auch auf meiner Seite solch ein festgewurzelter Glaube, oder vielmehr die Erschütterung desselben gewesen, die mich zu meinem Vorsatz veranlaßt. Weil ich nämlich all' mein Lebtag auf das ausnehmende Gedächtniß, mit dem Gott mich begabt, stolz gewesen bin, vermeinte ich, dasselbe müsse auch eben so bis ans Ende meines irdischen Daseins ausdauern und die Erinnerung mancher merkwürdigen Vorgänge, die ich zum Theil vernommen, zum Theil selbst erlebt, sich ungeschwächt in mir erhalten. Wollte mir aber plötzlich gestern Morgen der Name meines liebsten Studiengenossen und nachherigen langjährigen Amtsbruders, mit dem ich bis zu seinem

Ende viel Freud' und Leid getheilt, nicht mehr zurückkommen, so daß ich dies als ein Zeichen genommen, wie es wohl Zeit sei, auch an meinen Weggang zu denken und einige Dinge, die nur in meinem Gedächtniß aufbewahrt sind, wahrheitsgetreu für diejenigen zu erhalten, die möglicher Weise noch einmal nach ihnen forschen könnten, wenn ich lange vielleicht Leib und Seele der Erde und dem unerforschlichen Rathschluß Gottes anheimgegeben habe. Deßhalb ist mir der Entschluß gekommen, was mir wichtig erschien, kürzer oder ausführlicher auf diesen Blättern zu verzeichnen, die ich zu versiegeln und vor unberufenen Augen im Kanzleischrank unserer Kirche aufzuheben gedenke. Sollte mich, wie es wohl sein mag, dabei hin und wieder die Lust anwandeln, aus meinem eigenen Leben Erinnerungen von Freud' und Leid, die für Niemand als mich selbst und meine liebe Sophie Interesse haben, einzufügen, so bitte ich den, welchem dies berufener Weise in die Hände kommt, es einem alten Manne nicht als Eitelkeit oder sonst übelwollend auszulegen. Sind ja doch oft Menschenschicksale so seltsam in einander verflochten, daß es schwer fällt, den Hauptfaden unversehrt herauszuwickeln, wenn man überall ängstlich bemüht sein soll, die kleinen Neben- und Verbindungsfäden davon abzutrennen. Da ich aber, als Einer, der bald durch ein halb Jahrhundert nur mit dem unmittelbaren Wort zu wirken bemüht gewesen, wie ich auch schon gesagt, in der Kunst schriftlichen Ausdrucks mich nie sonderlicher Uebung befleißigt habe, so ist es mir am Besten erschie-

nen, das Nachfolgende kurz und einfach aus den chronologischen Anhaltepunkten, wie sie mein seit geraumen Jahren geführtes Tagebuch ergiebt, zusammen zu stellen.

Den 13. März 1836.

An dem vorstehenden Tage ging ich schon ziemlich in der Dämmerung durch meinen großen Pastoratsgarten zu Altingen, um so einigermaßen den Schaden zu bemessen, welchen der Sturm vom vorhergehenden Tage meiner Baumzucht und am Strauchwerk angerichtet hatte. Es war ein wahrhaft orkanartiges Unwetter mit Blitz und Hagelschlag gewesen, wie die Tag- und Nachtgleiche es in unserem Strich nur zu gern mit sich bringt. Da kommt meine Magd von der Hofthür herabgelaufen und sagt, mein alter Freund und Amtsbruder, auf dessen Namen ich mich gestern vergeblich besonnen, der Pastor Reinhard von Winfeld, sei so eben bei mir vorgefahren. Nahm mich das freilich Wunder, denn Winfeld liegt beinahe vier Stunden von Altingen und Reinhard war erst vor ein paar Tagen bei mir vorgesprochen und hatte gesagt, er werde in der nächsten Zeit durch viele Amtsgeschäfte verhindert sein, den Sonntagabend, wie es unter uns Beiden in abwechselnder Weise Brauch geworden, bei mir zuzubringen. So glaubte ich, daß meine Magd sich wohl geirrt haben möge, und ging langsam den großen Mittelsteig zum Hause hinauf. Kam mir aber am obern Ende desselben doch Jemand entgegen, den

ich im Zwielicht nach der Gestalt für Freund Reinhard halten mußte. Wie ich näher kam, war er es auch, und nachdem ich ihn herzlich begrüßt, faßte ich seinen Arm und schritt mit ihm auf die Thür zu. Es fiel mir allerdings auf, daß er einsilbiger als gewöhnlich sei, und auch in seinem Gesicht schien mir etwas verändert zu sein; aber ich schob es auf das Dämmerlicht, und da ich denn anders nicht zweifelte, daß er gekommen wäre, um den Abend mit mir zu verleben, brachte ich ihn nur an mein Zimmer und ging in die Küche, um einige Anordnungen für einen einfachen Imbiß zu treffen. Von meiner guten Sophie wußte ich damals noch nichts, denn obgleich ich wohl schon an zwanzig Jahre, wie meine selige Mutter es immer zu erleben gehofft, zu Altingen in Amt und Würden gestanden hatte, so war doch die dortige Pfarrstelle gar zu gering besoldet, als daß ich daran hätte denken können, außer meiner Mutter unsern Hausstand noch durch eine anwachsende Familie zu vermehren. Und wie es bei Einem, der nicht jung freit, leicht zu geschehen pflegt, wußte ich, als jene hochbetagt starb, in Näh' und Ferne Keine, die ich so recht an ihre Stelle hätte setzen mögen, so daß ich wohl an fünf Jahre mit der alten Magd meines Vorwesers, einem trefflichen Erb- und Inventariumstück des Pfarrhauses, in ziemlicher Einsamkeit fortwirthschaftete. Ja es wäre auch wohl bis an mein Lebensende eben so einsamlich in Herz und Haus bei mir geblieben, wenn nicht bei meiner Hierherversetzung nach Werdach allerlei Verhältnisse

es nothwendig gemacht hätten, daß ich mich längere Zeit in der Landeshauptstadt aufhalten mußte, und dabei bin ich zu meiner jungen Frau gekommen, die dem Alter nach meine Tochter, ja fast mein Kindeskind hätte sein können, und mir altem Junggesellen doch ein so holdseliges, treues, liebreiches und altkluges Weibchen geworden ist.

Nun, daran konnte ich damals also nicht denken, als ich in Gemeinschaft mit der alten Brigitte die Abendmahlzeit zurichtete und eine Flasche von meinem Elfer aus dem Keller herauf holte. Als ich wieder ins Zimmer trat, war der Tisch fertig gedeckt, und Freund Reinhard ging mit großen Schritten darin auf und ab. Ich bat ihn, sich zu setzen und zuzugreifen, und wie ich es so, auch vor Fremden, in alter Gewohnheit gehalten, saß Brigitte mit uns am Tisch, und da wir ein rechtschaffenes Tagewerk in Haus und Garten hinter uns hatten, aßen wir Beide mit trefflichem Appetit, so daß es mir erst auffiel, daß mein Gast unserm Beispiel gar wenig nachgekommen war, als ich am Schluß seinen Teller völlig unberührt vor ihm stehen sah. Er hatte aber sonst immer einen guten Pastorenappetit, und wie ich mir das mit seinem übrigen Wesen befremdlich zusammen zu reimen suchte, mußte ich auf die Annahme gerathen, daß er sich nicht recht wohl fühle, und befragte ihn deßhalb. Verneinte er die Frage nicht, bejahte sie indeß auch nicht gerad', sondern stand auf und sagte nur, daß es wohl Zeit sei und daß er wieder heimfahren wolle. Merkte ich nun ja natürlich, daß etwas

Absonderes und Verstörendes in ihm vorgehen müsse, und gab deßhalb der Alten einen heimlichen Wink, daß sie uns allein lassen solle. Wie sie dann draußen war, that ich, als ob weiter nichts Auffälliges in dem Benehmen meines Freundes liege, stopfte meine beiden Ulmer Köpfe, reichte Reinhard einen davon hinüber und schänkte uns Beiden von dem Elfer ein.

Weil das Nachfolgende so außergewöhnlicher Natur war, ist mir jede Einzelheit von dem Abend so fest im Gedächtniß verblieben, wie ich es hier eben vielleicht mit überflüssiger Genauigkeit berichtet. Will darum nur kürzer beifügen, daß Freund Reinhard endlich, nachdem er mich oft zögernd angesehen und hastig einige Gläser Wein getrunken, mir das Folgende, wie es in meinem Tagebuch steht, erzählte.

„Es war gestern in der ersten Morgenfrühe, daß mein Küster mich mit verstörtem Gesicht aus dem Schlaf weckte und mir die Mittheilung machte, spät in der Nacht sei an seine Thür gepocht worden, und wie er aus dem Bett aufgestanden, um nachzusehen, sei ein fremder Herr bei ihm eingetreten, der allein mit ihm zu sprechen verlangt habe. In seinem Wesen habe etwas Vornehmes und Gebieterisches gelegen, und habe derselbe ohne viele Umschweife eine mit Goldstücken angefüllte durchsichtige Börse auf den Tisch geworfen und in befehlendem Ton gesagt, sie sei ihm zum Lohn für eine Handlung bestimmt, welche er von ihm begehre. Er solle für die andere Nacht sich eine, der üblichen Pfarrer-

kleidung möglichst ähnliche Tracht verschaffen und einem jungen Paar die kirchliche Trauung ertheilen, wobei es ihm ja leicht fallen werde, in Ton und Geberde, sowie auch in Art und Wendungen der Rede, die Weise eines wirklichen Pastoren täuschend nachzuahmen. Nachher habe er einen Trauungsschein auszustellen und mit dem Kirchensiegel und der nachgemachten Unterschrift des zeitigen Dorfpfarrers zu versehen. Der Küster erzählte mir, daß der Fremde dies mit einem Ton, der keine Widerrede duldete, erklärt habe und mit der Weisung um die zehnte Stunde des Abholens, und im Weigerungsfalle oder wenn er ein Wort von dem Vernommenen verrathe, des Schlimmsten gewärtig zu sein, fortgegangen sei.

Es läßt sich denken, daß diese Mittheilung mich schnell aus meiner Müdigkeit aufrüttelte und daß wir uns in den mannichfachsten Erwägungen darüber ergingen. Der Küster, der ein wenig zaghafter Natur ist, wollte durchaus, daß wir zur Stadt senden und weltliche Hülfe von dort verlangen sollten, oder, da ich ihm aus der Entfernung die Unmöglichkeit des zeitigen Eintreffens derselben demonstrirte, daß wir das Dorf von der Sache in Kenntniß setzen und ihm eine Wache handfester Bauern für die Nacht ins Haus legen möchten. Da ich meine Gedanken in der Schnelle nicht klar zu vereinigen im Stande war, suchte ich ihn, so gut ich es vermochte, zu beruhigen, verpflichtete ihn zum Stillschweigen und sandte ihn mit dem Bescheid nach Hause, in einigen

Stunden wiederzukehren und die schwierige Angelegenheit völlig und unbesorgt meiner Hand zu überlassen.

Dann bin ich lange mit mir zu Rathe gegangen und habe versucht, in die Dämmerung, die vor mir lag, so viel Licht hinein zu bringen, als die seltsamen Verhältnisse es gestatteten. Ich sagte mir, daß ein doppeltes Verbrechen beabsichtigt werde, einerseits der Mißbrauch des heiligen Sakraments, und andererseits die Täuschung eines arglosen Geschöpfes, das muthmaßlich in namenloses Elend und Verzweiflung gestürzt zu werden drohte. Aber ich sagte mir auch, daß es kaum in menschlicher Macht liegen werde, die Ausführung dieses Verbrechens zu hindern, da ja leider das Gold nur zu geeignet ist, gar manches Gewissen zu überwinden und statt des einen Redlichen, der ihm widerstanden, zehn Gottlose trifft, die sich bereitwillig zur Uebernahme der schändlichen Rolle hergeben würden. Da habe ich denn endlich gedacht, es geht Gottes Fügung vor Menschensatzung; räthselhaft sind seine Wege und er kann böse Absicht dahin verwandeln, daß sie gute Früchte zeitigen muß, und als der Küster wiederkam, habe ich ihm erklärt, ich wolle vor Gott und meinem Gewissen die Sache auf mich nehmen, denn es stehe geschrieben, seid klug wie die Schlangen und ohne Arg wie die Tauben. Ich würde, wenn der Wagen komme, bei ihm bereit sein, und er möge, ohne daß er sein Gewissen mit einer Lüge belaste, aussagen, daß es ihm nicht möglich sei, das Begehrte zu leisten, daß aber ein Freund sich entschlossen habe, zu thun, was man von ihm fordern werde.

Nachher habe ich allerdings mit einigem Herzklopfen gehört, wie unsere Kirchthurmuhr acht, und, wie mir schien, gar bald darauf neun Uhr schlug; später konnte man nichts mehr vernehmen, denn es ward ja ein Unwetter, daß man wohl nichts davon wahrgenommen hätte, wenn der Kirchthurm auf drei Schritte von Einem zusammengebrochen wäre. Aber genau als meine Taschenuhr die zehnte Abendstunde zeigte, ward wieder an die Küsterwohnung, in der ich mich eingefunden, geklopft, und der Fremde vom Abend zuvor trat ein. Der Küster begrüßte ihn und berichtete, laut unserer Abrede, sogleich über den Stand der Sache, worauf der Unbekannte mich mit einem scharfen Blick maß und fragte, ob ich mich getraue, den Pfaffen eben so gut mit der Kehle nachzumachen, wie ich es in der Kleidung verstanden. Ich hatte nämlich den kleinen Ornat angelegt, verbeugte mich und antwortete gelassen, daß ich mit Gottes Beistand meinem Gewand keine Schande zu machen hoffte. Das war sehr unvorsichtig und kam mir wider meine Absicht so über die Lippen, aber der Fragesteller lachte darüber nur mit einer eigenen Stimme laut auf und erwiderte:

„Gut, vortrefflich; ich sehe, ich werde mit Ihnen zufrieden sein.“

Damit schien indeß seine gute Laune wieder verschwunden, denn er kommandirte barsch:

„Vorwärts!“

Wir stiegen in den draußen harrenden Wagen und fuh-

ren ab. Weil ich nun schon einmal beinahe aus meiner Rolle gefallen, so setzte ich mich, als ein bezahltes Subjekt, das ich ihm gegenüber vorstellen mußte, nicht neben ihn in den Rücksitz, und er ließ es auch ohne Weiteres zu, daß ich gegenüber Platz nahm; sprach auch kein Wort mit mir, sondern wir fuhren Beide schweigsam durch die Nacht. Ich wünschte natürlich gar gern, mich über die Gegend zu orientiren, und dachte anfänglich auch, daß mir dies nicht schwer fallen könne, da ich seit so manchem Jahr schon mit allen Wegen und Stegen um Winfeld genau vertraut war. Aber es ist wohl Gottes Wille gewesen, daß grade eine so todte Finsterniß war, daß ich schon nach einer Viertelstunde keine Ahnung mehr besaß, in welcher Richtung wir überhaupt uns befänden. Dazu prasselte der Sturm, als ob böse Geister recht eigentlich diese Nacht sich auserlesen, um ihr Unwesen darin zu treiben. Manchmal ward es für lange Weile still, daß man nur ein sonderbares Brausen und Sausen hoch über uns vernahm. Da müssen wir durch tiefen Wald gekommen sein, in welchem der Wind oben durch die laublosen Wipfel heulte. Dann faßte er uns plötzlich wieder gewaltsam wie auf offener Haide, doch der Wagen flog immer mit gleicher Geschwindigkeit vorwärts. So blieb mir nichts, als meinen Plan aufs Neue zu überdenken, nach welchem ich die Trauung vollziehen und sobald alle Vorschriften erfüllt wären, erklären wollte, daß die, welche ich soeben verbunden, nicht zum Schein, sondern durch einen wirklichen Diener der Kirche

und in alle Ewigkeit vermählt worden seien. Allein trotz der Aufregung oder vielleicht, weil ich mich den ganzen Tag schon in derselben befunden, überwältigte mich allgemach die Müdigkeit, und als der Wagen plötzlich anhielt, bemerkte ich, daß ich fest geschlafen hatte und von der Länge des Wegs, den wir zurückgelegt, keine Vorstellung mehr besaß.

Wir befanden uns in einem dunklen Hofraum, der, wie ich beim Aussteigen bemerkte, mit alten Bäumen besetzt sein mußte, denn ich vernahm dasselbe Geräusch des Windes über mir, wie auf der Fahrt, wenn wir durch einen Wald gekommen. Es war nirgendwo Licht zu gewahren; mein Begleiter faßte einen Zipfel meines Mantels und zog mich daran hinter sich drein über Treppen und Gänge, mich däucht hoch hinauf, doch immer gleich lichtlos. Endlich schob er mich in einen ebenfalls vollkommen finstern Raum, hieß mich bereit sein und schloß eine Thür hinter mir. Ich fühlte an den Wänden des kleinen Zimmers, in dem ich mich befand, umher und entdeckte, daß sie abgerundet waren. Es mußte eine Art Thurmgemach sein, das dem Sturm entgegen lag, denn er heulte in vollen Stößen rund umher. Noch einmal ließ ich alle Erwägungen des Tages an mir vorüberziehen; darüber mochte wohl noch eine gute Weile vergangen sein, als plötzlich eine alte, dumpfe Uhr in der Ferne schlug. Der Klang kam wie unterirdisch aus der Tiefe herauf, und ich zählte zu meinem Erstaunen fünf Schläge.

Da ging dicht neben mir eine andere Thür auf, daß ich ganz geblendet zurückfuhr. In einem großen Gemach mit hohen, bilderbedeckten Wänden war eine Art Altar errichtet, der ganz von Kerzen in silbernen Armleuchtern strahlte. Davor lag eine Goldschnittbibel aufgeschlagen, daß es mich ordentlich bei dem Gedanken durchschauderte, zu welch' gottlosem Treiben das Alles angeordnet und bestimmt gewesen. Es war aber Niemand in dem Saal, als ein Bedienter mit einem glatten, unheimlichen Gesicht, der die Thür geöffnet und auf mich zutrat. Er verbeugte sich mit Affektation vor mir und sagte spöttisch:

„Wollen der Herr Pastor die Güte haben?" Dabei wies er auf den Altar, vor dem eine Fußbank von grünem Sammet angebracht war, und reichte mir einen Papierstreifen, auf welchem die Namen, deren ich bedurfte, verzeichnet standen.

Ich habe nichts bedacht, als daß ich keinen andern Ausweg wußte, ein schweres und unheilvolles Verbrechen gegen Gott und Menschen zu verhüten. Es mag sein, daß ich gegen das, was meine Amtspflicht erheischte, gefehlt habe, indem ich die Trauung vollzog, ohne daß all' die vorgeschriebenen Bedingungen erfüllt gewesen, welche die Vorsicht unter den gewöhnlichen Umständen des Lebens aufgestellt hat. Ich habe mich mit meinem Gewissen berathen — wollte Gott nur, ich hätte der Menschenfurcht getreulich Trotz geboten bis zum Ende.

Als ich eben vor den Altar getreten, that sich auf der andern Seite eine Doppelthür auf, und die Erwarteten erschienen. Der Fremde führte ein junges Weib am Arm, von so wundervoller Schönheit, daß es mir war, als sähe ich eine Lichtgestalt auf mich zuschweben, und daß mir das heilige Buch noch heftiger in den Händen zu zittern begann, als vorher. Sie war ganz in ein bräutliches Weiß von den köstlichsten Stoffen gekleidet und mochte wohl wie im Traum gehen, denn ein so seliges Lächeln hab' ich bei einem wachenden Menschen in all' meinen Tagen nicht gesehen. Ich glaube auch, daß ihre süßen, lieblichen Augen kaum etwas von dem gewahrt, was um sie her war und vorging, denn sie hingen unverwandt in denen des schönen Mannes an ihrer Seite, in dessen Seele sie mit all' ihrem Glanz doch nicht hinunter zu schauen vermochten. Es ist mir auch, als wären mir fortwährend Thränen durch die Wimpern getreten, denn ich sah nur wie durch einen Schleier, daß der Bräutigam das Mädchen auf mich zuführte und daß Beide auf dem Sammetschemel vor mir niederknieten. Dann habe ich alle Gewalt zusammen genommen und eine Rede gehalten über den Vers: „Und wenn eure Sünde auch blutroth wäre, will ich sie doch weiß wie Schnee machen, spricht der Herr". Es war wohl ein sonderbares Trauwort, aber ich konnte nicht anders und ist der jungen Maid auch nicht aufgefallen, die ja wie der Schnee war und von Sünde nichts gewußt, während er manchmal zornig die Augen gegen mich wandte und sich

auf die Lippen biß, weil er es für einen Spott gehalten, den ich mir mit ihm erlaubte. Endlich fragte ich, nach dem Ritus, ob die Jungfrau — und ich las den Namen von dem Papierstreifen ab — den Bund bekräftigen wolle und in Freud' und Leid bei dem Manne ausharren und in allen Wandlungen der Zeit ihm angehören. Sie sagte, ein wenig fremdländisch, dünkt mich: „Ja", und ich richtete dieselbe Frage an ihn, die er eben so beantwortete, und während sie die Ringe an ihren Händen austauschten und sie sich den ihrigen wie in der ganzen Zaghaftigkeit eines unermeßlichen Glückes stumm von ihm über den feinen Goldfinger hinaufstreifen ließ, schöpfte ich noch einmal tief Athem und sagte, allen Muth und alle Kraft sammelnd:

„Und so erkläre ich Euch hiermit für christliche und rechtmäßige Eheleute vor Gott und der Welt, die hinfort keine Macht und Gewalt auf Erden scheiden soll, denn der Tod allein, dieweil ich —"

Und ich wollte fortfahren: „Dieweil ich Euch als Diener des Herrn und kraft meines heiligen Amtes in Wahrheit christlich vereinigt habe, daß der Segen Gottes auf Eurer Ehe ruhen und sie vor dem Gesetz der Menschen unantastbar bestehen wird —". Allein ehe ich den angefangenen Satz zu beenden vermochte, war der Mann, der mir schon öfter ungeduldig zugewinkt hatte, aufgesprungen und hatte sein junges Weib in die Arme genommen, so daß er sie mehr mit sich fort trug, als führte. Dann waren sie Beide durch die

Doppelthür wieder verschwunden, und nur der Bediente blieb neben mir, der mit höhnischem Lachen die Kerzen auf dem Altar ausblies und nur einen Armleuchter brennend erhielt, mit dem er mich in das runde Eckgemach zurück geleitete. Dort hieß er mich einen Trauschein ausfertigen, schloß mich ein und verließ mich ebenfalls.

Ich habe niemals einen solchen Sturm erlebt, als in dieser Nacht. Der Wind stöhnte und winselte unsichtbar um mich her, das alte Gebäude, in dem ich mich befand, krachte und wankte in allen Fugen, als wolle es zusammenstürzen. Die Wände des runden Zimmers waren mit verblichenen, altväterischen Gobelins bedeckt, und auch an ihnen hingen schwere Familienbilder in fast schwarz gewordenen Goldrahmen, die sich bei jedem Windstoß hoben und senkten und in dem seltsamen Licht der wehenden Kerzen wie lebendig gegen einander bewegten. Ward mir aber allmälig dabei immer unheimlicher zu Muth, daß ich aufstand, ans Fenster treten und durch die Finsterniß nach dem Himmel hinaufblicken mußte, um etwas zu haben, woran ich mich festklammern und das mich vor dem Verzagen schützen könne. Und grad' als ich hinaus sah, glänzte mir, wie ein Trost, ein ganz weißer Stern aus dem Schwarz entgegen; der war so lieblich, daß ich unwillkürlich bei seinem Anblick der Augen und des Antlitzes der gar süßen Frauengestalt denken mußte, der ich eben erst, wie mein Herz mir mit bangfreudigem Klopfen sagte, als ein Erretter gegenübergestanden.

Ich konnte gewahren, daß sich viel Wolken über den Stern zu drängen suchten, immer aber, wie durch geheimen Zauber, brach er wieder mit seinem reinen Licht hindurch, und ich freute mich dessen, wie man selbst in großem Unglück und Bängniß seine Theilnahme manchmal an ein geringfügig Ding zu heften vermag und gewissermaßen aus sich selbst zu ihm hinüber flieht. Doch wie ich so stand und den Stern betrachtete, kam plötzlich ein stärkerer Windstoß, als er zuvor noch gewesen, der eine ungeheure Wolkenmasse heraufbeschwören oder in ihrem Geleit sein mochte, denn nun fühlte ich den Boden unter meinen Füßen zittern, und zugleich vernahm ich von drüben her über den Hofraum, um den sich ein anderer Flügel des Gebäudes herum erstrecken mußte, aus dem Dunkel einen herzzerreißenden Schrei, wie von Jemandem, der in Todesangst aufgefahren. Dann flog ein greller Blitz grade über dem Hause aus den Wolken, und mir war, als sähe ich bei seinem Schein meinen weißen Stern herunterschießen und drüben an der langen Fensterreihe, die ich einen Augenblick gewahren konnte, vorüberflattern und verschwinden. Als der Donner knatternd hinterdrein brach, war schon Alles versunken, selbst meine eigenen Kerzen hatte der pfeifende Sturm ausgelöscht, und ich stand in tiefer Finsterniß, denn auch der Stern war nicht mehr sichtbar.

Wie lange es gedauert, weiß ich nicht; ich hatte mich an einen Stuhl getastet und betete laut vor mich hin. Endlich ward der Schlüssel in der Thür gedreht und der Mann,

den ich eingesegnet hatte, trat herein. Er hielt eine Blendlaterne in der Hand, so daß ich sein Gesicht nicht zu unterscheiden vermochte, aber ich sah, daß seine Augen unheimlich, wie die einer Katze, daraus hervorglühten. Mir schien, daß er mich eine Zeitlang von Kopf bis zu Fuß musterte, dann sagte er mit schneidender Stimme:

„Wenn es einen ewigen Richter giebt, so hoffe ich, wird er Dich härter strafen, als mich, grauer Schurke. Welche Ausflucht hast Du? Ich kann sagen, ich war jung und mein Blut wild —“

Er hielt inne; ich sah, daß in seinem Innern das Gewissen zu nagen begann, und gedachte den Augenblick zu nützen und ihm darzuthun, wie die Gnade des Herrn auf unbegreiflichem Wege ihn an unsühnbarem Verbrechen vorüber geleitet; aber er herrschte mich rauh an:

„Schweig! Sonst geb ich meiner Regung nach, selbst den Richter an Dir zu machen und Dich in meinem Thurm lebendig verfaulen zu lassen, daß Deine Knochen das Tageslicht nicht wiedersehen, bis der jüngste Tag —“ Er brach wiederum ab. „Ich will Dich schwören lassen“, fuhr er rasch fort, „damit Du noch ein Verbrechen auf Deine Seele lasten und meineidig werden kannst. Ich leiste Dir einen Eid dagegen, daß ich mein Versprechen halte und daß Du in meinem Thurm faulen sollst, wenn Du Deinen Schwur brichst.“

Wie er sich hastig umwandte, um die Bibel, die neben

mir auf dem Tisch lag, zu ergreifen, fiel ein Strahl der Lampe über sein Gesicht. Und wieder, wie schon vorhin in den Augen, lag etwas von der Katze darin. Ein grausamer und doch noch unentschlossener Zug, wie wenn sie mit einem gefangenen Thier spielt und zaudert, ob sie es fahren lassen oder zerreißen soll.

„Schwöre hierauf", sagte er, die Bibel vor mich ausstreckend, „daß Du nie, so lange Du lebst, die Namen nennen willst, die Du von diesem Blatt gelesen; daß Du keinem Menschen uns beschreiben willst nach Gesicht und Gestalt; daß Du Niemanden sagen willst, wo Du gewesen — so wahr sich Gott Deiner Sündhaftigkeit erbarmen möge."

Und es ist über mich gekommen, wie über Petrus, da er hin ging und den Herrn verleugnete. Im Dunkel des Gemachs sah ich mein treuliebes Weib vor mir stehen, und meine holdseligen Kleinen, wie sie mir zunickten und schluchzten. Und wie ich auf sie hinstarrte, gewahrte ich zugleich das Gesicht des Mannes, das sich vor meinem Zaudern immer grausamer verzerrte, und mir war, als wehe eisige Moderluft mir schaurig und erstarrend durch die Gebeine, daß eine unendliche Sehnsucht nach dem Tageslicht und dem Leben mir die Sinne gefangen nahm. Wer solche Versuchungen bestanden, werfe den ersten Stein wider mich, denn ich habe den Finger aufgehoben und gestammelt:

„So wahr sich Gott meiner Sündhaftigkeit erbarmen möge."

Dann bin ich fortgekommen, ich weiß nicht wie. Der Wagen hat mich nach Hause zurückgebracht; ich glaube, daß es im Osten schon hell zu werden begann, als ich abgefahren. Ich habe aber immer im Halbschlaf gelegen und schreckliche Dinge gesehen, bis ich wieder wie besinnungslos und ohne eine Vorstellung von dem Wege, den ich gemacht, im hellen Mittagslicht in der Wohnung des Küsters zu Winfeld stand.

Es ist mir dann, wie die Erinnerung zurückkam, befremdlich gewesen, daß in der Nacht von dem Trauschein, der doch erst von mir so bestimmt begehrt worden, nicht mehr die Rede gewesen, obgleich derselbe schon in aller Form und von den Eheleuten unterschrieben, ausgefertigt dalag. Muß ich denselben wohl zuletzt noch mechanisch zusammengefaltet und eingesteckt haben, denn ich fand ihn in meiner Brusttasche und habe sogleich nach meiner Rückkunft nur das Kirchensiegel noch darauf gesetzt und auf der Rückseite in der Kürze die wundersamen Umstände, unter denen diese vor Gott und der Welt gültige und rechtskräftige Ehe geschlossen worden, beigefügt. Dann habe ich ihn versiegelt und unter der Aufschrift der Braut, welche ich getraut, im Kanzleischrank meiner Kirche hinterlegt.

Freund Reinhard war sehr angegriffen, als er mir die vorstehende Geschichte erzählt hatte. Er ruhte einige Zeit schweigend aus, trat dann feierlich vor mich hin und sagte,

er sei zu mir, seinem ältesten und besten Freunde und Bruder im Glauben, gekommen, um mich vor Gott und meinem Gewissen zu fragen, was ich von seiner Verschuldung in der mitgetheilten Sache halte. Da ich gewahrte, daß er vor Aufregung zitterte und mir das Bedenklichste darin zu liegen schien, daß er die Trauung einestheils ohne Zeugen und anderntheils ohne die gesetzlich vorgeschriebenen Legitimationen vollzogen hatte, er jedoch diese Dinge ersichtlich als nebensächlich betrachtete, so vermochte ich ihm die Hand darauf zu reichen, daß ich die nachherige Ableistung des Eides und das Verschweigen seines Standes nicht für strafbar, sondern gradezu für geboten zur Erhaltung seines Lebens erachte; da es ja keinem Zweifel unterliegen könne, daß der Fremde, wenn er eine Ahnung davon gehabt, daß er wirklich und rechtsgültig vermählt worden, seine Drohung ausgeführt und den einzigen Mitwisser dieses Ereignisses bei Seite geschafft haben würde. Ich sehe indeß noch, wie Reinhard den Kopf schüttelte; er sagte nichts weiter, als daß er mir danke und daß ich es gut meine. Dann kamen wir überein, gänzlich von der Angelegenheit zu schweigen, damit sie nicht ruchbar werde und möglicherweise Anlaß zu einer gerichtlichen Nachforschung gebe, die doch jedenfalls nur Unheil anstiften könne. Wollte mir indeß das Aussehen und Wesen meines alten Freundes durchaus nicht gefallen, als er bald darauf Abschied von mir nahm und nach Hause zurückfuhr. Ich versprach, am nächsten Sonntag sicherlich

nach Winfeld zu kommen, und setzte mich, sobald er mich verlassen, an meinen Schreibtisch, um obigen Bericht, so treu er mir im Gedächtniß verblieben, niederzuschreiben.

Den 15. März.

Es war leider bestimmt, daß ich Reinhard noch vor dem Sonntag wiedersehen sollte. Bald nach Mittag traf ein Bote aus Winfeld ein, der mein augenblickliches Mitkommen forderte. Als ich um die Dämmerzeit im Pastorat anlangte, stand Frau Reinhard mit ihrem Kindlein laut schluchzend auf dem Flur, und sagte, ihr Mann liege schon seit dem Abend zuvor in Phantasien und der Arzt habe, als er vor einer Stunde fortgerufen worden, keine Hoffnung mehr gegeben. Hat mich selten ein Anblick so erschüttert, als wie ich in sein Zimmer trat und den großen, kraftvollen Mann abgezehrt und mit eingesunkenen Augen auf dem Bett liegen sah. Sein Gesicht war ganz farblos und seine Lippen bewegten sich unaufhörlich unruhvoll auf und zu. Es mußte etwas Seltsames in ihm vorgehen, denn so oft seine treue Frau sich über ihn beugte und ihn rief, blieb er doch immer regungslos liegen; ich aber hatte kaum einmal leise seinen Namen genannt, als er die Augen aufschlug, mich groß und vernünftig ansah und den Andern fortzugehen winkte, weil er mit mir allein bleiben wolle. Das thaten sie weinend, nur sein jüngstes Kindchen, sein Söhnlein Hans, das kaum ein Jahr alt war, nahm ich auf den Arm und setzte mich mit ihm auf des Vaters Bett. Der machte eine mühsame

Bewegung mit seiner magern Hand, um die meine zu fassen, und sagte:

„Es ist gut, daß Du da bist, Baumholz, denn es hätte nicht lange mehr gedauert, daß Du mich nicht mehr gefunden. Und es ist auch gut, daß es zu Ende geht. Es thut mir leid um mein herzliebes Weib und meine Kleinen, aber ich baue auf den, der ein Vater der Waisen und ein Versorger der Wittwen zu sein versprochen hat. Ich hoffe auch, daß er mir meine Schuld vergeben wird; es ist ja ein Beweis seiner Güte, daß er mir die Last abnimmt, die ich nicht mehr tragen konnte. Wolltest Du mir noch ein Gutes erzeigen, so macht Deine langjährige treue Freundschaft mir das Sterben leichter, wie sie mir das Leben oftmals erleichtert hat. Es ist wohl eine Fügung Gottes, daß Du meinen Jungen da grad' auf dem Arm hast, den ich Dir gern —“

Der Kranke richtete sich mühsam auf und streckte die Hände nach dem Kopf des Kindes aus, das sich indeß schreiend, wie von etwas Fremdem von dem in erschreckender Weise veränderten Vater abwandte und die Stirn an meiner Brust versteckte.

Man sah, daß die Furcht, die sein Anblick dem Knäblein einflößte, dem Sterbenden wehe that, doch er bezwang sich gewaltsam und fuhr mit wehmüthigem Lächeln fort:

„Den ich Dir nicht erst ans Herz zu legen brauche, denn er thut es von selber —“

Er hielt eine Weile inne; ich war so bewegt, daß ich

kein Wort zu sagen wußte. Dann schloß er die Augen wieder und setzte mit leiser, wie singender Stimme hinzu:

„Weißt Du noch, wie wir uns einst, vor vielen Jahren gelobten, daß unsere Freundschaft sich in unsern Kindern fortsetzen solle? Wir stritten uns, wer den Jungen und wer das Mädchen bekommen werde. Es war wohl vermessen, dem Rathschluß Gottes vorzugreifen, und ist auch nicht nach unserm Willen geworden. Es thut mir leid um Dich, mein Alter, daß Du so einsam dastehst in der Welt und ich Dich so lassen muß. Wirst an mir so ziemlich Alles verlieren, was Dir auf Erden verblieben. Ich fühl' es mit, denn ich weiß es ja, wie's mir gewesen wäre, wenn ich Dich in früherer Zeit hätte missen sollen. Aber ich hab's seitdem empfunden, welch ein tiefer Segen ein treues Weib ist; da wollt' ich, Du hättest auch eines gefunden, und nicht um Deinetwillen allein. Es wär' jetzt mein liebster Wunsch gewesen, wenn ich mein Söhnlein zu Dir in's Haus hätt' geben können, damit Du es ganz auferzogen und zu einer tüchtigen Stütze für die arme Mutter herangebildet hättest, die mit den übrigen drei Mägdelein genug Sorge und Mühsal haben wird, ehe sie groß geworden sind und selbst weiter zu kommen vermögen. Nun kann ich Dich nur bitten, ihr nach Deinen Kräften mit Rath und That beizustehen, und aus der Ferne ein wachsames Auge über den Jungen zu halten —"

Das Sprechen fing an ihm schwer zu werden, er brach ab und legte den Kopf zurück. Mir aber war es unbegreif-

lich, was den starken Mann plötzlich so niedergeworfen haben sollte, und ich vermochte noch immer nicht zu glauben, daß es wirklich mit ihm zu Ende gehen könne, so daß ich es für meine Pflicht hielt, ihm Muth einzusprechen, und zu sagen:

„Du wirst nicht sterben, Reinhard; es ist nur noch die Aufregung von dem neulichen Ereigniß, die Deine Kräfte erschlafft hat. Du bist eigentlich gar nicht krank, auch der Arzt sagt es —"

Es ist in solchen Fällen wohl eine Nothlüge erlaubt und sogar geboten, allein sie übte hier eine ganz andere Wirkung, als ich mit ihr beabsichtigte, denn der Kranke that noch einmal die Augen weit auf und wiederholte in sonderbarem Ton:

„Der Arzt? ja der weiß es nicht. Ich trage selbst die Schuld, ich allein. Es stand drüben in dem runden Zimmer — Du weißt, wovon ich spreche — eine Wasserflasche auf dem Tisch, und ich trank davon, weil mein Hals zu trocken war, als ich dahin zurück kam. Es war unvorsichtig und ich hätte es nicht thun sollen, ich fühlte es gleich. Ich war wohl zu heiß, — aber sprich Niemandem darüber, es ist nicht nöthig, denn es war doch gut —"

Seine Augen nahmen einen andern Ausdruck an und gingen starr an mir vorbei.

„Sie ist bei mir gewesen", murmelte er kaum verständlich zwischen den Lippen, „es ist schrecklich, sie ist immer da und sieht mich mit den großen, unbeweglichen Augen an. Sie spricht kein Wort, aber ich weiß, was sie sagen will: „Du

bist's, der die Schuld trägt, daß mein weißer Stern herunter fiel vom Himmel — Du — Du —"

Seine Züge wurden immer irrer, er wälzte sich gewaltsam im Bett herum und vergrub sein Gesicht in den Kissen. Ich war aufgesprungen und wollte das Kind von mir legen, aber es klammerte sich fest um meinen Hals und fing angstvoll an zu weinen. Der Klang riß den Sterbenden wie aus dem Todeskampf zurück. Er richtete sich noch einmal mit dem Oberkörper halb empor und schrie entsetzt:

„Da ist sie, da — sie streckt die Hand nach meinem armen Knaben — großer Gott, erbarme Dich, und laß es nicht geschehen, daß sie des Vaters Sünde an ihm räche — erbarme Dich, erbarme Dich, laß ihn sühnen, was sein Vater —"

Es ist ein eigen Ding um die aufgeregte Einbildung eines Menschen, denn als ich mich unwillkürlich in der Richtung umwandte, in welche der Finger des Todtkranken deutete, war mir selbst, als sehe ich draußen durch die dunkelnden Fenster ein fremdes Gesicht hereinlugen, das sich wie eine weiße Fläche fest an die Scheiben preßte, so daß ich sonder Ueberlegung mechanisch den Vorhang am Gesims herniederriß. Dann rief ich nach der Frau und den Kindern meines armen Freundes, der während seines letzten Ausrufs die Hände krampfhaft wie zum Gebet in einander geklammert hatte. Aber allmälig löſten sie sich, daß sie ruhig zusammengefaltet auf der Decke lagen, dann kniete die Frau neben

dem Bett und schmiegte stumm ihr Gesicht auf das Kissen an seine Wange, und seine Züge wurden immer friedlicher und sein Athem immer stiller. Die kleinen Mädchen standen umher und blickten ernsthaft auf das Bett, und die Aelteste winkte den beiden Andern zu, kein Geräusch zu machen, damit sie den Vater nicht im Schlaf störten. Aber in ihren Augen war zu lesen, daß sie nichts davon ahnten, daß ein Geist, daß der, dessen Herz sorge- und liebevoll bis hierher über ihnen gewacht hatte, auf lange Trennung in den dunkelen Raum hinausschwebte, der Erde und Himmel, das Wissen der Menschen und den Rathschluß Gottes scheidet. Und auf meinem Arm lag der kleine Hans am Bett des todten Vaters in tiefem, sorglosem Schlaf.

Den 18. März.

Ganz in der Frühe bin ich wiederum nach Winfeld gefahren, um meinen alten Freund zur Ruh' zu bringen und ihm die Grabrede zu halten. Es waren viel Leute von nah' und fern gekommen, die ihn geliebt und geachtet hatten. Nachher gerieth ich noch fast in einen Wortwechsel mit dem Arzt, dem, wie er sagte, die Krankheit unbegreiflich gewesen, und der im Interesse seiner Wissenschaft bei der Gattin des Verstorbenen darauf gedrungen, den Leichnam zu öffnen, um die Krankheitsmerkmale darin aufzusuchen. Sie hatte ihn gebeten, von dem Verlangen abzustehen, und konnte ich es ebenfalls nicht billigen, daß er, da er sie nicht willig dazu gefunden, so wenig Rücksicht auf ihren Schmerz genommen,

sein Ansinnen so lange zu wiederholen, bis sie es ihm gradezu abgeschlagen. Die Wittwe wird mit den Kindern im Pfarrhause bleiben, bis ein Nachfolger ernannt ist, und dann muthmaßlich zu Verwandten in die Stadt ziehen.

Heute ist nun der letzte Tag der Woche, an deren Anfang das Unheil begann. Wie viel einsamer stehe ich in der Welt, als vor acht Tagen. Mir ist, als sei alles Belebende und Freudige aus meiner Wirksamkeit hier in Altingen gewichen, und, was seit zwanzig Jahren mir nicht in den Sinn gekommen, ich fange an, zu empfinden, daß ich für eine andere und bessere Gestaltung meiner äußeren Verhältnisse nicht unempfindlich sein würde. Hauptsächlich wohl, weil ich gar gern den letzten Wunsch meines armen Freundes — nun, das Reden und Wollen hilft nichts, man muß abwarten in Geduld. Das aber ist gewiß, der Tod eines guten Menschen, der uns nahe stand, läßt eine Lücke, die keine Zeit und kein Unverhofftes mehr füllt.

Den 10. April.

Es giebt Fälle im Leben, wo es Einem so recht ersichtlich wird, daß Gottes Vorsehung getreulich über uns waltet und uns kein ander Maß zutheilt, als unsere Kräfte zu tragen befähigt sind. War's mir, wie der Gute in seiner letzten Stunde gesagt hatte, zu Altingen so leer um's Herz geworden, daß es mir wie fast nichts im Leben tröstlich an's Ohr erklungen, als mir kaum vierzehn Tage nach dem Abscheiden meines alten Freundes die Pfarrstelle in Niederwerbach an-

geboten worden. Ich bin auch ohne Weiteres darauf eingegangen, indem ich, wie man zu sagen pflegt, blind die Katze im Sack gekauft. Hab's aber auch wahrhaftig nicht zu bereuen gehabt, als ich mir auf acht Tage Urlaub erbeten und, um im Voraus einige Anschauung von den neuen Verhältnissen zu erlangen, dorthin gereist; da ich denn fand, daß die Gemeinde zu Niederwerdach wohl um das Fünffache so groß, als die hiesige, auch die Einnahme dem entsprechend, Haus und Garten in vortrefflichem Zustand und die Lage des Orts in ziemlich abgelegenem Gebirgsthal überaus anmuthig sei. Das Pfarrhaus liegt dicht an der Kirche, die einen sehr schönen, sich in das stille Feld hinaus erstreckenden Friedhof hinter sich hat. Etwa eine Viertelstunde entfernt befindet sich das Schloß des Patronatsherrn, Hohenwerdach, das aus frühem Mittelalter stammen soll und zu der Zeit auf einer mäßigen Berghöhe über der Ortschaft belegen, ein gutes Asyl geboten haben mag. Es hat sich indeß Manches in den letzten Jahrhunderten verändert, wie denn zwischen dem Dorf und dem Schloß ein gar lieblicher und stattlicher Buchwald aufgewachsen, so daß jetzt das Letztere von meiner zukünftigen Wohnung nicht mehr sichtbar ist.

Zum Juni werde ich meine neue Stellung antreten, zuvor jedoch zur Ordnung mehrerer unerläßlicher Geschäfte auf einige Wochen in die Stadt ziehen, wo ich mir eine, meinen künftigen Verhältnissen entsprechende Ausstattung billiger, als in unserm benachbarten kleinen Landort zu erwerben hoffe.

Den 28. Mai.

Es ist, seitdem ich zum letzten Mal geschrieben, recht unruhvoll in meinem alten Herzen gewesen, wie ich nimmer geglaubt hätte, daß es noch werden könne. War der Grund davon vielleicht der wunderschöne Mai, wie ich mich eines solchen seit meinen Kinderjahren nicht mehr entsinnen kann, so daß mir Alles in der Stadt recht eigentlich märchenhaft und wie ein Traum vorgekommen ist. Und wie im Traum ist's mir noch immer, daß des Herrn Stadtschreiber Wollmer's jüngstes Töchterlein meinen grauen Bart also ins Herz geschlossen, daß wir morgen in der Stiftskirche unsere Hände vor Gott in einander legen und binnen acht Tagen das alte Haus in Niederwerbach eine so junge, liebliche Herrin bekommen soll. Ich weiß auch selbst nicht, wie es recht zugegangen, hätte auch wohl nicht den Muth gehabt, daran zu denken, daß es so werden könne, wenn meine liebe Sophia nicht nach ihrem Namen, der da „Weisheit" bedeutet, an mir gehandelt und mich so freundlich angesehen hätte, daß die Frage mir über die Lippen kam, wie das Vaterunser an einem schönen Pfingstsonntage, weil es schier gar nicht anders sein konnte. Wollen wir nun ein fröhliches Gedeihen und Gottes Segen dazu erhoffen, da wir schon übermorgen mit Kisten und Kasten in unsere neue Heimath hinüberziehn. Wie uns aber allzeit ein Tröpflein Wermuth hienieden in jede Freude fällt, so erhielt ich heut Morgen ein bekümmertes Schreiben von der Wittwe meines Freundes Reinhard, daß der Arzt

sogleich nach ihrem Fortgang von Winfeld die Gelegenheit benutzt, den Sarg ihres Gatten öffnen zu lassen und nach sorgsamer Untersuchung der inneren Organe des Verstorbenen die Ueberzeugung ausgesprochen habe, daß sein jähes Abscheiden die Folge eines Pflanzengiftes gewesen, dessen Spuren im Körper erkennbar seien, das sich jedoch durch Anwendung chemischer Mittel nicht mehr identificiren lasse. Ich habe die arme Frau sogleich nach Empfang ihres Briefes aufgesucht, und fand sie im höchsten Grade bestürzt und betrübt über diese Erklärung; es ward mir indeß nicht schwer, ihr die ganze Sache auszureden, weil der junge Doctor in der Gegend sowohl, als auch hier in den medizinischen Kreisen der Stadt, als Aufsteller und Verfechter gewagter Hypothesen bekannt ist, und Niemand in der Winfelder Gemeinde seiner Muthmaßung Glauben schenkt, so daß eine gerichtliche Weiterverfolgung auf seine Aeußerung hin nicht zu erwarten steht. Ich will nicht weiter beifügen, was ich über die Sache denke, sie steht in Gottes Hand, der nach seinem Rathschluß einst Gericht halten und offenbaren wird, was mein todter Freund mich in seiner letzten Stunde im Dunkel zu lassen bat. Eine hohe Tröstung aber ist es mir, daß ich durch die nunmehrige Umwandlung meiner Häuslichkeit in den Stand gesetzt worden, Reinhard's Lieblingswunsch zu erfüllen, und zugleich der armen Mutter in ihrer vielfältigen Trübsal eine Linderung zu verschaffen. Der kleine Hans wird schon übermorgen mit uns nach Werdach gehen, um ganz in unserm Hause und

unter meiner Leitung erzogen zu werden, da mein liebes, morgen mir angetrautes Weibchen sich freudig bereit erklärt hat, auf's Sorgsamste Mutterhand und Mutterauge an dem Kleinen zu ersetzen.

Den 20. Juli.

Es ist um den Raum ein sonderbar Ding; das Herz dehnt sich in ihm aus, um alle Ecken und Winkel auszufüllen, und selbst wenn man nur zu zwei oder eigentlich zu drittehalb ist, macht es einen gar behaglichen Eindruck, sich in geräumigen und hochluftigen Zimmern zu bewegen, wo man nicht allzeit, wie das liebe Vieh im Stall, eng zusammengepfercht sitzt, sondern sich seinen Gedanken und der Freude am heitern Dasein so recht in Ruhe und an verschiedenen Stellen überlassen kann. Dabei fühle ich von Tag zu Tag mehr in vergnüglicher Weise, daß, wer sich ein liebes Weib nimmt, auch Sorg' und Unruhe mit in den Kauf nehmen muß. Wenn ich so in meinem freundlichen Arbeitsstübchen sitze, wie ich es mir schöner früher nie erträumt hätte, um mich die alten, langjährigen Begleiter meines Lebenslaufs an den Wänden, Alles so ordentlich und sauber gehalten, und dazu den Blick über die Gartenecke in die stillen Felder hinaus — dann läßt es mich doch wieder keinen Augenblick so recht in Ruhe und an der Arbeit, wie da ich einsam mit der alten Brigitte in Altingen hauste. Es geschieht jedesmal auf Kosten der Gelehrsamkeit, daß ich draußen ein paar leichte Füße über die

Steinfliesen des Flurs hinhuschen höre; ich weiß nicht, wie es kommt, aber mir ist, als würden sie mich weniger stören, wenn sie geräuschvoller aufträten — und dann wieder, wenn ich länger nichts von ihnen vernahm und eine Zeitlang vergeblich gehorcht habe, da kommt's auch wieder mit der Unruhe und treibt mich hinaus, aus einem Zimmer in das andere, in Küche und Keller, bis ich die kleine Frau Pastorin in irgend einem Winkel, wie eine Maus im Mauseloch, gefunden, wo sie mit Milcheimern und Butterfässern hantiert, als ob sie nicht in der Residenz, sondern ihr Leblang zwischen all' solchen Dingen aufgewachsen wäre. Und wenn ich dann meine, daß ich, der doch als langjähriger Landpastor wohl Gelegenheit gehabt, Manches von derartiger Wirthschaft kennen zu lernen, ihr mit Rath und That zur Hand gehen kann, da lacht sie und sagt, ich mache Alles falsch und halte, statt mich wirklich nützlich zu beweisen, ihr nur immer die Finger fest, und am Ende behauptet sie allemal, es schicke sich für einen ehrwürdigen Pfarrer gar nicht, so allein mit einem jungen Frauenzimmer tief unten im Keller zu sein, und da sie unumschränkte Herrin und Gebieterin in ihrem Reich sei, werde sie mich ohne Gnade und Barmherzigkeit aus dem Paradiese, wo Milch und Honig fließe, verbannen, wenn ich mich nicht bescheiden und geziemend auf den Stuhl in der Ecke hinsetze und der Befehle harre, die ihre Lippen mir zukommen lassen würden. Dann klappert sie geschäftig mit Tellern und Gefäßen und summt dazwischen und klirrt ab und zu gewichtig

mit dem Schlüsselbund, und plötzlich sitzt sie lachend auf meinen Knieen und hat beide Arme ganz fest um meinen alten Hals gelegt und sagt:

„Meine Lippen befehlen jetzt Deinen Lippen —“

Ach, was schreibe ich für thörichte, närrische, glückliche Dinge! Wie alt ist so ein armes Menschenkind, wenn es allein und vereinsamt in der Welt dasteht. Wie jung kann es mit grauem Bart sein, wenn solch ein helles Sommerkleid, wie es da drunten um den thaufrischen Jasminstrauch heraufflattert, grüßt und duftet und winkt. „Was ist? Was für ein Unglück ist geschehen? Hänschen weint? Hänschen hat sich die bloßen Knie an einem Steinchen im Sandhaufen geritzt? Hänschen ist unvorsichtig! Hänschen sollte einen achtsamen Spielgefährten haben, so klug und verständig, so freundlich und zärtlich und holdselig, so ganz von der Art seiner Pflegemutter — nicht wahr, Sophie?“

Sie droht mit dem Finger, sie zieht die feinen Augenbraunen erzürnt zusammen und wird roth und lacht doch schelmisch mit dem abgewandten Gesicht.

Ich muß doch wohl hinauskommen und Hänschen helfen. Ich glaube, es hat Eile — sie dreht sich noch einmal um, ehe sie in die Eschenlaube tritt, und sieht überall hin, nur nicht hierher. Sollte der nächste Weg nicht immer der beste sein? Es wird wohl Niemand sehen, daß der ehrsame Pastor von Werdach über den Fensterrand in seinen Garten hinuntervoltigirt.

Ach, was schreibe ich für thörichte, närrische, glückliche Dinge!

Den 24. September.

Ja, ich hab' es so recht empfunden, daß es nicht Besitz und Gut und Ansehn vor der Welt, sondern ganz allein die Freudigkeit des Herzens ist, die das Glück ausmacht. Wäre sonst Keiner reicher damit ausgestattet, als mein Patronatsherr, der Baron Hochsetz von Werdach droben vom Schloß, der schon den ganzen Winter und Sommer hindurch abwesend gewesen und erst jetzt vor einigen Tagen hierher zurückgekommen ist. Als ich denn noch etwa eine Woche gewartet, schien es mir schicklich, hinauf zu gehen und mich ihm vorzustellen, da ich jedenfalls seiner Beipflichtung die angenehme Stellung, so mir geworden, mit zu danken, auch immer eine besondere Meinung von der Wechselwirkung zwischen Gutsherrschaft und Pfarrhaus auf die Gemeinde gehabt habe. Meine liebe Sophie ging mit mir bis in den Park, und ich ließ mich bei dem Herrn Baron melden, der mich artig empfing und, wie ich schon einmal früher bemerkt zu haben glaube, als ein Mann von überaus ungewöhnlicher und auffälliger Schönheit erschien. Um diese aber ist es nicht, wie so viele, die sie nicht besitzen, sagen, ein verächtlich, sondern ein gar herrlich Ding, und meine ich immer, daß Gott den vor Anderen recht besonders begnadet hat, dem er bei Gütern des Herzens und des Geistes noch verliehen, daß Alle ihm gleich beim ersten Anblick mit Wohlgefallen entgegenkommen

müssen. Ich weiß wohl, daß dies Manchem aus dem Munde eines Pastors befremdlich klingt, weil sie glauben oder Andere glauben machen wollen, es sei Alles eitel und weltliche Lust, was sich nicht von der Vergänglichkeit abwende und in frommer Entsagung das Ende erharre. Aber ich halte dafür, daß Gott uns nicht diese Freudigkeit an der Schönheit in's Herz gelegt hätte, wenn er nicht gewollt, daß wir ihrer auch von ganzem Herzen froh werden und in ihrer Bewunderung ihm Dank zollen sollten, und gestehe auch gern, daß, bevor ich die Trefflichkeit und den innern Werth meines herzlieben Weibes kennen gelernt, die Anmuth und Lieblichkeit ihres Aeußern es gewesen, was den heimlichen Wunsch, sie zu meiner Lebensgefährtin zu haben, in mir erweckte.

Ich wollte indeß sagen, daß auch Schönheit und die Güter der Erde allein das Glück nicht ausmachen, wenn etwas daran fehlt, das ich in diesem Falle nicht recht mit Namen zu nennen weiß. Ich sprach wohl über eine halbe Stunde mit dem Baron, und er zeigte sich über viele Dinge vortrefflich unterrichtet, hatte auch die besten Absichten für die geistige und materielle Hebung seiner Gutsangehörigen, doch er machte mir meistentheils den Eindruck, als ob nur seine Lippen gewandt fortredeten und seine Gedanken nicht sehr bei dem Gesagten verweilten. Er schien mir so recht wie ein Mensch, der fortwährend etwas im Herzen umwälzt, das immer wiederkehrt, wie es wohl bei leidenschaftlichen und heftigen Naturen oftmals zu sein pflegt, da ihre Em-

pfindungen gewissermaßen den Blättern einer Zitterpappel gleichen, die auch da, wo andere Bäume nicht den leisesten Lufthauch andeuten, niemals zur Ruhe und Abendstille gelangen. Und eine große Aehnlichkeit mit den genannten Blättern haben die Augen des Barons, da sie sich in immer wechselndem Ausdruck und Beweglichkeit befinden, so daß man ihrer Farbe und ihres eigentlichen Wesens sich niemals mit Genauigkeit zu versichern im Stande ist. Wenn ich deshalb das Ergebniß meines ersten Besuchs in ein paar Worten zusammenfassen will, so glaube ich nicht, daß die Hoffnungen, mit denen ich auf das Schloß gegangen, sich so erfüllen werden, wie ich gedacht, da der Ungestüm der Jugend des Gutsherrn und seine verborgenen Neigungen sich schwerlich ernsthaft in den Gesichtskreis der Wirkungen und Verbesserungen leiten lassen, die ich mit allen Kräften in der Gemeinde anstreben möchte, und, wenn er sich in gereifterem Alter ihnen einstmals zuwenden wird, muß ich eben nach dem Laufe der Natur befürchten, an ihrer Herstellung nicht mehr oder doch nur kurze Zeit mehr fördersam sein zu können.

Da der Tag meines Besuches ein Herbsttag von wunderbarer Milde und Lieblichkeit war, benutzte ich die Gelegenheit, mit meiner lieben Sophie, die ich im Park wieder antraf, das Schloß und Besitzthum des Barons in Augenschein zu nehmen. Das erstere ist alterthümlich im Viereck gebaut, mit wunderlichen, runden Eckthürmen, in deren Treppengänge und Korridore die mittelalterlich schmalen und

dickwandigen Fensterhöhlungen der oberen Stockwerke nur wenig Licht hineinfallen lassen, so daß es nicht selten einen düstern und fast unheimlichen Eindruck erregt und mein kleines Frauchen, das hinter mir ging, oftmals furchtsam nach meiner Hand griff, wenn wir an einem besonders finstern Gang vorüber wanderten. Die Lichtlosigkeit mag jedoch zum großen Theil daher rühren, daß der innere Hofraum, der das Viereck umschließt, fast ganz mit alten Ulmen angefüllt ist, die ringsum bis zur Höhe des Daches emporgewachsen sind, so daß man aus den engen Fenstern in einen dichten Wald hinein zu sehen glaubt. Die inneren Gemächer der oberen Stockwerke, die, wie uns unser Führer mittheilte, seit Jahren verschlossen und nicht geöffnet seien, haben wir nicht gesehen, eben so wenig wie die modern und elegant ausgebauten des Erdgeschosses, in welchen der Baron, bei seinem diesmaligen Aufenthalt, allein mit einem aus der Fremde mitgebrachten Diener lebt. War's uns auch Beiden lieb, als wir aus dem Dunkel der menschlichen Behausung wieder in das große lichte Haus traten, das sich zur Wohnung für uns Alle darüber gespannt hat. Ich habe nicht leicht etwas Köstlicheres gesehen, als den Park von Hohenwerdach, der als ein vielfach Gemisch von gar verschiedenem Grün mit seinen hohen Buchengruppen, weiten, wiesenartigen Rasenflecken, Gängen, Felsbrüchen und Wasserarmen auf drei Seiten sich bis an die dichtbewaldeten Berge hinanzieht. Sophie und ich streiften so auf's Gradewohl darin umher,

daß uns zuletzt das Schloß völlig aus dem Gesicht kam und wir in der herrlichen Natur nicht ein noch aus wußten. Sind wir da endlich an einen tiefschwarzen Weiher gekommen, der wie ein Märchen mitten im Walde lag, rund umwachsen mit Binsen und hohem Schilf. Darauf glänzte die herbstliche Mittagssonne noch wunderheiß, denn es regte sich kein Blatt in den Baumeswipfeln und lag Alles schier wie verzaubert in dem brennenden Duft. Und hab' ich da wieder einmal gesehen, was die Phantasie über den Menschen vermag, denn als wir so eine Weile standen und über den geheimnißvollen Teichspiegel, auf dem sich weiße und blaßrothe Wasserrosen mit breiten, glänzenden Blättern wiegten, hinschauten, faßte meine Frau plötzlich wieder, grad' wie droben in den finsteren Schloßgängen, meine Hand und deutete ängstlich nach dem andern Ufer des Weihers hinüber. Ich sah jedoch nichts, wie ich der Richtung folgte, als daß sich drüben einige Schilfspitzen, muthmaßlich vom Springen eines Fisches, an ihren Wurzeln leise hin und her regten, und fragte:

„Was meinst Du, Sophie?"

Sie aber hielt furchtsam und doch wie bezaubert die Augen auf einen Punkt gerichtet und flüsterte:

„Siehst Du nicht das Weib dort — was mag sie da wollen?"

Und wie ich hastig wieder hinblickte, gewahrte auch ich durch das Zittern der Sonnenluft über dem Wasser deutlich ein weißes Frauengesicht, das sich, wie lauschend, zwischen

dem Schilf hervorbog und mit großen unbeweglichen Augen auf uns zustarrte. Mußte dies grade eine merkwürdige Spiegelung, vielleicht etwas Aehnliches wie die Fata morgana, von der Reisende erzählen, gewesen sein, denn an der Stelle, wo wir beide den Kopf zu erblicken glaubten, befand sich tiefes Uferwasser, und da ich einige Schritte nach rechts gemacht, war auch das Gesicht verschwunden und lag Alles wieder unbelebt und todtenruhig in der blendenden Mittagssonne. Ist mir indeß grade darum dieser Gang besonders interessant in der Erinnerung verblieben, weil ich darnach gar wohl begreife, wie ein jugendlich-phantastisches Gemüth sich selbst oft die wunderbarsten Erscheinungen heraufbeschwören und fest an ihre Existenz glauben kann, wie denn meine Sophie noch jetzt überzeugt ist, ein wirklich lebendiges Wesen zwischen dem Schilf gesehen zu haben, und mir nachher vertraute, es habe ihr den ganzen Weg über gegraut und graue ihr noch, wenn sie an den todestraurigen Ausdruck in dem Gesicht denke, das sie dort erblickt. Wir entdeckten übrigens, als wir den Weiher zur Hälfte umschritten hatten, daß derselbe sich kaum weiter von unserer Wohnung, als vom Schloß entfernt befinde, da ein vereinsamter Waldweg, den wir mit glücklicher Wahl einschlugen, uns auf sanftem Abhange ziemlich direkt ins Dorf an den Rand des Kirchhofes hinunterführte. Zu Hause trafen wir Händchen wohlbehalten an und erfreuten uns neu an unserer gemüthlichen Heimath, die wir, wenn ich aufrichtig sprechen soll,

Beide nicht mit der glänzenden Einrichtung und Umgebung des herrschaftlichen Schlosses vertauschen möchten.

Den 2. November.

Man soll doch über keinen Menschen und kein Ding voreilig urtheilen, wenn man auch noch so sehr überzeugt ist, sich vom Irrthum frei halten zu können. Hat sich mir wieder doch das eigenthümliche Wesen und die scheinbare Zerstreutheit des Baron Hochseß jetzt in ganz natürlicher Weise erklärt, indem derselbe damals, als ich ihm den ersten Besuch machte, bereits damit umging, sich zu vermählen, und ich aus eigener Erfahrung nur zu gut weiß, welch ein unbrauchbar Werkzeug der Mensch für die Gedanken Anderer ist, wenn er mit Kopf und Herzen immer nur die vor sich sieht, von der er noch nicht weiß, ob sie auch ebenso freudig „Ja" sagen wird, wie er es im Stillen lange gesagt. Der Baron war wiederum mehrere Wochen abwesend, und während der Zeit ist im Schloß das Oberste zu unterst gekehrt worden. Dann erwiderte er meinen Besuch und zeigte mir an, daß er binnen Kurzem meiner bedürfe, da er sich auf Hohenwerdach mit der Freiin Natalie von Kaltburg von mir trauen zu lassen gedenke. Diese Nachricht hat mir nicht geringe Freude bereitet, da sowohl die Schrift als mein eigenes Leben mich genugsam belehrt hat, daß es nicht gut sei, wenn der Mensch allein bleibe, zumal wenn ihm eine für das Wohl Vieler so wichtige Aufgabe geworden, wie sie in den Händen eines großen Grundeigenthümers liegt. Das

Auge der Frau blickt eben anders in die kleinen Vorgänge des Lebens hinein, als das des Mannes, und ihre Hand vermag über manche heimliche Wunde zart und heilsam fortzugleiten, wo Jener es für seine Pflicht hält, dieselbe erst mit rauher Sonde zu erforschen, und sie dadurch oftmals erst recht zu einer schmerzlichen zu machen. Leider hat die Freiin Natalie dem Bilde, das ich mir so nach meiner Weise von ihr entworfen, nicht ganz entsprochen. Sie ist sehr schön und von äußerst gewandter und vornehmer Weltart, allein ich fürchte — — ertappe ich mich da wieder auf dem nämlichen vorschnellen Urtheil, mit dem ich mich vor wenigen Wochen so fälschlich über den Baron ausgesprochen, und welches abzulegen ich mir so bestimmt gelobt habe. Ich wollte nur sagen, daß ich befürchte, ihre Art und Weise, die sich schon in dem schwarzen Haar und den dunkel funkelnden Augen ihrer äußern Erscheinung ausspricht, möchte auf die zumeist blondhaarigen Frauen unseres Dorfes leicht eine etwas einschüchternde Wirkung ausüben, so daß sie ihr nicht mit vollem Vertrauen entgegen kämen. Ich werde mich sicherlich auch hierin täuschen, und die späteren Blätter dieses Tagebuchs mögen Kunde davon geben, wie beschämt ich auf die vorstehende Seite zurückblicken muß.

Gestern habe ich die Trauung auf dem Schloß vollzogen. Ich hätte nur gewünscht, daß sie unter günstigeren äußeren Auspizien vor sich gegangen wäre, denn es war ein solches Unwetter, daß die Kutsche, welche mich und meine Sophie

auf's Schloß holte, auf dem Berge fast vom Sturm den Abhang hinunter geworfen wäre. Wenn ich es mir jetzt überlege, so sehe ich ein, daß es wohl ein Mißgriff war, meine liebe Frau in die hochadelige Gesellschaft, die sich droben zu der Feier versammelt hatte, mitzubringen, und daß die Einladung des Barons für sie nur als Höflichkeit betrachtet werden sollte, von der erwartet worden, daß sie nur mit stillem Dank abgelehnt würde. Da wir Beide bisher wenig Gelegenheit gehabt, uns in derartigen Kreisen zu bewegen, so war es wohl verzeihlich, wenn wir keinen Anlaß zu haben glaubten, der Invitation nicht Folge zu leisten, und muß ich dem Baron die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß in seinem Benehmen gegen mich und meine Frau auch nichts von dem Auffälligen gelegen, das Sophie an mehreren Gästen und besonders an der neuen Hausherrin wahrgenommen haben will.

Was ich bisher nicht gewußt, ist, daß die Letztere bereits einmal vermählt, von ihrem Mann geschieden und einen fünfjährigen Knaben aus erster Ehe mitgebracht hat. Die Trauungsdokumente waren schon in der Residenz in Ordnung gebracht, so daß ich nur die Handlung selbst und Eintragung in das Kirchenbuch zu vollziehen hatte. Diese fand, um die unteren Räumlichkeiten nicht zu beschränken, in einem der oberen Gemächer, einem großen Saal, statt, der für diesen Zweck schon einige Tage zuvor ausgelüftet worden. Es war darin ein Altar mit silbernen Armleuchtern errichtet; davor kniete

das junge Paar. Ich redete aber, da ich von Obigem nichts ahnte, arglos über den Text, daß es Gott eben so wohlgefällig sei, so der Mann ein Weib und das Weib einen Mann erwähle, als sein Fluch die treffe, welche die Ehe, so sie vor seinem Angesicht geschlossen, in sündiger Lust brächen und Anderen nachhingen. Weiß nicht, weshalb mir immerdar mein unglücklicher Freund Reinhard dabei ins Gedächtniß kam, daß mir die Augen feucht wurden und ich die Worte in der großen goldgeränderten Bibel, die auf dem Altar lag, kaum zu lesen vermochte. Es mag wohl der Sturm gewesen sein, der mich an ihn erinnerte, wie er draußen durch die kahlen Ulmenäste im Hofraum fuhr und in den langen Korridoren entlang wimmerte, daß die Ahnenbilder auf den beweglichen Tapeten an den Saalwänden sich sonderbar hoben und senkten. Zudem verwirrten mich die Augen und das Gesicht des Barons, das aus Schreck über den freilich ganz unpassenden und unzarten Text, den ich in Bezug auf seine Gemahlin gewählt, mich leichenblaß ansah. Seine Hände zitterten so und seine Blicke liefen wie irr umher, daß ich immer fürchtete, er werde unwohl und müsse, bevor noch der Segen gesprochen, aufspringen und hinausstürzen. Jetzt weiß ich allerdings, daß ich selbst ungeahnter Weise den Anlaß dazu gab, konnte es jedoch aus den Zügen der Frau Baronin am allerwenigsten muthmaßen, da dieselben völlig gleichgültig bei meiner Rede blieben und nichts davon verriethen, daß sie glaubte, eine ad personam berech-

nete Strafpredigt anhören zu müssen. Es würde mir aber nie in den Sinn kommen, in derartigem Falle eine solche zu halten, da ich wohl weiß, daß die Ehe eine menschliche Satzung ist und daß es besser sei, es scheiden sich Zwei, die ihren Irrthum einsehen, rechtzeitig, als daß sie zusammengekettet Einer dem Andern das Leben verkümmern und verbittern. Und ich wüßte nicht, warum solch' Geschiedene sich nicht ein anderes Gemahl, das ihrem Herzen wohlgefällig, erwählen sollten, während es mich allemal befremdet, dies von einem Wittwer oder einer Wittib zu vernehmen, weil solche nur der Tod von ihrem Gatten geschieden und deßhalb die einsam verbliebene Liebe, wenn mein Herz Recht hat, ihnen verbieten müßte, ihr Auge auf eine andere Wahl zu lenken.

Nachher haben die Neuvermählten, sowie die Zeugen, in einem an den Saal stoßenden runden Thurmgemach den Ehekontrakt unterzeichnet. Der Leibdiener des Barons schien alle Anordnungen ohne das Vorwissen des Letzteren getroffen zu haben, und dieser war sehr aufgebracht darüber, daß der genannte Akt in dem runden Zimmer vor sich gehen solle, weil er behauptete, dasselbe sei einer solchen Feierlichkeit durchaus nicht angemessen ausgestattet. Es war wohl die Schuld der Aufregung, in der er sich befand, denn ich vermochte keinen Unterschied zwischen dem Saal und der Eckstube zu gewahren, da diese in gleicher Weise mit schweren altmodischen Tapeten und Familienportraits geschmückt, sich

nur wegen des Unwetters draußen eben so düster ausnahm, als jener. Der Baron jedoch war einmal so heftig erzürnt, daß er ein Glas mit Wasser, welches der Diener aus einer Karaffe einschenkte und ihm auf einer silbernen Platte reichte, so gewaltsam zurückstieß, daß es zu Boden fiel und in Scherben zerbrach. Ja, er machte eine Bewegung, daß ich ordentlich in Schreck gerieth und die Hand nach ihm ausstreckte, denn ich glaube, wenn er irgend ein Werkzeug in seinem Bereich gehabt hätte, würde er den Bedienten damit auf den Kopf geschlagen haben. Es ist eine gefährliche und unberechenbare Sache um den Jähzorn, den oft ein geringfügig Ding bei solchen Naturen entflammen kann, und wir dürfen mit ruhigem Blut nicht zu hart über Manches urtheilen, das solche Menschen, sich selbst nachher zum größten Leidwesen, in ihrer aufwallenden Hitze anstiften. Ich kann übrigens selbst nicht sagen, daß Wesen und Aussehen des Dieners mir Gefallen erregt haben, und vermuthe, daß der Baron wohl schon öfter Ursache gehabt, mit ihm unzufrieden zu sein, wenngleich das Urtheil meiner Frau, daß sich hinter einem solchen gleißnerischen und lauernden Gesicht nur ein falsches und unheimliches Gemüth verbergen könne, mir doch wieder als ein weibliches und allzu Lavaterisch gefaßtes erscheint. Es mag allerdings wohl Gesichter geben, denen man, wie meiner lieben Hausfrau, die Herzensgüte an jedem Zuge ansehen kann; desto mehr indeß muß man sich hüten, aus einer unvortheilhaft gerathenen äußern Bildung ohne

zwingenden Anlaß auch auf eine innere Mißgestaltung schließen zu wollen.

Das Festmahl, das in einem Saal des Erdgeschosses auf die Trauung folgte, mag viele Hunderte gekostet haben; meiner Sophie sowohl wie mir waren von den meisten Speisen die Namen fremd, daß es mir ordentlich lieb war, daß die aufwartenden Bedienten auf uns, die wir zusammen unten am Tisch saßen, so daß manche Gerichte gar nicht zu uns kamen, nicht so Acht hatten. Mein Frauchen verdroß das freilich, nicht um ihret-, sondern um meinetwillen, sagte sie, weil sie mir in unserm ganzen Leben so schön nicht kochen könne. Es kränkte sie auch, daß der kleine Albert, der Stiefsohn des Barons, der nach Tisch umher ging und Allen vor'm Schlafengehen die Hand reichte, ebenfalls zu uns nicht kam. Sophie behauptete steif und fest, er habe zu uns gewollt, doch sie habe deutlich gesehen, daß die Mutter ihm mit den Augen zugewinkt, und er deshalb vorüber gegangen sei. Ich meine immer, man thut am besten, auf solche Kleinigkeiten, die weit öfter Zufall als Absicht sind, gar niemals Acht zu geben. Nur hilft es selten, wenn man den Frauen davon spricht; es muß einmal so in der weiblichen Natur begründet sein, und dagegen ist mit Vernunftgründen schwer aufzukommen.

Es war schon spät am Abend, als wir vom Tisch aufstanden. Ich hielt es für meine Pflicht, dem Hausherrn noch einige freundliche Worte für den uns gespendeten Genuß zu

sagen, doch ich erinnere mich nur, daß ich eine Weile vor ihm stand und den Eingang meines beabsichtigten Dankes nicht recht zu finden im Stande war. Dann fühlte ich, daß meine Frau mich am Aermel zupfte und mich bat, einen Augenblick mit hinaus zu kommen. Draußen prasselte der Regen und der Wind heulte um die Zinnen des alten Schlosses, und eh' ich mich dessen versah, hatte die kleine Pastorin mich in meinen Mantel gewickelt und in die Ecke der Kutsche hineingedrückt. Durch Sturm und Unwetter fuhren wir nach Hause, und ich mag wohl halb und halb auf der Fahrt geträumt haben, denn als ich zur Besinnung kam, meinte ich, daß ich mit meinem armen Freunde Reinhard zusammen durch einen langen Wald gefahren sei, um unter den wundersamsten Umständen eine geheimnißvolle Trauung zu vollziehen.

Am andern Morgen wachte ich davon auf, daß mein Weibchen sich im weißen Morgenhäubchen über mein Bett neigte und mich küßte und sagte:

„Ei, der Herr Pastor von Werdach schlafen noch um neun Uhr Morgens? Der Herr Pastor haben wohl gestern Abend gemeint, der Champagner werde aus unserm Ziehbrunnen auf dem Hof geschöpft, und hätte noch mehr getrunken, wenn der Herr Pastor nicht eine so kluge Frau Pastorin besäße. Ei, schäme Dich, Alter.“

Was muß ein ehrsamer, graubärtiger Landpfarrer sich

Alles von solch einem blutjungen, närrischen, klugen, bösen, lieben Weibchen sagen lassen.

Den 4. November.

Die Festfreude auf Hohenwerdach ist an dem Hochzeitsabend doch noch gestört worden; ist indeß eine wunderliche Historie, da Niemand recht zu sagen weiß, wie und wodurch. So viel ist gewiß, daß die Bedienten einen Geist gesehen haben wollen, der gegen Mitternacht von oben aus dem Trauungssaal herabgekommen und sich dem Baron, als er mit seiner Gemahlin in die für sie bereiteten Gemächer hinüber geschritten, stumm in den Weg gestellt habe. Der Baron sei bei dem Anblick so erschrocken, daß er gegen die Wand getaumelt und die Nacht in Fieberphantasien zugebracht habe. Andere sagen, der Geist habe die Baronin mit klangloser Stimme gefragt: „Bist Du wirklich getraut?" und sei dann mit einem unheimlichen Gelächter in den Gängen verschwunden. Da ich nun aus Erfahrung weiß, daß es den nüchternsten Menschen in der hellsten Mittagssonne passiren kann, daß sie Gesichter zu sehen glauben, so gebe ich nicht sonderlich viel auf diese Spukgeschichte um Mitternacht, und bin außerdem nicht in Verlegenheit, die ganze Erscheinung, sowie das Taumeln des Barons, auf ziemlich naturgemäßem Wege zu erklären. Ich glaube sicherlich, daß der Geist auf einem von den kreidegrundigen Bergen wuchs, die man Champagne nennt, und der Baron hat auch am andern Tage den Vorgang völlig vergessen gehabt und erinnerte sich

durchaus nicht, am Abend zuvor irgend etwas Auffälliges gesehen zu haben. Die Dienerschaft und vorzüglich die Weibsleute sind aber immer abergläubisches Volk und schwatzen von Vorbedeutung und von einer weißen Frau, die allemal händeringend oben durch die alten Burggemächer gehe, wenn in dem Hause sich ein Unheil oder ein Verbrechen vorbereite. Ich glaube, es giebt in deutschen Landen kein altes, düsteres Gebäude, in dem die Furchtsamkeit und Klatschsucht des Gesindes nicht ein ähnliches Ammenmärchen aufgebracht hätte.

Den 20. November.

Heute ersehe ich aus der Zeitung, die ich mir nach einem Abkommen mit Baron Hochseß allabendlich vom Schloß holen lassen darf, daß der junge Arzt in Winfeld es dennoch durchgesetzt hat, daß über den Tod meines Freundes Reinhard eine Untersuchung angestellt worden. Die gerichtliche Nachforschung ist im Gange, hat jedoch, da auch der Winfelder Küster inzwischen gestorben, bis jetzt nichts ergeben und wird auch wohl kein Resultat erzielen, obwohl das gerichtsärztliche Kollegium in seinem Gutachten der Meinung des Doktors beigepflichtet hat, daß der Tod durch Aufnahme eines Pflanzengiftes herbeigeführt worden sei. Ich bin froh, daß man von mir keine Zeugenaussagen verlangt hat, da ich entschlossen bin, mein, Reinhard auf dem Sterbebette gegebenes Versprechen in dieser mysteriösen Sache unverbrüchlich zu halten.

Den 25. Dezember.

Wir liegen tief im Schnee begraben und haben gestern den ersten Weihnachtsabend in unserer neuen Heimath gefeiert. Hänschen ist nun bald zwei Jahre und streckte die kleinen Hände gar vergnügt von Mama's Arm nach den bunten Wachskerzen und den schönen goldenen Nüssen und Aepfeln am Tannenbaum aus. Es war ein frohes Fest, wie ich es so friedlich noch nie verlebt habe. Die wohlhabenden Leute aus dem Dorf brachten uns allerhand Gaben in natura und setzten meine kleine Frau arg in Verlegenheit, da sie darauf nicht gerüstet war und sich doch gern als wohlbestellte Frau Pastorin nach Gebühr revanchirt hätte. Fanden sich indeß noch einige Ellen Leinwand und Schürzen und seidene Tüchlein, die sie entbehren konnte, so daß es zusammt dem reichlichen Backwerk, das sie in der Woche vorher bereitet, doch noch ziemlich mit Ehren und ohne allzu großen Kummer für sie ablief. Zur nächsten Weihnacht wird sie, jetzt, da sie Ortes Sitte kennen gelernt, sich anders vorsehen. Zur nächsten Weihnacht wird überhaupt Manches anders sein. Hänschen wird an Mama's Hand gehen müssen, denn Mama wird ihre Arme für etwas Anderes nöthig haben, das noch nicht mit Hänschen durch's Zimmer rutschen kann.

Ja, Mama, ob Du Dein Köpfchen auch noch so dicht an meiner Brust versteckst und Dir beide Ohren zuhältst, es wird doch so sein. Dezember — Januar — Februar — März — steht nicht Sophia im März im Kalender? Nein,

sie steht erst im Mai — so lange können wir nicht warten, nicht wahr? Es wird wohl ein Eduard werden, wie sein Vater — wenn's nur kein Simplicius wird. Du schüttelst den Kopf und sagst, der falle schon auf den zweiten? Nun, ich habe Geduld bis zum achtzehnten und kann warten, kleine Mama. Du hast jedenfalls den Kalender genauer studirt, als ich; Du warst und bist ja in Allem die kleine „Weisheit"!

Den 2. Januar 1837.

Droben auf dem Schloß scheint die Festzeit nicht so fröhlich verlaufen zu sein, wie hier unten. Das Volk mag mit seinem alten Satz, daß es kein Glück bringe, eine Geschiedene zu heirathen, diesmal wohl Recht gehabt haben. Es munkelte schon bald nach der Hochzeit von allerhand seltsamen Dingen, die geschehen sein sollten; dann reiste der Baron eines Morgens ganz früh noch im Dunkel fort, es mag um den Dezemberanfang gewesen sein, und hat nichts wieder von sich hören und sehen lassen. Nun ist gestern plötzlich sein Leibdiener, dessen Gesicht Sophie so mißfiel, allein wieder hier eingetroffen, und obgleich man sagt, daß der Baron ihn in der Residenz fortgejagt, von der Baronin außerordentlich freundlich aufgenommen worden. Ich hoffe, es ist mehr Gerede als Wirklichkeit daran; ist aber nie gut, wenn ein ordentliches Haus und Ehepaar in dieser Weise in den Mund der Leute kommen.

Den 2. März.

Des Herrn Wege sind unerforschlich. Er giebt und nimmt, und wir sollen ihn für beides preisen. Ist wohl ein schönes Gebot das, allein nicht ein Jeder kann's halten. Ich glaube, es ist auch schon genug, wenn wir nur stille sind mit unserm Schmerz, wenn wir uns nur nicht auflehnen und trotzig nach Gerechtigkeit schreien, sondern uns in die große Ordnung fügen, die dem Einen weh thun muß, um den Andern zu erfreuen, und die wir allesammt, ob wir nun Pastoren oder Unchristen heißen, gleich wenig begreifen.

Ich habe wohl zu sicher auf das Glück gepocht und gemeint, man könne es berechnen und festhalten, wie die Knaben einen Käfer am Faden haben und nach Belieben zu sich herunterziehen. Da hat's denn anders kommen müssen, als ich am Weihnachtstag erwartet, da der kleine Eduard die Augen gleich wieder zugemacht, nachdem er sie erst eben einmal aufgethan. Hat gar nicht geschrieen, nur ein paar Mal langsam geathmet und mit einem Seufzer das Köpfchen wieder fallen lassen, daß eine Ephemere, die von Sonnenaufgang bis Untergang lebt, ein langes Dasein im Vergleich mit ihm besessen. Ist es mir aber fast mehr noch denn als Vater, als Mensch und Geistlicher wunderlich dabei zu Muth geworden, da die Vernunft, die Gott als das Herrlichste in uns gelegt, solch' ein armes Wesen unmöglich als einen Geist betrachten kann, der jetzt schon von den Erdenschlacken gereinigt, zu einem höheren Leben berufen worden. Man thut

nicht wohl, darüber nachzudenken, dieweil es ein Labyrinth ist, in das wir uns immer mehr vertiefen und aus dem wir zuletzt keinen tröstlichen Ausgang mehr finden. Wenn aber die Trübsal kommt, so kommen auch die Gedanken, man mag wollen oder nicht. Und da bleibt es doch am besten, plötzlich einen Strich darunter zu machen und zu sagen, was alle Völker sich in allen Glaubensformen von Uranfang gleicherweise zum Trost gesagt: „Herr, ich begreife Dich nicht. aber Dein Wille geschehe. Amen."

Die Erde ist noch so hart gefroren, daß der Todtengräber nur mit Mühe ein kleines Grab in den Boden geschaufelt hat. Nun liegt der Schnee wieder darüber; wenn ich mich links aus meinem Fenster beuge, kann ich über die Ecke unseres Gartens darauf hinsehen. Meine arme Sophie hat sehr gelitten; der Tod hat zum ersten Mal in ihr junges Leben hineingegriffen, und sie hatte sich so sehr auf das kleine hülflose Wesen gefreut. Es ist ein eigenes Ding d'rum, solch ein Stück von sich selbst draußen auf dem Kirchhof zu wissen. Doch ich denke immer, es ist besser, daß es so früh geschieht, als später, wenn es sich erst zu einer eigenen Individualität herausgebildet und das Herz sich noch gar anders blutend davon losreißen soll. Mich deucht, uns ist immer noch so viel verblieben, daß wir dankbar sein, und die Hoffnung, die uns jetzt vernichtet worden, nicht fallen lassen dürfen.

Am Sonntag Judica, den 29. März.

Setze mich heute Abend gleich hin, um, was uns den Tag mannigfach bewegt hat, niederzuschreiben. Es ist, als ob seit gestern mit einem Schlage der Frühling eingezogen. Die Luft ist sommermild, im Garten regt es sich auf allen Rasenplätzen und an den Spitzen der Gesträuche; wir saßen am Abend bis zum Sonnenuntergang im Freien vor der Thür, und ich war glücklich, als ich bemerkte, daß die friedliche, träumerische Natur und das Frühlingswehen um uns her auch auf das Gemüth meiner lieben Sophie seine freundliche Einwirkung übte, da sie fröhlicher war, als ich sie seit dem Kummer, der uns widerfahren, gesehen. Später hatte ich noch an meiner Predigt für den heutigen Tag Einiges zu bedenken, und kam wohl erst um die Mitternachtsstunde zum Schlafengehen, und schlief so erquickend und ruhig, wie lange nicht, da mich die lächelnden Lippen meiner herzlieben Frau frohsinnig bis in den Traum begleiteten.

Plötzlich — mir war, als ob ich soeben erst eingeschlafen — wache ich von lautem und wiederholtem Rufen meines Namens auf, und wie ich die Augen öffnete, stand Sophie im hellsten Morgensonnenglanz mit strahlendem Gesicht vor mir und hielt etwas auf dem Arm, das ich, noch halb vom Schlaf befangen, nicht gleich zu erkennen vermochte. Ich fragte:

„Was hast Du?"

„Sieh nur — sieh nur!" jubelte sie und tanzte, unbedacht-

samer Weise ihres Zustandes vergessend, im Zimmer umher und drückte dabei jeden Augenblick die Lippen auf den Gegenstand, den sie fest an ihre Brust gepreßt hielt. Dann ward mir auf einmal Alles klar, d. h. für den Moment, denn von ihren Armen kam ein leiser weinender Ton zu mir herüber, und sie legte mir, leise singend, ein ganz kleines, etwa drei Monate altes, wunderliebliches Mädchen in die Arme. Das war sorgsam in allerhand abgerissene Lappen eingeschlagen, die vom feinsten Stoff, aber überall wie von Wind und Wetter fleckig und verdorben erschienen.

Wie ich mich von meinem ersten Erstaunen erholt, fragte ich wieder:

„Was ist das? Woher kommt das Kind, Sophie?"

Allein sie jubelte nur:

„Der Himmel schenkt es mir für meinen kleinen Knaben. Sieh nur, wie schön, wie brav es ist. Komm, nicht weinen, mein Herzliebchen —" und sie nahm das kleine Ding wieder auf die Arme und wiegte es und bat mit flehenden Augen: „Nicht wahr, ich darf es behalten, Eduard? Wir wollen es behalten — o bitte, sage Ja!"

Es dauerte lange, bis ich in verständiger Reihenfolge von ihr erfahren konnte, daß sie das kleine Mädchen soeben auf einem Gartenstuhl unter dem Vordach unserer Veranda gefunden, als sie zum Aufmachen der Läden die Thür aufgeschlossen. Wie sie sich verwundert darüber gebeugt, hatte

es die Augen geöffnet und mit den Händchen in die Höhe geschlagen, und da war sie glückselig mit ihm hereingelaufen.

Jetzt fiel ihr ein, es hatte ein Blättchen daneben auf dem Stuhl gelegen, das sie ungelesen in die Tasche gesteckt. Sie zog es zerknittert hervor, gab es mir und sah mir, wie ich las, erwartungsvoll über die Schulter. Auf dem Papier stand, mit Bleifeder, aber deutlich uud völlig orthographisch richtig geschrieben:

„Ich habe keine Milch mehr und mein Kind hungert. Ich habe ihm Nichts als Mitgift zu geben, als das Erbarmen guter Menschen. Deine Augen sind so freundlich und Dein Kind ist gestorben; Du weißt, wie weh es mir thut, mich von meinem zu trennen. Nimm es an, behalte es, ich beschwöre Dich bei der Angst einer Mutter, die ihr Kind sterben sieht."

Meine Sophie schluchzte laut und nahm mir das Blatt aus der Hand. Sie küßte die Kleine und klammerte die Arme fest um sie, als fürchte sie, ich wolle sie ihr entreißen.

Ich habe vorläufig nichts gesagt uud bin, mein Amt zu erfüllen, in die Kirche gegangen. Da habe ich nach der Predigt von der Kanzel gefragt, ob Jemand von dem Kinde oder der Mutter etwas wisse; aber wie ich zuvor erwartet, konnte mir Niemand Auskunft geben, denn es war an der Schrift und dem Wickelzeug zu ersehen, daß die Hand von Dorfbewohnern nicht dabei thätig gewesen.

Als ich aus der Kirche zurück kam, habe ich einen langen

Gang in's Feld gemacht und überdacht, ob ich es vor uns selbst und den eigenen Kindern, die mir der Himmel noch schenken könne, zu verantworten im Stande sei, zwei Pflegekinder in mein Haus aufzunehmen. Ist das grade keine so einfach zu bejahende Sache, wie Mancher, der nicht in solche Lage gerathen, denken mag; denn wer ein solches fremdes Kind an sich nimmt, ladet nicht nur die Sorge für seine leibliche Nothdurft auf sich, sondern hat auch eine Seele zu hüten, von der er nicht weiß, welchem Keim sie entstammt und welche Frucht sie einst zeitigen wird. Da habe ich aber endlich gedacht, daß wir alle aus der Hand des Schöpfers sind und daß im Grunde grade dies Kind recht eigentlich eine Gottesgabe für meine liebe Frau sei, um sie über den Verlust unseres eigenen zu trösten. Und ich dachte, seine Seele und vielleicht sein Leben werde sicher zu Grunde gehen, wenn ich es von meiner Schwelle fortweisen und in ein Findelhaus thun würde, und bin froh nach Hause gekommen und habe meiner Sophie gesagt:

„Behalte es in Gottes Namen, es soll unser eigenes sein und weil wir kein Anzeichen irgend einer Art an ihm gefunden, so wollen wir es nach dem Tage benennen, an dem wir es aufgenommen, und es soll Judica heißen."

Da ist meine Frau mir um den Hals gefallen und hat laut geweint vor Freude, und Hänschen, ob es zwar nichts von Allem verstanden, hat auch in die Hände geklatscht und an der für unsern Jungen angeschafften Wiege, in die

Sophie den Findling gelegt, immer ernsthaft wiederholt: „Judica — Judica!"

Den 25. Juli.

Nun sind wir ein Jahr hier und berechtigt, gleich einem Wandersmann, der eine lange, grade Strecke hinter sich gebracht, an der Biegung des Weges einmal anzuhalten und zurück zu blicken. Nehmen da die Berge und Wälder und Orte sich manchmal von rückwärts ganz anders aus, als da sie vor uns lagen, daß man nicht selten Mühe hat, sie als dieselben wiederzuerkennen. Es ist eben nach dem Vers, den ich irgendwo einmal gehört und der mir, ob ich zwar sonst nicht sonderlich viel auf Reime zu geben pflege, immer im Kopf sitzen geblieben:

Anders kommt es, als wir hoffen,
Anders wird's, als wir gedacht;
Wo der blaue Himmel offen,
Ziehen Wolken über Nacht.
Oftmals hat es mich betroffen,
Oftmals bin ich auferwacht,
Daß mein allerschönstes Hoffen
Irr zergangen über Nacht.

Ja, unsere Freuden wachsen oft aus unscheinbaren Keimen, von denen wir wenig oder nichts erwartet, und die Schößlinge, auf welche wir die meiste Hoffnung gesetzt, welken, eh' sie Blatt und Blüthe tragen, ab. Ich hatte bei unserer Hierherkunft in der festen Zuversicht gelebt, es werde sich ein

angenehmes und förderſames Wechſelverhältniß zwiſchen uns und Hohenwerdach bilden, das meiner jungen, an die Lebendigkeit der Hauptſtadt gewöhnten Frau einigermaßen Erſatz für die ländliche Abgeſchiedenheit unſeres Dorfes zu bieten vermöchte. Statt deſſen ſind wir völlig auf uns angewieſen und müſſen unſere Freuden in unſeren eigenen vier Wänden ſuchen; können aber auch dankbar ſagen, daß ſie darin gar lieblich und troſtreich gedeihen, ſo daß wir nach der Welt umher und ihrer Aufregung von Tag zu Tag weniger Bedürfniß empfinden. Es iſt allerdings ein recht großer Kontraſt zwiſchen unſerer ſtillen Pfarrerswohnung und dem Schloß droben, in welchem ein vornehmer Beſuch von Verwandten der Frau Baronin den andern drängt und ſeit Monaten Saus und Braus bis in die ſpäte Nacht herrſcht. Möchte indeß doch nicht damit tauſchen, obſchon ich der Geſelligkeit nie in meinem Leben abhold geweſen, denn es iſt nicht die rechte Freude und nicht der ächte Grundton in dem herrſchaftlichen Hauſe. Und wie ich oftmals im Leben gefunden und mein kluges Frauchen auch allzeit behauptet, daß bei Menſchen der erſte Eindruck, wenn er ſich auch eine Zeitlang verwiſche, doch ſpäter wieder zum Vorſchein komme und maßgebend bleibe, ſo iſt es mir auch mit dem Baron Hochſeß ergangen. Wenn ich ihn in letzter Zeit auch ab und zu geſehen, iſt er mir immer mehr wieder ſo erſchienen, wie da ich vor einem Jahr nun den erſten Beſuch bei ihm machte, wie Einer, der ſchwer an etwas zu tragen hat, das

er abschütteln möchte und nicht kann, und dem es nach Innen hineinfrißt, daß er gleicherweise körperlich und geistig darunter leidet. Ist's mir manchmal, als ob er nicht recht Herr in seinem Hause sei, wie der Mann es sein soll, da es jedenfalls eine wunderliche Geschichte bleibt, daß die Frau Baronin den Bedienten, den er, wie sich jetzt herausstellt, auf der Reise fortgejagt, wieder in ihren Dienst aufgenommen, so daß derselbe wider den ausgesprochenen Willen des Hausherrn auf dem Schlosse lebt und gewissermaßen als ein Majordomus dort regiert. Ist auch keine passende Weise, daß die Mägde und das übrige Gesinde den sechsjährigen Sohn der Frau „Herr Baron" anreden und sich in alle Launen des „hochgeborenen" Jungen fügen müssen, daß der Knabe, der einen französischen Stallmeister und englische Reitknechte besitzt, dazu angehalten wird, sich schon jetzt als zukünftiger Herr von Hohenwerdach zu geriren, da ihm von seiner völlig mittellosen Mutter doch nicht an der Wiege gesungen, daß er einmal zu solchem Reichthum gelangen werde, und außerdem ein direkter Erbe des Barons, der leicht im Bereich der Möglichkeit liegt, ihn aller jener Aussichten berauben würde. Ich habe kürzlich mit der Frau Baronin eine ernsthafte Auseinandersetzung über ihren Sohn gehabt, weil derselbe sich seit Wochen ein Vergnügen daraus macht, die kleinen Mädchen im Dorf, wenn sie aus der Schule kommen, mit seinen Reiterstücken in Angst zu versetzen, ja eins von ihnen neulich mit seiner Reitgerte über den Kopf geschlagen hat. Ver-

mochte aber sowohl bei der Mutter, die dazu lachte, als bei dem Stiefvater, der mich achselzuckend an seine Frau wies, nichts auszurichten, und mußte in ihrer Gegenwart noch das spöttische Gesicht des Bedienten in den Kauf nehmen, der dem „jungen Herrn“ wegen seiner „Bravour“ schmeichelte. Der Baron war im höchsten Grade empört, und ich sah, daß es ihm blutroth in die Schläfen stieg, allein er drehte sich schweigend um und ging hinaus. Ich mag wohl zum Schluß etwas heftig gesprochen haben, weiß nicht mehr genau, was ich gesagt, doch ich fühlte, als ich wegging, daß sich das Verhältniß, welches wenigstens zum Schein zwischen der Hausherrin und mir bisher bestanden, völlig aufgelöst habe. Vor dem Parkthor traf ich den Baron an, der auf mich gewartet zu haben schien. Er sagte indeß kein Wort, sondern drückte mir nur die Hand und ging in den Wald hinein. Ich habe jedoch nie Menschenfurcht gehabt, wo es auf die Erfüllung meines Berufs angekommen, werde deshalb getreulich thun, was meine Pflicht ist, und die Kindlein in meiner Gemeinde vor der Anmaßung des verzogenen Junkers nach Kräften zu schützen wissen.

Den 5. August.

Es ist ein gar heißer Sommer in diesem Jahre, wie ich mich kaum entsinne, je einen solchen erlebt zu haben. Da wurde ich heut Morgen auf einem offenen Wagen wohl an drei Stunden über Land geholt, um einem Sterbenden die letzte Tröstung zu reichen, und kam um Mittag recht abge=

mattet und todmüde zurück, so daß ich mich nach Tisch auf das Canapé in meinem Studirzimmer hinstreckte und fest einschlief. Die Mägde hatten draußen am Brunnen Wäsche, und meine Frau war an's Ende des Dorfes zu einer kranken Familie gegangen, die in großer Noth darniederliegt, und hatte die Wiege der kleinen Judica, der gewaltigen Hitze wegen, auf den kühlen Steinflur gesetzt, so daß ich aus meiner Stube grade darauf hinblickte. Daneben saß Hänschen auf einem Fußschemel, den er sich herbeigetragen, und blätterte in dem großen Bilderbuch, das er zur Weihnacht bekommen, und ich hörte noch eine Weile, wie im Traum, das Umschlagen der Blätter und schlief dann ein. Dann weiß ich nicht, weshalb ich aufgewacht oder ob ich überhaupt aufgewacht bin; aber mir ist, als hätte ich die Augen geöffnet und drüben auf dem dämmernd verhängten Flur ein Gesicht vor mir gesehen, das mit großen, unbeweglichen Augen auf mich hinblickte. Das kam in meiner Einbildung mit unhörbaren Schritten über die Steinfliesen, und ich sah, daß ihm langes, aschfarbenes Haar an den Seiten herniederfloß; aber es war mir nicht möglich, zu erkennen — und daraus ersehe ich am deutlichsten, daß Alles ein Traum gewesen — ob das Gesicht jung oder alt sei; auch die Kleidung hatte etwas Verwunderliches, bald wie ärmlich abgerissene Fetzen, und dann blitzte es dazwischen wieder sonderbar goldig und silberglänzend auf. Es war eine sehr hohe weibliche Gestalt, die sich auf den Zehen vorwärts bewegte, bis sie plötzlich an

Judica's Wiege stand, und ich sehe noch, wie sie den Athem anhielt und sich darauf hinunterbückte und lange, so lange, daß mir die Augen wieder zufielen und neue Traumbilder sich mir darüberdrängten, in das Gesicht des kleinen schlafenden Mädchens blickte. Dann war's mir wiederum, als ob Judica im Schlaf geweint hätte, und ich sah sie plötzlich dicht unter dem aufgerichteten Gesicht mit den seltsamen Augen, die jetzt nicht mehr unbeweglich waren, sondern wild und wie irr umherliefen. Ich hörte ein Geräusch, wie von einer Brust, die ängstlich in heftiger Anstrengung athmet, und dabei entfernte sich Judica's Gesicht zugleich mit dem andern mehr und mehr von der Wiege, daß ich selbst vor Schreck aufschrie und aufspringen wollte. Doch es lag wie Blei auf meinen Gliedern, und allem Verlangen zum Trotz konnte ich mich nicht regen; aber das Weib fuhr bei dem Laut, den ich ausgestoßen, zusammen, blickte plötzlich wie besinnend umher, trat mit einem hastigen Schritt an die Wiege zurück und legte die Kleine sorgsam wieder in die Kissen hinein. Dann beugte sie sich über ihre Lippen, küßte sie und riß sich wieder los. Es war ein Blick grenzenloser Verzweiflung, den sie zurück warf, und der Traum wälzte sich vor meinen Augen phantastisch weiter, daß ich wieder mit Sophie droben an dem stillen Weiherrande im Hohenwerdacher Park stand, wo die Schilfkronen sich leise bewegten und durch den Mittagsglanz ein weißes Gesicht über den blendenden Wasserspiegel auf uns hinsah.

„Siehst Du? Siehst Du — da —“ hörte ich auch die Stimme meiner Frau wieder, und wie ich die Augen aufthat und scharf hinblickte, war sie es wirklich, die das eingeschlafene Hänschen am Ohrläppchen zauste und ihm einen großen rothbäckigen Frühapfel vorhielt, den sie aus dem Dorf mitgebracht, und nach dem Hänschen, noch immer halb im Schlaf, mit beiden Händen griff.

Solches Zeug phantasirt sich ein ehrsames Landpastorengehirn zusammen, wenn es sechs Stunden, bei 28 Grad Réaumur im Schatten, über Land gefahren ist.

Den 1. Januar 1838.

In der Gleichförmigkeit der stillen Tage, die wir erleben, giebt es nicht viel, das des Aufzeichnens werth wäre, da ich nur dasjenige, was für Andere einmal von Interesse sein könnte, niederzuschreiben beabsichtige, und nicht, wie manche weise und halbweise Töchter meiner Amtsgenossen, des Glaubens bin, daß der Welt ein bedeutsamer Schaden dadurch entsteht, wenn ich meine eigenen Ansichten und Meinungen über Dinge der Welt und des Lebens, mit denen ich ja diese Blätter anfüllen könnte, ruhig an ihrem Platz im Kopfe stecken lasse, bis sie einmal mit ihm in die Erde hinunterwandern. Ich werde es deshalb halten, wie ich es bisher gethan, daß, wenn im Laufe des Jahres irgend etwas Denkwürdiges vorfällt, ich es dem Vorstehenden nach alter Weise beifüge; sonst aber am Neujahrstage, je nachdem kürzer oder ausführlicher, vermerke, wie es uns allen im verflossenen

Jahre ergangen, welche Hoffnungen wir darauf gesetzt und wie sie sich erfüllt oder nicht erfüllt haben.

Hans ist jetzt fast drei Jahre, und Judica muß etwa ein Jahr zählen. Von ihrer Mutter haben wir nie wieder etwas vernommen, und betrachten das kleine blondhaarige Engelsköpfchen mit seinen großen blauen Augen völlig als unser Eigenthum. Werden es auch vielleicht um so mehr müssen und um so inniger an ihm hängen, als es nicht den Anschein hat, daß wir wieder ein näheres Anrecht an zwei so liebliche kleine Kinderhändchen bekommen werden.

Den 1. Januar 1839.

Ich muß lächeln, wenn ich das letzte Blatt, das ich vor einem Jahr beschrieben, ansehe und seines Anfangswortes über die gleichförmig stillen Tage gedenke. Wüßte ich doch auch nichts aus dem Verlauf eines ganzen, seitdem verflossenen Jahres zu berichten, als daß es ein glückliches, und soweit das überhaupt möglich, ein ungetrübtes war. Und ich meine, mehr und Schöneres kann ein ganzes Buch nicht enthalten, als diese kurze Zeile, die ich soeben geschrieben. Wollte nur, es folgten ihr viele von gleicher Art nach.

Den 1. Januar 1843.

So geht es. Mit Eifer begonnen, dann lässig, zuletzt gar vergessen. Nun sind schon vier Jahre verronnen, daß ich mein Büchlein nicht zur Hand genommen. Ich dachte an jedem Neujahrstage eine Erinnerung darin aufzuzeichnen,

und wenn ich es ausführen wollte, wußte ich nicht, was. Das Einzige, das von der Außenwelt zu uns gedrungen und uns näher berührt, ist, daß Hans' Mutter im verwichenen Herbst ihrem Gatten gefolgt, so daß wir ihn jetzt vollständig als unsern Erstgeborenen ansehen. Ich habe viel Freude an ihm; er ist von der stillen sinnigen Knabenart, die wohl hie und da einmal unbändig thut, es aber im Herzen um so weniger ist. Nicht als ob er allzu eifrig dem Lernen obläge; halte auch nichts davon, daß Kinder in jungen Jahren immer über Büchern und Schreibzeug hocken, denn ich meine, die ächte Bildung will mit dem Gemüth eben so sehr, und vor Allem in der Jugend, als mit dem Verstande erworben sein. Weiß deshalb für einen Knaben im Sommer nichts Besseres, als sich recht viel — zwecklos, wie sie sagen — in Gottes schöner Natur herumzutreiben; denn es ist kein Hälmchen zu klein und kein Thierlein zu unbedeutend: für das rechte Kinderauge, das es aufmerksam betrachtet, steigt eine ganze Wunderwelt daraus auf und läßt einen Strahl der großen Ordnung, die uns umgiebt, erhellend und lehrreich in's Herz fallen. Die Büchergelehrsamkeit läßt sich nachher mit Ausdauer und Fleiß nachholen; wenn jenes Verständniß, jener Zusammenhang mit der Natur nicht im Kinderauge und Herzen geweckt wird, da ist später alle Müh' vergeblich, und das, woran der Mensch in Noth und Drangsal des Lebens nachher am sichersten Trost und Zuspruch finden kann, durch keinen Eifer und kein Gold mehr zu er-

ringen. Sind jedoch Menschennaturen von Anbeginn sehr verschieden, und kann man nur wecken, was schon darin vorhanden ist, nicht selbst hineinlegen, was man möchte. Offenbart sich nämlich dies grade ganz besonders bei meinen Pflegekindern, da Judica weit weniger Sinn für das wirklich Lebendige, als Eifer hat, aus todten Gegenständen sich ein lebendes Ding zu machen, und am liebsten ihre Puppen in die merkwürdigsten Unterredungen miteinander verwickelt, daß wir oft verwundert dabei sitzen und nicht begreifen, wie das in den Kinderkopf so ganz ohne äußere Anregung hineingekommen ist. Auch sonst ist Judica anders geartet, als das Brüderchen, das der Zufall ihr gegeben, da es schon jetzt nicht zu verkennen, daß sie weit schwieriger zu lenken ist und eigenwilligeren Sinn beweist, als der Knabe. Aber wenn sie ihre goldgelben, langen Locken schüttelt und ihr eigenthümliches helles Gelächter aufschlägt, das grade klingt, wie wenn man mit einem Stäbchen an eine Stahlglocke pocht, da ist es fast unmöglich, ihr eine unwillige Miene zu zeigen, und ein paar Mal, als ich es für meine Pflicht gehalten, es zu thun, traf die Strafe wider meine Absicht Hans mehr, als die kleine Unart, da er, wie sie gescholten wurde, ein viel traurigeres Gesicht machte, als Judica selbst.

Eine Sorge, die recht auf mir zu lasten anfängt, ist die für den künftigen Unterricht meines Pflegesohns. Ich sehe wohl ein, daß ich ihn nicht allein bis zur Universität heranbilden kann, und möchte ihn doch um keinen Preis

aus dem Hause fort auf's Stadtgymnasium schicken, wo er nach dem Tode seiner guten Mutter keinen für die Jugend so nothwendigen Familienanhalt mehr besäße. Will auch meine Sophie gar nichts davon hören, den Jungen fort zu lassen, da sie an beiden Kindern mit gleicher mütterlicher Zärtlichkeit hängt. Nun, ich denke, kommt Zeit, kommt Rath, und einstweilen reichen die Kenntnisse eines alten Landpfarrers wohl noch für den künftigen Herrn Studiosus aus.

Den 14. Juni.

Wie doch die Aufregung über Nacht in die stillsten Erdwinkel hineingerathen kann! Seit vier Tagen kenne ich fast unser friedliches Dorf nicht mehr; im großen Tanzsaal des Wirthshauses hat sich eine herumziehende Schauspielergesellschaft, eine solche, die man „Meerschweinchen" heißt, einquartiert und verursacht ein Herbeiströmen der Landbewohner auf zwei und drei Meilen im Umkreis. Ist das den ganzen Tag über ein Trompeten und Herumflankiren auf der Landstraße, und die Bauernjungen und Mädel stehen und gaffen die verschossenen Ritterkostüme und Trödelraritäten an und verlottern ihre Zeit und noch manch' Besseres obendrein. Es war mir nicht angenehm, daß der Baron, oder vielmehr der freiherrliche Kammerdiener und Majordomus, der nachgrade Alles im Schloß zu bestimmen scheint, die Erlaubniß zu Vorstellungen in unserm Dorf ertheilt hat, da ich meine, daß die Kunst etwas Hohes und Heiliges ist, wie die Religion, aber, wenn sie in die Hand

von Pfuschern geräth, nur dazu dienen kann, das Ideale zu gemeiner Lächerlichkeit und Widersinn herabzuwürdigen. Da sitzen meine Bauern und sperren das Maul auf, wenn solch mit Lumpen und Flittergold behängter König oder Edler mit hochtrabendem Kauderwälsch einherstolzirt, und stellen sich die Welt draußen, von der sie, so wie so, wenig genug wissen, noch viel wunderlicher vor, als sie wirklich ist. Und die Dirnen kriegen erst recht verrückte Ideen in den Kopf, daß sie monatelang nachher zu nichts Vernünftigem mehr tauglich sind und nur davon träumen, sich eben so albern und abgeschmackt herauszuputzen zu können, wie die ausstaffirten Donna's und Kammerkatzen, die sie in ihrer Einfältigkeit für wahrhaft vornehme Herrschaften halten. Ich bin recht ärgerlich über die ganze Wirthschaft, die nichts Gutes, sondern nur Unkraut in meiner Gemeinde aussäet, an dem ich vielleicht lange wieder auszujäten haben werde.

Den 20. Juni.

Wenn man sich, meistens zu seiner Betrübniß, in Menschen täuscht, kommt's doch auch hie und da vor, daß man mit rechter Freude zugiebt, sich durch eine vorgefaßte Meinung geirrt zu haben. Die „Meerschweinchen" haben sich bisher weit gesitteter und vortheilhafter betragen, als ich eben annehmen zu dürfen glaubte, und wenn sie mit dem Begriff, den man von „Künstlern" zu hegen pflegt, selbstverständlich auch nicht viel gemein haben, so sehe ich doch zu meiner Befriedigung, daß die Befürchtungen, die ich auf der

letzten Seite ausgesprochen, übertrieben gewesen. Hätte freilich vorher ebenfalls nicht gedacht, daß ich dies aus eigener Anschauung wissen würde. Da ich nämlich gestern Morgen für mehrere Stunden in Amtspflicht vom Hause fort war, ist ein weibliches Mitglied vom Dorftheater gekommen, das einen Zettel brachte und meine Frau, die mit Hans und Judica sich im Garten befand, einlud, an der Vorstellung am Abend Theil zu nehmen. Wollte meine Sophie erstlich durchaus nicht. Dann aber, sagte sie, habe die Frau oder das Mädchen so rührend gebeten und betont, es werde ihnen so sehr zum Vortheil gereichen, wenn die Pastorenfamilie einmal einer von ihren Aufführungen beigewohnt, und hätte gar freundlich gefragt, wie die Kleine heiße, und ihr das Haar zärtlich aus dem Gesicht gestrichen und immer wiederholt: „Nicht wahr, Judica, Du möchtest das Alles auch gern sehen? Bitte Mama doch, Judica, daß sie mit Dir zu uns kommt. Sag' Du es ihr, Judica", — daß meine Frau endlich zugesagt, wenn ich es erlauben würde. Die Frau sei dann ganz glückstrahlend fortgegangen. Ich habe aber bedacht, daß, da die Leute sich bis jetzt so ordentlich aufgeführt, es vielleicht eigentlich doch meine Pflicht sei, ihnen ein Zeichen von Anerkennung dafür zu geben und sie dergestalt zu fernerem guten Betragen anzuspornen, und habe zu Judica's unaussprechlichem Jubel gesagt, daß wir am Abend sämmtlich zum Schauspiel hingehen wollten.

Wie wir noch im hellsten Tageslicht angekommen, ist ein

Stück gegeben worden, dessen Namen ich nie gehört, das jedoch Aehnlichkeit mit der „Preciosa" hatte und auch so aus Ritter-, Räuber- und Zigeunerphantastik zusammengestückelt war. Der Hauptinhalt bestand darin, daß eine Mutter, deren Kind in allerfrühester Zeit abhanden gekommen, dasselbe überall suchte und es endlich unter den seltsamsten Umständen wiederfand. Es war manchmal außerordentlich komisch anzusehen, Alles fast genau so, wie ich es wohl in jungen Jahren als herumstreifender Student hie und da auf einer Dorfbühne bewundert, und ward es mir schon gleich im Beginn schwer, das Lachen schicklich zu verbeißen, als ein König, dessen majestätische Auszeichnung in einem achtzackigen, mit Schaumgold überzogenen Blechstreifen und einem ungeheuren, außer Dienst gesetzten Kürassiersäbel bestand, sich zu dem stolzen Träger einer abgeschabten, ehemals herrschaftlichen Bedientenlivrée umdrehend, mit Würde sagte: „Meine Ritter und Herren, folgt mir in den Krönungssaal". Hans lachte auch vor sich hin; die kleine Judica aber saß tief ernsthaft mit gefalteten Händen am äußersten Ende des Zuschauerraumes, der nur durch eine Vorhangdraperie von der Bühne abgetrennt war, und verwandte kein Auge von dem köstlichen Vorgang auf den Brettern, die ihr entschieden nicht die Welt, sondern den Himmel selbst zu bedeuten schienen. Ich betrachtete sie grade mit stillem Vergnügen, als meine Frau so recht nach fraulicher Art mich verstohlen am Aermel zupfte und flüsterte: „Das ist sie",

um mir mitzutheilen, daß die auftretende Schauspielerin diejenige sei, die am Morgen mit der Einladung bei uns gewesen. Ich kann nicht sagen, daß ich deshalb meine Augen sonderlich schnell von dem Engelsköpfchen meiner kleinen Judica abwandte, sondern ich that's erst, als der erste Laut aus dem Munde der Theaterprinzessin überraschend an mein Ohr schlug. Das klang ganz anders, als die übrigen Reden, die wir bis jetzt vernommen, und, wie ich verwundert auffah, stimmte auch Erscheinung und Geberde gar auffallend und gegen die Uebrigen abstechend, mit dem Wort überein. War es auf den ersten Blick ersichtlich, daß hier ein Talent, das zu bessern Dingen berufen, durch Gott weiß was für Mißgeschick unter die herumziehende Komödiantenbande verschlagen worden. Sie konnte nach Allem noch nicht alt, mußte wohl noch in den zwanziger Jahren sein, aber ihre Züge waren welk und ihre Augen matt, so daß man nur, wenn man sie genau betrachtete, sich sagen mußte, daß sie einmal von wunderbarer, außerordentlicher Schönheit gewesen. War's denn ebenfalls an kleinen Zügen zu erkennen, daß sie früher daran gewöhnt, vor einem andern Publikum zu spielen, wo gefeierte Schauspielerinnen wohl die üble Weise der Nichtachtung der Zuschauer besitzen, um mit einer einzigen hochgestellten oder ihnen besonders interessanten Persönlichkeit zu kokettiren, daß sie die Augen nur zu dieser aufschlagen und allein für sie zu reden und zu lächeln scheinen. Also war es ersichtlich, daß diese, in der achtbaren Absicht, uns

ihre Dankbarkeit für die Erfüllung ihrer Bitte zu erkennen zu geben, gewissermaßen nur für uns spielte und ihre Worte gleichsam an uns richtete, daß meiner Sophie die hellen Thränen in die Augen traten, als sie in wahrhaft ergreifender und einer großen Künstlerin würdiger Weise den Schmerz über ihr verlorenes Kind aussprach und allen Segen des Himmels über diejenigen herabrief, die sich desselben mit Liebe und Erbarmen angenommen haben möchten. Schluchzten auch Alle laut umher, und war es mir selbst, als ob ich nicht eine Komödie, sondern wirklich ein edles Weib in's Elend und unter zusammengelaufenes Gesindel verschlagen sähe, daß ich ganz hingerissen saß und völlig auf alles Andere um mich her Acht zu geben vergaß. Da muß es ein wunderbarer Zufall mit sich geführt haben, daß in dem Augenblick, wo das verlorene Kind auftreten soll, Judica, ganz wie sinnverloren von all' den Wundern, neugierig durch den an der Seite befindlichen Vorhang, ohne von Jemand bemerkt zu werden, durchschlüpft und plötzlich in ihrer Verwirrung an dem fremden Orte geradeswegs auf die Bühne hinaufläuft. Es dauerte eine geraume Weile, ehe ich selber eine Ahnung davon bekam, denn ich war ganz in den Anblick der Frau versunken, die in der Aufregung des Spiels natürlich vermeinte, es sei das Kind, das ihr der Rolle gemäß entgegentreten solle, und mit einem wahnsinnigen Schrei des Entzückens, wie ich ihn noch nie vernommen, das kleine Mädchen in die Arme schloß, vor ihm niederkniete und es mit

Küssen bedeckte. Während dessen kam die wirkliche kleine Schauspielerin auf der andern Seite aus den Koulissen hervor und blieb verdutzt stehen, ohne daß ihre Pseudo-Mutter sie wahrnahm, die unsere kleine Judica ganz in ihren Armen begraben hielt und schluchzend regungslos auf dem Boden mit ihr kniete, daß alle Zuschauer ob dem schönen und ergreifenden Bilde laut mit den Händen applaudirten. Hatte indeß einer von den Schauspielern, der den Regisseur vertreten mochte, mittlerweile doch den Mißgriff bemerkt und rief ihr ein paar Worte zu, auf welche sie sich langsam erhob, wie betäubt um sich blickte und wie mit sonderbar bitterem Ausdruck über den irrthümlich angebrachten Beifall auf das andere Kind zuschwankte. Ich bin, da mir erst allmälig Alles klar zu werden begann, jetzt schnell aufgesprungen und habe selbst die widerstrebende Judica, die gar nicht ängstlich und verwirrt erschien, von der Bühne zurückgeholt, da es denn ein seltener Anblick gewesen sein mag, einen wirklichen Dorfpastoren im schwarzen Rock hinter den flackernden Oellampen des Souffleurkastens zu gewahren. Der Schreck ist uns jedoch so in die Glieder gefahren, daß wir, ohne das Ende des Stückes abzuwarten, sogleich nach Hause gegangen sind, wo Judica, die ich zuletzt auf den Arm nehmen mußte, sehr müde, mit hochglühendem Gesicht angekommen, über Kopfschmerz klagte und die Nacht im Fieber und laut vor sich hinredend gelegen hat. Es ist in solchen Lagen eine schwere Sorge, daß der nächste Arzt über drei Stunden von uns entfernt ist, zumal,

wenn man sich den Vorwurf machen muß, unvernünftig gehandelt und den Bitten eines Kindes nachgegeben zu haben, wo man dieselben energisch hätte abschlagen sollen. Man soll immer so lange wie möglich alles Derartige von einer jungen Phantasie fern halten, da man nie wissen kann, welchen Eindruck und welche Folgen es für ein von Natur schon so leicht erregbares Gemüth, wie Judica's vorzüglich, nach sich zu ziehen vermag. Jedes gute Schauspiel soll eine Lehre in sich bergen; an diese hat der Autor allerdings schwerlich gedacht, ich will sie aber darum nicht weniger treu für die Zukunft beherzigen.

Wie ich aus der Frühpredigt zurückgekommen, fand ich die Schauspielerin vom gestrigen Abend in unserem Hause, die gekommen, um sich nach dem Befinden Judica's zu erkundigen, und sehr um Entschuldigung bat, daß sie in ihrer Verblendung ja eigentlich selbst der Anlaß zu der Bestürzung und dem daraus entstandenen Unwohlsein des Kindes gewesen. Sah man da im Tageslicht und durch die Sprache des gewöhnlichen Lebens noch mehr, als auf der Bühne, daß ein gutes und feines Herz hinter der ärmlichen Kleidung, welche sie heute trug, verborgen sitzt, und verstattete ich ihr deshalb auch gern, in das Schlafzimmer, wo Judica's Bett stand, zu gehen und selbst nach ihr zu sehen. Das Kind war viel stiller geworden, als in der Nacht, was ich für ein

gutes Zeichen hielt; allein die Fremde betrachtete es lange und aufmerksam, mit verhaltenem Athem, fühlte seine Stirn und Lippen und fragte hastig, ob kein Arzt im Dorfe sei. Da ich ihr indeß erwiderte, daß der nächste drei Stunden entfernt wohne und daß ich Judica's Zustand nicht derartig halte, um so weit nach ihm zu schicken, schüttelte sie mit einem Seufzer den Kopf und fragte, ob ich erlaube, daß sie am Abend noch einmal wiederkomme und einen Heiltrank mitbringe, von dem sie wisse, daß er sich in vielen ähnlichen Fällen vortrefflich bewährt. Als ein abgesagter Feind von aller Quacksalberei und allen Weibermittelchen, bejahte ich das Letztere nicht grade, stellte es ihr aber gern frei, wieder nach dem Kinde, an dessen Erkrankung sie übrigens nicht die mindeste Schuld trage, zu sehen; sie ging dankend fort, ist indeß bis jetzt, wo die Sonne grad' am Horizont steht, nicht zurückgekehrt, so daß sie doch wohl die Ungläubigkeit, welche mein Gesicht in Bezug auf ihren Heiltrank durchblicken ließ, übel genommen und nicht wiederkommt.

Den 26. Juni.

Wir haben bange Tage und Nächte Judica's wegen gehabt. Sie begann mit dem Einbruch der Sonntagsnacht wieder zu fiebern, so daß wir an ihrem Bette wachten. Da ward noch um Mitternacht an unsere Hausthür geklopft, und die Fremde kam, aufgeregt und erhitzt, mit ihrer Medizin. Sie sagte, sie habe spielen müssen und nicht eher kommen können, und ihre Hand zitterte heftig, als sie sorgsam ein

halbes Dutzend brauner Tropfen aus einem Fläschchen in einen Theelöffel abzählte und sie dem Kinde reichte, das dieselben mit den vertrockneten Lippen mechanisch hastig einschlürfte. Ich wollte es anfänglich nicht zugeben, allein die Schauspielerin bat mich so flehentlich und betheuerte mit einer gewissen überwältigenden Feierlichkeit, die Medizin werde der Kranken wohlthun, daß ich in meiner eigenen Rathlosigkeit endlich meine Einwilligung ertheilte. Sie zeigte sich überhaupt ungleich erfahrener, als meine Frau und ich, die wir uns Beide noch nie in solcher Lage befunden, so daß wir uns bald von ihr lenken und schließlich gar in's Bett schicken ließen, da sie behauptete, daß wir der Ruhe bedürften und sie bei der Kleinen wachen wolle. Der Kopf wird Einem zuletzt ganz wirr bei derartigen Dingen, daß man froh ist, wenn nur Jemand mit Entschiedenheit eingreift, und sich willig leiten läßt. So legten wir uns im Nebenzimmer angekleidet auf's Bett, und die seltsame Wärterin blieb an der Wiege sitzen und sang unermüdlich mit leiser, trauriger Stimme das kranke Kind und uns selbst in Schlaf.

Am andern Morgen schienen die Tropfen wirklich auf einige Besserung hingewirkt zu haben, und sie ging mit der Bemerkung, daß sie beschäftigt sei, fort. Allein, als ob sie eine Pflicht zu erfüllen habe, kam sie am späten Nachmittag, wiederum ihrem Aussehen nach sehr erschöpft, zurück und brachte ein anderes Fläschchen, aus dem sie dem Kinde einflößte. Die Dauer des Unwohlseins beunruhigte mich jetzt

doch allmälig dergestalt, daß ich meine Absicht, noch am Abend zum Arzt zu schicken, kundthat; aber die Fremde versicherte mir so bestimmt, es sei keine Gefahr vorhanden, wenn wir ihr nur Folge leisteten, und bat, ich möge Judica ihr nur ganz überlassen, daß ich Alles that, was sie begehrte. Sie wachte die Nacht hindurch an dem Bett des Kindes, wie in der vorigen, und verschwand den Tag über, wie am Morgen zuvor, um getreulich mit der sinkenden Sonne wiederzukehren und wiederum ihren Platz an der Seite der Kranken einzunehmen.

So ist es drei Tage, bis gestern Abend, gegangen, an dem die Fremde nicht mehr gekommen. Judica ist, Dank ihrer Sorgfalt, heute schon wieder völlig munter gewesen, und hat mit ihren Puppen Komödie gespielt, wobei sie zu unserm Erstaunen die Reden, die sie vor ihrer Krankheit auf dem Dorftheater vernommen, zum Theil Wort für Wort wiederholte. Ihr Gedächtniß für solche Dinge ist erstaunich; fast mehr indeß habe ich mich noch über Hans gewundert, dessen Kindergesicht während des ganzen Verlaufs immer wie in ängstliches Nachsinnen vertieft war. Ich traf ihn eines Vormittags in meiner Bibliothek, wo er ein altes medizinisches Werk ausfindig gemacht, über das er ernsthaft herabgebückt saß und auf meine Frage, was er treibe, mit Thränen in den Augen antwortete, er wolle Arzt werden, um seinem Schwesterchen später und immer, wenn es krank sei, helfen zu können. Nun ist er der fröhlichste im ganzen Hause,

und fast gegen seine Natur ausgelassen, da Judica ihn wieder anlächelt.

Meine Frau und ich aber befinden uns in nicht geringer Verlegenheit, auf welche Weise wir der Wildfremden, die für unser Kind eine so große Aufopferung bewiesen, unsern Dank ausdrücken sollen, da es mir gleich sehr widerstrebt, ihr irgend welchen Lohn dafür anzubieten, als sie in ihrer jedenfalls beschränkten Lage und, zumal da sie Judica's wegen ersichtlich an mehreren Abenden ihren Beruf versäumt hat, mit einem bloßen herzlichen „Vergelt's Gott!" weiterziehen zu lassen.

Den 27. Juni.

Es kommen doch merkwürdige, unbegreifliche Dinge im stillsten Leben vor. Die Schauspielergesellschaft und Judica's Wohlthäterin sind seit gestern plötzlich und ohne sich noch einmal bei uns blicken zu lassen, aus dem Dorf verschwunden. Der Befehl ist unerwartet vom Schloß gekommen, wie einige sagen, weil die Frau Baronin geäußert, sie befürchte, die Moral ihres Söhnleins könne durch den Aufenthalt der Theaterheldinnen im Dorf leiden. Es muß nicht gar viel daran zu verderben sein, wenn man Anlaß zu haben glaubt, über einen kaum zwölfjährigen Buben derlei Bedenken zu hegen. Andere behaupten freilich, es habe sich am letzten Spielabende, wo die Herrschaft selbst das Theater besucht, etwas ereignet, das mir aber doch fast gar zu unglaublich klingt, da die Frau Baronin beim Fortgehen eine von den

Schauspielerinnen vor der Thür, wie erzählt wird, aus Eifersucht in's Gesicht geschlagen, und der Kammerdiener, der sie begleitet, ihr Schimpfnamen zugeworfen haben soll, daß sie laut schluchzend in die Finsterniß hinausgelaufen sei. Wie dem sein mag, die Gesellschaft ist am Morgen darauf, in aller Frühe fortgezogen und Niemand weiß, wo sie geblieben.

Ist's mir doch bestimmt gewesen, heut Dinge zu vernehmen, die mich noch sonderbarer berührt haben. Da ich um Mittag zufällig den Wagen unseres Arztes aus dem Städtchen durch's Dorf fahren sah, rief ich ihn an und bat ihn, einen Augenblick bei uns abzusteigen. Ich erzählte ihm von Judica's Krankheit und wußte nicht, weshalb er ein immer verwunderteres Gesicht machte, bis er endlich fragte, ob ich denn nichts davon erfahren, daß er es sei, der die Kleine aus der Ferne behandelt habe. Kam da allerdings die Reihe des Verwunderns an mich, wie er mittheilte, daß jeden Tag eine angestrengt aussehende Frau oder Mädchen bei ihm in der Stadt gewesen und ihm den Zustand ihres kranken Kindes ganz deutlich und bis in die kleinsten Details geschildert habe, daß er vollkommen im Stande gewesen, daraufhin die Behandlung anzuordnen und Medizin zu verschreiben, weil er, grade außerordentlich in Anspruch genommen, doch bei der Entfernung, die sie auf fünf Stunden angegeben, persönlich nicht hätte kommen können. Ist ein weiblich Herz doch eine wundersame, unenträthselbare Schöpfung und wußte weder der Doktor, dem ich nun Alles

vom Beginn berichtete, noch ich, was wir dazu sagen sollten. Nicht einmal den Namen der Fremden haben wir erfahren, denn als ich sie eines Abends darum befragte, zögerte sie sichtlich mit der Antwort und sagte endlich: „Heißen Sie mich Cölestine, wenn Sie mich rufen wollen.“ Es mag wohl sein, daß sie, wie manche, die in den Schauspielerstand treten, ihren Familiennamen gern verschweigt, weil sie fürchtet, daß sie demselben Unehre machen könne. Hätte sie aber wirklich nicht nöthig gehabt, da sie an uns in Wahrheit wie eine Cölestine, d. h. wie eine Sendbotin des Himmels, gehandelt hat, und wir ihren Namen und ihr Gedächtniß in Ehren halten werden bis an's Ende. Ich hoffe indeß, es wird uns noch einmal im Leben vergönnt sein, sie wiederzusehen, um ihr unsern Dank kund zu geben, und der Doktor hat mir versprochen, auf seinen Rundfahrten in der Gegend Erkundigungen einzuziehen, wohin die Gesellschaft gegangen sein mag.

Den 4. Juli.

Erhalte eben einen Brief mit dem Poststempel der Hauptstadt, darin steht nichts als:

„Bitte, forschen Sie nicht nach mir. Ich bin nicht wiedergekommen, da Ihr Pflegekind meiner nicht mehr bedurfte. Wenn Sie sich darüber gewundert haben sollten, daß eine Fremde sich in Ihr Haus eingedrängt und die Rechte der Mutter in Anspruch genommen, so bedenken Sie, daß die Krankheit durch mein Verschulden hervorge-

rufen, daß ich eine Pflicht zu erfüllen hatte und daß Sie unendlich viel mehr gethan, als Sie aus Menschenliebe ein fremdes Kind an Tochterstatt in Ihrem Hause und Ihrem Herzen adoptirt. Man gewinnt aber ein Kind lieb, wenn man Nachts allein an seinem Bettchen sitzt und auf seinen Athem lauscht; darum, wenn Sie mich glücklich machen und mir Dank abtragen wollen, lassen Sie mich von Zeit zu Zeit hören, wie es Judica geht.

Cölestine."

Der Brief ist so unleserlich und so unorthographisch mit schlechter Handschrift verfaßt, daß ich gar nicht begreife, wie die Fremde, die so gut und klangreich sprach und von der Bühne eine so mächtige Wirkung inmitten ihrer verkommenen Umgebung ausübte, mit der Feder nur so gar erbärmlich umzugehen vermag. Ich freue mich indessen, ihr unsere Dankbarkeit doch in Etwas, wenn auch auf diese seltsame Art, beweisen zu können, und will es mir zur Regel machen, ihr unter der angegebenen fremden Adresse, ab und zu, eine freundliche Erinnerung von uns zukommen zu lassen. Werde jetzt doch versuchen, ob ich mich ihr nicht mit einer kleinen Geldunterstützung zu bestimmten Terminen hülfreich erzeigen kann, und morgen die erste Sendung in Judica's Namen in die Residenz abgehen lassen.

Den 1. Januar 1845.

Die Jahre rollen ab, eh' man es denkt, und der Zeitpunkt, von dem man gemeint, er liege noch in unberechenbarer Ferne

vor uns, ist plötzlich da und blickt Einem unvorbereitet in's Gesicht. Ich fühle, daß es mit Hans' Unterricht so nicht mehr fortgehen kann, daß eine gewisse Methode darin mangelt, welche den festen Grund für den späteren eigenen Aufbau des gewählten Lebensberufes legen muß. Meine Sophie und ich sind lange zu Rathe gegangen, wie wir das Ding angreifen sollten; endlich haben wir uns, freilich nicht mit ganz leichtem Herzen, entschlossen, in Gottes Namen mit dem Einfachsten und Nächstliegenden einen Versuch zu machen, und ich bin auf's Schloß gewandert und habe mit dem Baron Hochseß darüber konferirt, ob Hans nicht, für ein von mir zu entrichtendes Extrahonorar, an den Lektionen seines Stiefsohnes theilnehmen könne. Hab' ich mich aber doch schier erschreckt bei dem Anblick des Barons, den ich wohl seit fast zwei Jahren nicht gesehen und der nun plötzlich wie um eben so viel Jahrzehnte gealtert, mit trüben Augen und beinahe ergrautem Haar vor mir stand. Er deutete auf seine Kehle und sprach heiser und unartikulirt, war jedoch gleich zuvorkommend bereit, auf mein Ansinnen einzugehen, und drückte den Wunsch aus, daß ich doch meine bisherige Zurückhaltung aufgeben und ihn öfter aufsuchen möge. Das versprach ich ihm, und somit wird Hans mit dem Sommer seinen neuen Unterricht beginnen. Ich werde meine Zeit dafür desto mehr Judica zuwenden können, der eine ernsthaftere Inanspruchnahme ebenfalls im höchsten Grade noth thut. Sie wird neun Jahre alt und macht sich in ihrer Freiheit

an allerhand Dinge, die weder für ihr Alter noch ihre ganze Zukunft geeignet sind. Neulich betraf ich sie auf dem Trockenboden, daß sie sich heimlich einen Band meiner Shakespeare-Uebersetzung vom Büchergestell geholt und sich droben eine Ecke mit ein paar alten Teppichen und Decken ausstaffirt hatte, in der sie saß und mit glühendem Gesicht aus dem Buche laut deklamirte. Das sind Kindereien, die ich ihr, wenn ich sie noch einmal dabei antreffe, mit Strenge verbieten werde. Weiß der Himmel, wie das Mädchen darauf geräth, und alle Spiele und Erholungen, an denen doch Kinder in dem Alter sonst ihre Freude zu haben pflegen, darüber verabsäumt. Sie ist in dem letzten Jahr stark gewachsen, und zum Kummer meiner Sophie bei Weitem nicht so schön und lieblich mehr, wie sie als kleines Kind war. Ich denke indeß, wenn nur ein braves und tüchtiges Mädchen aus ihr wird, so ist's besser, daß sie der Schönheit entbehrt, als wenn es umgekehrt wäre. Und dafür bin ich allein verantwortlich und werde ich, sollt' es nicht anders gehen, mit Härte sogar zu sorgen wissen.

Den 1. Januar 1846.

Es ist mit Hans' Unterricht besser gegangen, als ich anfänglich zu hoffen wagte. Der jetzige Lehrer auf dem Schloß ist ein feingebildeter und verständiger Mann, und sucht den Altersunterschied zwischen seinen beiden Zöglingen möglichst zu berücksichtigen; er sagte mir indeß vor einigen Wochen, daß Hans in den meisten Dingen fast eben so weit sei, als

sein vier Jahre älterer Gefährte. Auch war er sonst mit meinem guten Jungen sehr zufrieden, da derselbe allzeit freundlich und bescheiden sei, sich dabei aber, was ihm besonders gefalle, von dem jungen Baron durchaus nichts bieten lasse, so daß dieser, der sich sonst gegen alle Knaben seines Alters, wie sogar gegen Erwachsene, oft übermüthig und hochfahrend betrage, vor Hans einen gewissen Respekt besitze und ihm nicht leicht zu nahe trete. Sieht Hans mit seinen breiten Schultern und kräftigen Gliedern aber auch fast eben so alt als der hagere und schmächtige Albert aus, der von seiner Mutter verhätschelt und ängstlich vor jedem Luftzug behütet wird, während Hans sich im Sommer und Winter in gleichem Anzuge herumtummelt und in seinem Leben bis jetzt weder Husten noch Schnupfen gekannt hat.

Von Cölestine erhalte ich auf die kleinen Geldunterstützungen, die ich fortsetze, immer eine prompte Antwort. Meine Frau glaubte im Anfang, sie werde zu stolz sein, sie anzunehmen; allein sie dankt jedesmal in der Kürze auf's Herzlichste und zeichnet einen Kuß für Judica daneben. Kann doch eine Schauspielerin eine gar treue Seele sein.

Den 1. Januar 1848.

Zwei stille Jahre zwischen der letzten Zeile und dieser. Es ist zweimal Sommer und zweimal Winter gewesen, und unser Kopfmaß am Thürpfosten weist nach, daß Hans um drei Zoll, Judica fast um einen Kopf größer geworden. Ich hoffe, daß sie innerlich auch so gewachsen sind; wenn man

Jemanden täglich um sich hat, springen weder körperliche noch geistige Veränderungen sehr in die Augen. Hans trägt seine alte Kinderidee jetzt ernsthaft im Kopf herum und ist entschlossen, Arzt zu werden. Er hat Recht, es ist der beste Beruf, den heutzutage ein tüchtiger Mensch wählen kann, d. h. wenn es ihm Ernst um die Wissenschaft ist und er einen andern edlern Zweck vor Augen hegt, als seinen Kranken gedankenlos Recepte zu verschreiben und die Sporteln dafür mit dem Apotheker zu theilen. Es mag wohl sein, daß der Doktor Fabri aus der Stadt dabei auf Hans Einfluß gehabt, da er in letzter Zeit öfter bei uns vorgesprochen und sich freundlich und angelegentlich mit ihm über die Wahl seines Studiums unterhalten. Der Doktor kommt jetzt nämlich regelmäßig zweimal in der Woche auf's Schloß, weil der Baron entschieden kränkelt und sich schon seit geraumer Zeit gar nicht mehr zu erholen vermag. Da scheint der noch junge, äußerst gebildete und liebenswürdige Mann gern auf ein Stündchen bei uns einzukehren, bleibt auch wohl, wenn seine Zeit es ihm einmal verstattet, als Abendgast. Der Lehrer vom Schloß kommt ebenfalls nicht selten, und hie und da noch dieses und jenes jüngere Element aus der Umgegend, so daß es oft gar lebendig in unserem Hause jetzt zugeht, und ich kaum begreife, was die Jugend an uns findet, daß sie, anstatt den Vergnügungen ihres Alters nachzugehen, lustig oder ernsthaft mit einer Pastorenfamilie plaudert oder diese selbst, wie Kinder mit den Kindern, im Garten Scherz und

Spiele betreibt. Habe ich jedoch meine besondere Freude daran, da ich stets dafür gehalten, daß das Haus ein gutes und gottgefälliges sei, in welchem die Jugend sich fröhlich und glücklich fühlt Fällt allerdings hie und da, und leider öfter als ich wünsche, ein ernsthaftes Wort dazwischen, das ich mit Judica reden muß, bei der immer stärker ein phantastischer Sinn und ein Hang zum Abenteuerlichen zum Vorschein kommt, der sich für ein Mädchen ihres Standes, wie überhaupt für eine heranreifende Jungfrau, nicht ziemt. Ich bereue es gar oft im Stillen, daß ich sie damals, vor nun schon über fünf Jahren, in die unglückselige Dorfkomödie mitgenommen, denn es ist mir immer, als ob durch sie dieses wunderliche Wesen in dem Kinde, wenn nicht geweckt, doch recht eigentlich genährt worden sei. Blättre da in meinem Tagebuche und sehe, daß ich an dem Sonntage, an welchem Judica zu uns gekommen, geschrieben, daß man von solch' einer fremden Kinderseele nie wisse, welchem Keim sie entstamme und welche Frucht sie zeitigen werde. Daran muß ich oftmals denken, weil es gar zu ersichtlich ist, daß alle Erziehung gegen die Art, die ursprünglich in einen Menschen gelegt worden, nur wenig auszurichten im Stande ist. Judica hält sich übrigens noch immer für unsere Tochter, und ich habe von Anfang an den Entschluß gefaßt, sie, bis sie erwachsen, bei diesem Glauben zu belassen.

Den 1. Januar 1849.

Das ist keine stille Zeit gewesen, seitdem ich mein Büch-

lein zum letzten Mal zur Hand genommen. Mögen sich freilich Viele hingesetzt haben, um von Tag zu Tag all' das Schreckliche, Närrische und Großartige aufzuzeichnen, das im verflossenen Jahre geschehen; mir ist die Lust dazu vergangen, sowie überhaupt die Freude daran, hoffnungs- und zutrauensvoll in die große Welt draußen hinein zu blicken. Ist ein alter Fluch, der auf Deutschland liegt, daß in schweren Zeiten die Guten genug zu thun glauben, wenn sie reden und Ideale aufstellen, während die Schlimmen handeln. Ich wollte gern, daß der Lauf der Geschichte über die Anschauung eines alten Landpastoren als thöricht hinweg ginge, aber ich sehe nichts vor uns, als die lange Ernüchterung nach einem kurzen Rausch, und trübe, trübe Jahre für das ganze Vaterland.

Die Bauern in unserm Dorf hat der allgemeine Tumult auch angesteckt gehabt, daß sie mit Forderung um Abstellung vielfacher Mißbräuche auf's Schloß gezogen sind und vor Allem die Fortjagung des allgemein verhaßten Kammerdieners verlangt haben. Der ist ihnen jedoch zuvorgekommen und hat sich rechtzeitig aus dem Staube gemacht, weil er wohl wußte, daß, wenn sie ihn in ihre Hände bekommen, sie kurzen Prozeß mit ihm angestellt hätten. Der Baron dagegen hat sich auffällig erholt, und scheint mir auch geistig energischer geworden, als in den letzten Jahren. Er befindet sich mit seinem Stiefsohn allein auf Hohenwerbach, da die Baronin sogleich nach dem Ausbruch der Unruhen sich in die Hauptstadt begeben, und ist den meisten Beschwerden seiner

Gutsangehörigen in bereitwilliger und verständiger Weise entgegengekommen, so daß sich in unserer Gegend schon jetzt fast alle Gemüther erfreulich beruhigt haben und die Zufriedenheit überall hergestellt ist.

Was mich Wunder genommen und mir wieder in der Natur Judica's räthselhaft gewesen, ist, daß sie, obwohl kaum vierzehnjährig und in vielen Dingen ein völliges Kind, sich auf das Eifrigste für die großen Weltvorgänge interessirt und dabei ganz gegen Frauen- und eigentlich auch ihre eigene Weise, die sich sonst allerorten für einen gewissen aristokratischen Schimmer geneigt zeigt, auf's Leidenschaftlichste die Partei der Volksbestrebungen ergriffen hat. Ich habe manchmal im Stillen lachen müssen, wenn ich gehört, wie das Mädchen in seiner heftigen Art im Garten draußen Hans eine zornige Rede über die Willkür der Großen und das Recht der Bedrückten gehalten, die sie sich aus meinen Zeitungen zusammengelesen, daß sie mir den Jungen fast zu einem Demokraten macht. Ueberhaupt besitzt sie eine beinahe unglaubliche Gewalt über ihn, so daß er blindlings thut und läßt, was sie will. Mit dem Doktor Fabri, der jetzt noch öfter als früher kommt und sich mit mir über die Zeitläufte unterhält, ist sie sehr befreundet, da er, als ein konsequenter Radikaler, ihre Ansichten, oder vernünftiger ausgedrückt, sie seine Ansichten theilt. Das Letztere ist aber durchaus erforderlich, wenn sie sich mit Jemandem vertragen soll, denn mit dem jungen Baron Albert, der in letzter Zeit, vielleicht auch

dem demokratischen Zuge des Jahres folgend, angefangen hat, Hans hie und da zu besuchen, vermag Judica sich durchaus nicht zu stellen. Er hat sie einmal, als sie in besonders ausgelassener Laune war und ihn neckte, „Wildkatze" genannt, daß ich glaubte, sie würde ihm wirklich als solche an den Kopf fahren, so aufgebracht war sie darüber. Nun lacht sie ihm, wenn er eine Albernheit begeht, grade ins Gesicht und äfft mit erstaunlicher Geschicklichkeit oft zu unserer Unterhaltung seine Sprechweise und Bewegungen nach. Meine Sophie, die ihre alte Abneigung gegen Alles, was mit Hohenwerdach in Verbindung steht, nie hat überwinden können, ist ein paar Mal unvorsichtig genug gewesen, das Mädchen geradezu dazu aufzumuntern; ich finde es jedoch nicht schicklich, die Manieren eines jungen Menschen, der als Hans' Studiengenosse in unser Haus kommt, selbst wenn sie, wie ich zugeben will, lächerlich und läppisch sind, hinter seinem Rücken zu verspotten, und habe es Judica kürzlich ein- für allemal untersagt. Das gab wieder eine Scene, und seitdem geht sie mir mit einer gewissen Scheu aus dem Wege und antwortet nur einsilbig, wenn ich sie um etwas befrage. Auch Hans hat es übel genommen, daß ich sie in seiner Gegenwart ordentlich zurechtgesetzt, und spielt den Beleidigten. Ich glaube, mein Herr Pflegesohn wird es nächstens nicht mehr dulden, daß man seine Schwester einmal schief ansieht. Man meint gar oft, wenn man mit Kindern nur über die ersten unvernünftigen Jahre hinaus sei, gehe nachher Alles leicht und freudig weiter, und Gott

weiß, daß dann die Unruhe und Sorge erst recht anfängt. Ich sage mir oft, daß sich das Alles durcharbeiten muß, daß ich auch jung und thöricht gewesen und jetzt wohl etwas zu alt, und hie und da auch zu griesgrämlich dreinschaue, um das Treiben der Jugend in seiner ewigen Berechtigung zu verstehen. Doch die Zeit drückt eben uns Allen ihr Gepräge auf und füllt uns mit Mißmuth. —

Zur letzten Weihnacht ist durch die Post, Gott weiß woher, ein Paquet gekommen, in welchem ein wundervolles, seidenes Kleid von so kostbarem Stoff, wie ich ihn nie gesehen, enthalten war. Außerdem lagen in herrlichem Einband die dramatischen Werke Göthe's und Schiller's dabei, aber keine Zeile, woher die werthvollen Geschenke stammten und wer der Geber sein könne. Ich wollte das Ganze eigentlich nicht annehmen, wußte indeß auch nicht, wohin ich es zurücksenden solle; Frauen sind aber immer ganz närrisch, wenn sie so schöne Stoffe sehen, und so jammerte auch meine Sophie erschrecklich über meine Absicht, Judica die Zusendung nicht zu übermachen, lächelte dabei denn auch so geheimnißvoll nach kluger Mutterweise, daß sich die Sache über kurz oder lang sicherlich aufklären werde, und meinte im Uebrigen, und traf darin auch wohl das Richtige, daß uns gar kein Recht zustände, Judica etwas, das für sie gesandt worden sei, vorzuenthalten. Genug, ich mußte schließlich meine Zustimmung geben; war indeß gar kein so besonderer Jubel am Weihnachtsabend über die prachtvollen

Geschenke, sondern Judica nahm Alles mit ernsthafter Miene entgegen, als sei dies gar nichts Befremdendes. Sie schneiderte sich unter Sophie's Beihülfe das Kleid schon in den nächsten Tagen zurecht, und sitzt nun den ganzen Tag wie eine Prinzessin in dem langen Prachtgewande, dem ersten, das sie bekommen, und darin sie völlig wie erwachsen aussieht, und liest und deklamirt, wenn sie sich allein glaubt, aus Goethe's „Egmont" oder aus Schiller's „Jungfrau von Orleans". Das Mädchen treibt ein wunderliches Wesen — ich fürchte, ich bin nicht streng genug, und muß ihr die Flügel stärker beschneiden.

Auch von Cölestine ist nach längerem Schweigen wieder ein Brief gekommen. Die Handschrift ist anders, als früher, und sie schreibt, sie sei unwohl und müsse eine Bekannte für sich schreiben lassen. Doch der ganze Brief enthält fast nichts als Grüße und Küsse für Judica, die unter die Schrift gezeichnet sind, und Gedanken, wie schön und stattlich sie jetzt aussehen müsse. Daneben Ermahnungen, ihre Zeit nicht an unbedeutende Bücher zu vergeuden, sondern unsere großen Dichter recht mit Eifer und eigenem Denken zu lesen. Ich weiß manchmal gar nicht, was ich von den Menschenkindern mehr denken soll; die Cölestine mit ihrer merkwürdigen Anhänglichkeit an uns, ist mir ebenso räthselhaft, wie meine Pflegetochter, die, während sie die kostbaren Geschenke, wie ich oben schon sagte, gleichgültig und fast wie selbstverständich hinnahm, über den Brief in lautes Weinen ausbrach,

ihn in ihrem Kleide versteckte und hinausging. Sophie sagte mir nachher, daß Judica ihr geklagt, es verstehe sie Niemand im Hause. Es ist wahrhaftig Zeit, daß die mädchenhafte Ueberspanntheit ihr aus dem Kopf getrieben wird, ehe das Ding zu weit um sich greift.

Den 12. August.

Muß doch immer der Krug so lang zu Wasser gehen, bis er bricht. Freut's mich indessen, daß ich die Sache selber mit angesehen, da ich sonst leicht geglaubt hätte, daß Judica durch ihre häufig die duldsamste Natur aufreizende Manier, selbst den größten Theil der Schuld daran getragen. Es war vorgestern ein wundersamer Sommerspätabend nach einem heftigen Gewitter, das wir am Nachmittag gehabt, und ich saß an meinem Arbeitstisch und mußte immer wieder über den fernen Waldrand hinausblicken, auf dem die untergehende Sonne, glänzend am Goldsaum einer dunkeln Wolke hervortretend, in unendlich duftigem Farbenspiel lag. Setzte mich zuletzt, überwältigt von der feiersamen Ruhe der Natur, wie sie uns manchmal plötzlich sehnsüchtig und friedevoll zugleich an's Herz steigen kann, an's offene Fenster und sah, wie in weiter Ferne die gelben Waizenkoppeln noch hie und da schnittreif aus dem Grün aufblickten, sah über den Kirchhof weg, wo mein eigener kleiner Junge nun schon lange Jahre liegt, und wo ein paar Mädchen aus dem Dorf, mit langgelösten Zöpfen, in abendlicher Feier zwischen den Kreuzen umhergingen — weit von den Wiesengründen am Bach

her, kam das Brüllen der Rinder herüber, wohl auch dazwischen das Bellen eines Dorfhundes, der in den Feldern herumjagte, und unter meinem Fenster im hohen Grasrain schwirrten die Heugrillen, und meine Gedanken gingen mit meinen Augen zurück und vorwärts, so zwischen Himmel und Erd' auf und ab, wie die Wolken am dämmernden Firmament, man weiß nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen. Dann sah ich Judica drunten im Garten zwischen den hohen Gesträuchen. Sie stand und schattete das Auge mit der Hand und sah unbeweglich in die sinkende Sonnengluth hinein, die ihr leichtes Sommerkleid mit einem eigenen röthlichen Abendglanz übergoß. Und auf einmal kam eine von den merkwürdigen Wolken, die wie ein unerklärlicher Schatten über die Menschenseele hintreiben, denn mir kam es ganz deutlich zum Bewußtsein, daß ich diese Gestalt mit dem reichen Haar, das auf die Schultern herabfloß, schon einmal gesehen — anders und doch wieder ebenso — und im nächsten Augenblick gewahrte ich, mit Augen und Gedanken weiterschweifend, wie die beiden Mädchen auf dem einsamen Kirchhof sich ängstlich nach einem Gegenstande, der sich den Fußsteig durch das gelbe Kornfeld herabbewegte und den ich nicht zu erkennen vermochte, umblickten und gleich darauf eilig in den Hauptweg und auf das Dorf zuliefen. Dann dauerte es eine Weile, allerhand Träume kamen und gingen, bis ich durch die tiefe Abendstille in dem Garten Stimmen heraufklingen hörte. Es war Judica; ich kenne keinen Men-

schen, vielleicht außer dem Baron Hochseß in früheren Tagen, dessen Stimme einen so glockenhellen Klang hat, als ihre; allein mit wem sie sprach, konnte ich nicht unterscheiden, und auch nicht sehen, da die Sonne grade blendend am Horizont über ihren Kopf wegtrat. Sie lachte anfänglich, und ich gab auf ihre Worte nicht Acht; doch allmälig klang ihr Ton mir gereizt und sie redete heftiger und in abgestoßenen Sätzen. Dann hörte ich plötzlich, daß ihr Widerpart laut rief:

„Dafür sollst Du mir büßen, Wildkatze!“

Im nämlichen Augenblick sank die Sonne über den Baumkronen des Waldes hinunter, und ich sah jetzt deutlich, daß der junge Baron Albert drüben über den Rasenplatz auf das Mädchen zusprang. Sie sah ihn trotzig an und sagte herausfordernd:

„Was willst Du?“

Er faßte ihren Arm und rang mit ihr; ich glaubte noch immer, es sei halb Spiel, halb Ernst, wie ich es früher wohl schon zwischen ihnen gesehen, als Judica plötzlich laut rief:

„Hans, Hans, hilf mir!“

Ihr Angreifer aber hielt ihre weißen, ringenden Arme fest zusammengedrückt und rief, während er ihren angstvoll abgewandten Kopf mit Gewalt herumzudrehen suchte, so laut, daß ich es deutlich verstehen konnte:

„Ich hab' es lange darauf abgesehen, Dich einmal allein zu treffen, und wenn Du Dich jetzt nicht von mir küssen läßt, so lasse ich Dich von meinen Bedienten zu mir auf's Schloß holen. Meine Mutter sagt, ich habe von Alters her

das Recht, alle Mädchen aus dem Dorf, die ich leiden mag, zu mir bringen zu lassen, und mit ihnen zu thun, was ich will!"

Ich war aufgesprungen — allein plötzlich hörte ich die vor Grimm zitternde Stimme meines Hans dazwischen:

„Und ich habe das Recht, Jedem, der meiner Schwester etwas thun will, den Kopf entzwei zu schlagen, ob es ein Bauernknecht oder ein Baron ist."

Zugleich sah ich, daß der starke Knabe, der athemlos aus dem Gebüsch hervorgesprungen, seinen adeligen Schulgefährten mit einem Stock über die Stirn hieb und sich gleichzeitig auf ihn warf, ihn zu Boden schleuderte und über ihm kniete.

„Nimm eine Nadel, Judica, und stich ihm die Augen aus, wie sie im „König Lear" dem Grafen von Kent ausgestochen werden; er soll Dich nie wieder ansehen können!" rief Hans in wilder Aufregung.

Judica zog mit unheimlichem Ernst einen vergoldeten Pfeil, den sie im Haar trug, heraus und prüfte seine Spitze an ihrem Finger.

„Ja, Du hast Recht, er wollte mich küssen, er muß dafür blind werden", erwiderte sie kalt.

Der junge Baron hatte seinem Ueberwältiger bis dahin mit giftigen Worten gedroht und mit den Füßen nach ihm gestoßen, jetzt starrte er Judica, die gelassen auf ihn zutrat, einen Augenblick entsetzt ins Gesicht und hub dann wie wahnsinnig an, um Hülfe zu schreien.

Der grausame Spaß, den sie mit ihm trieben, schien mir aber über das Maß gerechter Strafe zu gehen, so daß ich, um andererseits den jungen Baron dadurch noch mehr zu beschämen, daß er erführe, wie ich Alles angesehen, laut Judica bei Namen rief. Sie fuhr zusammen und wandte langsam den Kopf nach mir um, doch in ihren Augen und in ihrer ganzen Haltung lag ein Ausdruck, der, eh' ich wußte, was ich that, mich über den Fensterbord in den Garten hinuntersteigen und eilig auf sie zugehen ließ.

„Judica, hörst Du nicht? Was treibst Du?“ fragte ich heftig.

Ich glaube, allemal, wenn die Eltern nicht rechtzeitig Acht geben, hat solch' ein vierzehnjähriger Mädchenkopf Anlage, sich vollständig zu einem Tollhaus auszustaffiren, denn sie antwortete mir mit feierlichem Ernst:

„Ich bin Lukretia, Vater, und muß den Tarquin tödten — warte, bis es vorüber ist.“

Und sie nahm den vergoldeten Pfeil fest in die Rechte und hob zielend die Hand, an der ich sie faßte und gewaltsam in die Höh' riß.

„Steh' auf, Hans, und laß Albert frei!“ sagte ich zugleich zornig, daß mein Pflegesohn sich brummend von seinem um vier Jahre älteren Feinde erhob, und dieser sich leichenblaß und mit einer breiten, dickaufgeschwollenen und blutunterlaufenen Strieme auf der Stirn aufrichtete und mit giftfunkelnden Augen schweigend fortging. Als er etwa auf

hundert Schritte entfernt war, drehte er sich um, ballte uns die Faust zu und rief ein Schimpfwort herüber. Hans wollte ihm nachstürzen, ich rief ihn indeß streng bei Namen, daß er unwillig anhielt und vor Aufregung stotternd sagte:

„Ich will's nicht, ich lasse meine Schwester von Keinem küssen, am allerwenigsten von dem!" Dann trat er auf Judica zu, die wie aus einem verworrenen Traum erwacht, mich mit großen scheuen Augen anblickte, schlang den Arm fest um ihren Nacken und sagte: „Komm, Judica, wenn ich bei Dir bin, soll Dir Niemand etwas anhaben", und die beiden großen Kinder gingen, wichtig drein schauend und in leisem eifrigem Gespräch, den Garten hinunter.

Ich habe oftmals Kinder sich streiten, schlagen und vertragen gesehen, und weiß nicht, warum die Andern so viel Wesens aus der Geschichte machen wollten. Mir scheint das Bedenklichste die wirklich verrückte Art, mit der Judica sich bei der Sache benommen, allein Mama war so entrüstet und besonders der Doktor Fabri, der zufällig noch an demselben Abend kam, zeigte sich, als er davon hörte, so empört und verlangte mein Wort darauf, daß ich dem Baron Albert nie wieder Zutritt in mein Haus verstatte, daß gar nicht von dem überspannten Benehmen der Kinder, sondern nur von Hans' Heldenmuth die Rede war, den der Doktor seitdem noch mehr, als früher, in's Herz geschlossen zu haben scheint. Er brachte ihm schon am andern Tage einen prächtigen Stock zum Geschenk mit, aus dem sich durch

einen Federdruck eine vollständige Degenklinge hervorziehen läßt, und redete dazu allerlei Dinge, die mir beinahe ebenso konfus vorkamen, als die neulichen Gespräche der Kinder untereinander. Wie der Doktor fortgegangen, habe ich indeß zu Hans großem Kummer den Stock einstweilen in Verwahr genommen, der mir denn doch, bis der Besitzer in vernünftigere Jahre geräth, besser in meinen Händen aufgehoben scheint. Ich verstehe weder mein eigenes Haus, noch die Fremden, die es besuchen, mehr; selbst meine Frau, mit der ich so lange Leid und Freud' getheilt und die früher in allen Dingen einer Meinung mit mir war, nimmt jetzt häufig Judica's Partei gegen mich. Werde mich aber von meinem Willen und dem, was ich für gut und nothwendig erachte, nicht abbringen lassen. Dazu kommt jetzt wieder die neue Sorge um Hans, da ich noch gar nicht weiß, wie es nach dem Vorfall mit dem Stiefsohn des Barons mit dem Unterricht auf dem Schloß werden soll. Welche Noth hat man mit Kindern, wenn sie erwachsen zu sein beginnen, und ich muß in letzter Zeit manchmal unwillkürlich denken, daß es nicht einmal meine eigenen sind.

Den 15. August.

Die Andern mögen doch in Manchem wohl Recht gehabt haben. Meine Natur ist mit den Jahren und vielleicht grade durch die Ereignisse der letzten Jahre, etwas heftig geworden, daß ich wohl dies oder das in der Aufwallung übersehen.

Der Hofmeister vom Schloß, Herr Sonnewald, war heut bei mir. Er sagte, daß er von Hohenwerdach fortgehe; seitdem die Baronin und der im vorigen Jahr geflüchtete Kammerdiener zurückgekommen, gefalle ihm das Treiben dort durchaus nicht mehr. Auch der Baron habe alle Energie, zu der er sich inzwischen aufgerafft, wieder verloren; doch der hauptsächlichste Grund seines Weggangs in die Hauptstadt, wo ihm eine gute Stellung geboten, sei der, daß mit dem jungen Baron seit der Rückkehr der Mutter nichts mehr anzufangen sei. Er wisse bestimmt, daß derselbe im Lauf des Sommers mehrere Mädchen aus dem Dorf verführt und fast Allen nachgestellt, und daß die Baronin dazu gelacht habe. Dieselbe schäume vor Wuth über den Schlag, welchen ihr Sohn von Hans empfangen — und der jedenfalls mehr als verdient gewesen — und habe verlangt, mein Pflegesohn solle dafür gerichtlich verfolgt werden; allein fast wider Erwarten habe der Baron in diesem Falle nicht nachgegeben, und in einem heftigen Auftritt seinen Willen durchgesetzt. Seitdem sei er kränklicher, als je; Baron Albert aber gehe in einigen Tagen zur Universität in die Hauptstadt ab, wo er, zu jedem Studium total unfähig, den Beruf der Mehrzahl seiner adeligen Genossen theilen werde, in Saus und Braus Geld und Zeit todtzuschlagen und zu warten, bis der Tod seines Stiefvaters ihn als Herrn nach Hohenwerdach zurückrufe.

Herr Sonnewald gab mir den Rath, Hans unbekümmert

noch ein Jahr lang im Hause seinen Privatstudien obliegen zu lassen, da er die Bürgschaft übernähme, daß derselbe sich in dieser Frist durch seinen Fleiß und seine Talente vollständig zum Bezug der Hochschule vorbereitet haben werde. Auch hinsichtlich Judica's gab er mir mehrere gute Rathschläge, die im Grundgedanken mit der gestrigen Frage meiner Frau übereinstimmten, ob ich denn allein blind sei und nicht sähe, daß unsere Pflegetochter ein erwachsenes Mädchen von seltener und wunderbarer Schönheit, wie sie es früher als kleines Kind versprochen, geworden sei, um derenwillen allein sowohl der Doktor Fabri als der Hofmeister schon seit Jahr und Tag unser Haus so fleißig besucht hätten. Sie und das alte Sprüchwort haben wohl Recht: „Kinder werden Leute“; das Alter merkt es nur nicht, was unter der einförmigen Rinde in den jungen Gemüthern treibt und aufgeht. Zu Sophie habe ich jedoch gesagt: „Judica sei noch nicht konfirmirt, und bis dies geschehe, werde ich sie nach alter, guter Sitte als Kind betrachten.“

Den 1. Januar 1855.

Nur um den alten Brauch fortzusetzen, schreibe ich heut ein paar Worte. Hans arbeitet mit unausgesetztem Fleiß, damit er zu Ostern, das in diesem Jahr sehr spät, erst gegen das Ende des April fallen wird, die Universität beziehen kann, um Arzneiwissenschaft zu studiren. Wie er diesen Plan nun seit Jahren unverrückt festgehalten hat, liegt überhaupt in seinem Wesen etwas Zähes, Hartnäckiges, daß er

das, was er einmal gefaßt hat, nicht wieder aufgiebt, und am wenigsten, sobald Jemand ihn davon abzubringen sucht. Er erinnert mich oft lebhaft an seinen Vater, der diesen eigensinnigen Zug ebenfalls, doch nicht in dem Maße, besaß. Ja, es ist ein ehrwürdiges Wort, daß der Väter Sünden und Tugenden sich forterben bis in's vierte Glied. Ich wollt' im Stande sein, wie Cuvier aus einem versteinerten Fußknochen ein antediluvianisches Geschöpf aufgebaut hat, aus dem Wesen Judica's mir ihre Eltern leibhaftig vorzustellen. Sie müssen schön, heißblütig, leichtsinnig und schwermüthig, bezaubernd und abstoßend, närrisch und talentvoll gewesen sein, denn das Alles sind Keime, die wir nicht in die Seele des Mädchens hineinzulegen vermocht, die von Anbeginn darin geruht und hervorbrechen wie Korn und Unkraut auf dem Acker, der Landmann mag selbst gesäet haben, was er will.

Es ist nicht die rechte Freudigkeit im Hause, wie in früherer Zeit. Sophie sagt, ich trüge selber die Schuld daran und sei auch weniger milde als früher. Gott aber hat mir zwei Seelen anvertraut — er helfe mir, ich kann nicht anders. Amen!

Ostersonntag den 20. April.

Gott helfe mir, ich kann nicht anders. Amen. Ich habe damit geschlossen und beginne damit. Er wende Alles zum Guten; er lasse uns seine Wege wandeln im Dunkel.

Ich habe im verwichenen Zeitraum, zwischen Neujahr

und Ostern, nicht zufrieden sein können mit Judica. Sie hat mit den Mädchen des Dorfes Unterricht für die bevorstehende Konfirmation bei mir gehabt, allein die Geringste von ihnen hat die zugetheilten Arbeiten besser geliefert und aufmerksamer Acht gegeben, als sie.

Hatte sie allzeit andere Dinge im Kopf, zeichnete Allotria an den Rand ihrer Aufsätze und schmierte dieselben, da sie sonst eine feine und merkwürdig feste Hand schreibt, so unleserlich und gedankenlos hin, daß ich sie mit äußerster Strenge angehalten, Nachts so lange aufzusitzen, bis sie den Vortrag, den ich am Morgen beendet, ordentlich und lesbar zu Papier gebracht. Ist viel dabei geweint worden und hat's böse Stunden, ja Tage und Wochen, im Hause gegeben, da denn Hans natürlich auch allemal, sobald es einen Auftritt mit Judica gesetzt, stumm bei Tisch gesessen und höchst ungnädig gewesen, und gefruchtet hat Alles doch nicht, als Unfrieden und Mißmuth hervorgerufen, daß ich manchmal einsam auf meinem Zimmer geblieben und gedacht, daß wir arge Thoren sind, die Schickungen Gottes verbessern zu wollen, und, wenn er uns keine Kinder verliehen, fremde in's Haus nehmen zu täglicher Noth und Trübsal an Leib und Seele.

So ist langsam der Konfirmationstag heut herangekommen, und ich habe Judica vor'm Altar das Wort aus den Sprüchen Salomonis mitgegeben:

„Lieblich und schön sein ist nichts; ein Weib, das den

Herrn fürchtet, soll man loben. Sie wird gerühmt werden von den Früchten ihrer Hände. Sie schauet, wie es in ihrem Hause zugehet, und isset ihr Brod nicht mit Faulheit."

Ich habe es vor allen Hörern der Kirche mit Ernst und Nachdruck zu ihr gesprochen, daß sie sehr blaß geworden und so gezittert, daß ich geglaubt, sie werde umfallen. Hat mich indeß nicht irre gemacht, und wie ich nach Hause gekommen, hab' ich sie zu mir rufen lassen, und wie Niemand gewußt zu sagen, wo sie sei, sie selbst aufgesucht. Da ich sie denn zuletzt auf einer Bank im abgelegensten Winkel des Küchengartens in dem Goethe'schen „Faust" lesend gefunden, der vor einem Jahr mit bei dem namenlosen Weihnachtspaquet für sie gewesen. Weil ich ihr nun schon in den letzten Wochen öfter gesagt, daß es einer christlichen Konfirmandin vor ihrer Einsegnung nicht anstehe, derlei Bücher, die überhaupt für ihr Alter noch nicht passend seien, zu lesen, ist mir dies als ein offenbarer und trotziger Ungehorsam erschienen, daß ich ihr sehr zornig das Buch aus der Hand gerissen und dabei gesehen habe, wie ein Blatt herausgefallen, auf dem als Anrede mit deutlicher Hand: „Meine süße, einzige Judica" geschrieben stand. Wie ich aber die Hand danach ausgestreckt, um das Uebrige zu lesen, hat sie es hastig genommen, an ihrer Brust verborgen und die Hand daraufgelegt. Da habe ich noch ziemlich ruhig gefragt, was das bedeute, und sie hat gleichgültig geantwortet, nichts, das Papier sei in dem Buch gewesen, seitdem sie es bekommen.

Es besitze keine Unterschrift und sie wisse nicht, von wem es sei, keinesfalls von einem Manne. Allein es sei ein Begleitbrief zu den Geschenken für sie gewesen, und sie werde ihn Niemandem zeigen, am wenigsten mir, nachdem ich ihr in der Kirche solchen Schimpf angethan.

Da bin ich denn, ob dem Trotz und der Herzenshärtigkeit des Mädchens, aufgebracht worden, wie niemals noch in meinem Leben, daß ich kaum mehr Alles weiß, was ich darauf gesagt. Aber ich habe begonnen, daß sie in schwerem Irrthum sei, wenn sie meine Tochter zu sein glaube, daß ich sie aus Gnade und Barmherzigkeit aufgenommen und sie kein Anrecht an mich oder etwas von mir besitze. Und ich habe hart und erbarmungslos in ihrem Innern gewühlt, daß sie ohn' allen Zweifel das Kind einer sündhaften Liebe und einer verlornen Mutter sei, und daß sie denselben Weg einschlage, den jene gegangen, da Verstocktheit und Lüge der Anfang zu allen Lastern und Erniedrigungen wäre. Es werde nicht fürder gehen mit uns, wenn sie sich nicht zusammennähme und einen anderen, ehrbaren, der Pflegetochter eines Pastoren, die keine Schauspielerin oder Kunstreiterin sei, entsprechenderen Wandel beginne. Sie könne sich darauf verlassen, daß ich zu ihrem zeitlichen und ewigen Heil, das mir anvertraut worden, meinen Willen durchsetzen und ihre Widerspenstigkeit brechen, mir auch das Blatt zu verschaffen wissen werde, da ich, wenn sie auf ihrer Weigerung beharre, sie von der Mutter und den Mädchen entkleiden und es ihr

mit Gewalt nehmen lasse. Ich rieth ihr aber, den Brief nicht vorher zu vernichten, da sonst —

Ich weiß nicht mehr, womit ich in meinem Zorn gedroht, der immer höher stieg, als ich das Mädchen todtenbleich, mit fest zusammengepreßten Lippen, aber unbeweglich vor mir stehen sah. Manchmal nahm ich wahr, daß es ihr wie ein Rütteln durch den Körper lief und daß sie einen ungeheuren Kampf kämpfte, sich aufrecht zu halten — doch dann gewannen ihre Augen einen immer seltsameren Ausdruck, sie zog das Blatt aus ihrem Kleid, reichte es mir und sagte, nicht freundlich und nicht erzürnt, ganz tonlos und ruhig:

„Hab' Dank für Alles und auch für das. Aber da es mein ist, giebst Du mir es wohl zurück, wenn Du es gelesen, und legst es wieder in dies Buch."

Sie legte ihr Buch auf die Bank und ging durch die kleine Gehegepforte in's Feld hinaus. Ich stand wie verdutzt vor ihrer Ruhe und Selbstständigkeit; es fiel mir plötzlich wie Schuppen von den Augen, daß sie, vor der gewöhnlichen Zeit Anderer entwickelt, schon lange kein Kind mehr gewesen, und daß ich doch wohl oftmals nicht den richtigen Weg ihr gegenüber eingeschlagen. Und zugleich, als ich ihr nachsah, wie sie den Fußsteig in's Feld langsam weiter hinaufschritt, war's mir wiederum, wie bereits früher einmal, als habe sie eine merkwürdige Aehnlichkeit mit Jemand, den ich oft gesehen — ich sah auf das Blatt in meiner Hand nieder — da stieg mir aus ihm eine zweite Aehnlichkeit mit

einer Handschrift auf, die ich einmal gelesen, ich wußte nicht, wo und wann.

Sie hatte doch die Wahrheit gesprochen, es war unverkennbar eine weibliche Hand, die den Brief geschrieben, voll unendlicher, schmerzlicher, sehnsuchtsvoller Liebe. Es faßte verwirrt meinen Kopf, mir kam's plötzlich, als liege da ein Geheimniß vor mir, in das ich kein Recht habe, mich wider den Willen der Empfängerin, wider den Willen meiner Judica einzudrängen. Beschämt gehorchte ich dem ersten Antriebe und legte das Blatt, nur zur Hälfte gelesen, in das Buch zurück und floh durch den Garten in mein Zimmer hinauf.

Hab' ich Unrecht gethan, Herr, so vergieb mir. Stärke mich in Deiner Milde; lasse mich das Rechte finden und halte den Eifer von mir, der im Blinden tappt. Dein Auge wird über Recht und Unrecht sein und Dein Wille geschehe in Ewigkeit.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Zweiter Abschnitt.

Des Blutes Erbtheil.

Der Pastor Baumholz zu Niederwerbach legte die Feder mit einem Seufzer aus der Hand und blickte gedankenvoll über den Pastoratsgarten fort in die weiten sonntagnachmittägig stillen Felder hinaus. Nichts hemmte seinen Blick; die Fenster standen geöffnet, ein erster Frühlingsathem ging draußen durch die Welt. Der Duft der Hyacinthen zog von den bunten Crocusbeeten des Gartens herein, auf dem Rasen standen die Veilchen dicht gedrängt, grüner Schimmer umkleidete Strauch und Baum, und ein Summen lag in der Luft. Man sah, man hörte noch nicht, was es sei, aber man empfand mit warmem Schauer, es waren die Boten der Sonne und des Sommers, tausend Triebe des Lenzes, die der Winter zurückgehalten, die gewaltsam ihre Bande sprengten und hervorbrachen, unbekümmert darum, ob die Nacht mit Frost kehren und ihre junge Freiheitslust in Angst und Noth umwandeln möchte.

Der Pastor stand auf und trat an's Fenster. Es war eine hohe, würdige Gestalt, mit ernstblickenden Augen im scharf

ausgeprägten Gesicht, um das langes, halb ergrautes Haar in schöner Fülle bis auf die Schultern herabfiel. Doch seltsam lag es wie Widerspruch in den Zügen; Milde stand auf der edelgeformten Stirn und umgab die sanften, forschenden Augen, nur um den Mund hatte die Hand der Jahre ihre Falten zusammengehäuft, daß die Lippen sich streng aneinanderschlossen und ihr herber Ausdruck wie ein Schatten die Herbstesmilde des alten Gesichtes überflog. Es bog sich jetzt seitwärts durch's Fenster, wo die sonnenbeglänzte Landstraße sich in's Dorf hinabzog. Auch auf ihr lag der Frieden des Frühlings und des Ostersonntags; geschmückte Frauen und Mädchen wanderten, Arm in Arm, in langen Reihen hinauf und hinab. Dazwischen klangen die Glocken; fernher tönte vom Dorf, bald leiser, bald hell aufjubelnd der Strich einer Geige.

„Sie feiern die Auferstehung des Herrn:
Denn sie sind selber auferstanden,
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbesbanden —"

sagte der Pastor halblaut vor sich hin. Er blickte hinaus, bis ihm eine Thräne von der Wimper fiel. Langsam strich er sich mit der Hand über die Stirn und setzte leise hinzu:

„O glücklich, wer noch hoffen kann,
Aus diesem Meer des Irrthums aufzutauchen!
Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
Und was man weiß, kann man nicht brauchen."

Er drehte sich ab, schloß das Büchlein, in das er geschrieben, in seinen Schreibtisch und ging über den Steinflur in's Familienzimmer hinüber. Die Fenster desselben lagen nach der Dorfstraße hinaus, an einem derselben saß eine noch schöne, ein wenig starke Frau, die in der Mitte der Dreißiger stehen mochte, das unendlich liebreiche Gesicht unter einer weißen Haube, von schlichtem blonden Haar umscheitelt und grüßte freundlich, wenn die vorüberschreitenden Dorfbewohner ehrerbietig die Mützen vor ihr abzogen. Sonst befand sich Niemand in dem großen, altväterisch aber behaglich eingerichteten Zimmer.

„Wo sind die Kinder, Sophia?“ fragte der Pastor im Eintreten.

Die Frau wandte sich um, und ein bekümmerter Zug lag unverkennbar in ihren Zügen. Sie antwortete: „Ich habe sie nach Tisch nicht mehr gesehen, sie werden in's Feld gegangen sein.“

Sie hielt einen Augenblick inne und sah ihm schweigend in's Gesicht. Dann stand sie auf und legte ihm die Hand auf die Schulter. Man hörte an ihrer Stimme, daß sie mit Thränen kämpfte und sie sagte leise:

„Baumholz, Du bist ungerecht gegen Judica. Es gedeiht nicht diese Blume bei gleicher Behandlung wie jene, und ist nicht ein Mensch wie der andere —“

Er unterbrach sie:

„Hat Judica sich bei Dir beklagt?“

Sie schüttelte den Kopf:

„Du weißt, sie ist mir gegenüber so verschlossen wie Dir. Ich hab' es mühsam aus Hans herausgebracht, was geschehen ist. Er war so ernst und blaß und zitterte doch so vor Aufregung, wie ich ihn nie gesehen."

Sie schlang die Arme um seinen Hals:

„Ich war auch ein thörichtes Mädchen, eh' ich Dich fand —"

„Und bist doch ein so kluges Weibchen geworden", ergänzte er lächelnd. „Magst auch in diesem und dem wohl Recht haben. Komm, es ist Ostersonntag, mir ist's wie Fausto zu Muth. Wir wollen in's Freie gehen, und die Natur zu uns sprechen lassen, die große Meisterin, vor deren Hauch das „ungestüme Thun entschläft und die Menschenliebe, die Liebe Gottes sich reget" — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wo die letzten Hügelkuppen des Gebirges in niedre sonnige Gelände ausliefen, die ein breites Thal umfaßten, das eine mit hohen Pappeln besetzte Chaussee in der Mitte hielt, schritt ein seltsames Paar. Es war ein schlank gewachsenes Mädchen in einem Aufzug, der wenig zu dem dicken Straßenstaub paßte, den ihr nachrauschendes, kostbares seidenes Kleid in dichten Wolken hinter ihr aufwirbelte. Sie ging stolz und hoch aufgerichtet wie eine Königin, die vom Fahren ermüdet, ihre Equipage für einige Augenblicke verlassen, und dem langsam nachfolgenden Wagen voranwandelt. Mindestens war der Ausdruck ihres Gesichtes so seelenruhig, als ob sie

sich nach Belieben, sobald sie sich ermüdet fühle, in ihre Karosse zu setzen vermöge, während ihr Begleiter, halb Knabe, halb Jüngling, sich öfter unruhig umwandte, dann bedenklich wieder in die weite Ebene vor ihnen vorausblickte und wie zögernden Fußes neben ihr herschritt. Die Sonne warf den Schatten der Pappeln schon weit über die weiße Chaussee entlang, ringsum war es abendstill schon, kaum daß hie und da, wie ein schwarzer Punkt, ein Fuhrwerk am Ende des Wegs auftauchte, dessen Insassen im Vorüberfahren einen neugierigen Blick auf die Fußgänger warfen und weiter rollten. Nur eine Goldammer flog mit eintönigem Pfeifen von Wipfel zu Wipfel vorauf, und wiegte sich im Abendstrahl auf den schlanken Kronen der Pappeln.

Der junge Mensch hatte mit einem ängstlichen Seitenblick über seine Gefährtin öfter die Lippen geöffnet und wieder geschlossen.

„Judica“, sagte er endlich schüchtern.

Das Mädchen wandte den Kopf zu ihm und sah ihn mit ihren genzianenblauen Augen an.

„Judica“, fuhr er besorgt fort, „es ist weiter als wir gedacht, Du wirst müde werden. Willst Du nicht umkehren und zurück in die Heimath?“

Sie wiederholte mit bitterem Ton: „In die Heimath? Ich habe keine; hast Du eine Heimath, Hans?“

Er stotterte verlegen: „Unsere Mutter —“

Sie fiel ihm schnell in's Wort: „Sie ist weder Deine

Mutter, noch meine. Wir haben weder Vater noch Mutter; unsere Heimath ist die Welt. Dort!“ Und sie hob die Hand und deutete in die Nebel umzogene Ferne vorauf.

Hans folgte scheu der Richtung ihrer Hand; sie streifte sein Gesicht mit dem Auge. „Wenn Du umkehren willst zu Denen, die uns aus Gnade und Barmherzigkeit aufgenommen“, sagte sie hart, „noch ist es Zeit.“

„Du weißt, daß ich es nicht kann“, erwiderte der Knabe mit zuckenden Lippen, „daß ich mit Dir gehen muß, wohin Du gehst, bis an's Ende der Welt.“

Es leuchtete auf in des Mädchens Augen: „Ich weiß es“, sagte sie, ihren Arm zärtlich um seinen Nacken legend, „Du gehst mit mir, denn wir sind Schwester und Bruder, und wo wir beisammen sind, da ist unsere Heimath.“

War es die Abendsonne, die noch einmal über sein Gesicht fiel? Alle Angst war wie ein flüchtiger Schatten daraus verschwunden; wie die Hoffnung des Frühlings umher, wie unbeirrbare Zuversicht des Glücks lag es plötzlich wieder in den ernsten Knabenaugen und er sprach freudetrunken die Worte nach: „Ja, wir sind Schwester und Bruder und wo wir beisammen sind, da ist unsere Heimath!“

Und er begrub auf der einsamen Chaussee den lockigen Kopf seiner Schwester in den Armen und preßte ihre Stirn an seine Wange und über ihnen, im Wipfel der Pappel, pfiff jubelnd die goldbrüstige Ammer in den höchsten Tönen ihr Frühlingslied.

Dann gingen die beiden, in ernstwichtigem Gespräch, Arm in Arm weiter.

„Ich habe nichts mit mir genommen, als woran ich ein Recht habe und was mein ist“, sagte Judica, an ihrem Kleide niederstreichend.

„Leider“, fiel Hans ein, „wir haben sogar das Brod vergessen, wenn wir hungrig werden, und Geld, um es zu kaufen ebenfalls, bis auf den Rest meines Taschengeldes von diesem Monat.“

Er griff in die Tasche und zog ein paar Groschen hervor, die er lachend betrachtete. Judica runzelte die Brauen und sagte: „Wirf es fort, ich will nicht Theil daran haben. Die Erinnerung klebt daran und ich will frei sein.“

Doch diesmal widerstand er und antwortete: „Nein, man muß vorbedacht sein, Judica, wir werden Geld brauchen. Nicht alle Leute sind gut und geben uns etwas umsonst. Es ist wenig genug —“

Sie nickte widerwillig mit dem Kopf, und sagte, um abzubrechen:

„So sei Du verständig für uns beide, ich will edel sein. Was hast Du?“

Hans hatte einen Freudenschrei ausgestoßen und in seine Westentasche gegriffen.

„Ganz vergessen, daß Mama mir dies heut' Morgen zur Confirmation geschenkt“, rief er frohlockend, indem er einen neuglänzenden Doppellouisd'or hervorzog: „Siehst Du,

Du bist gekleidet wie eine Prinzessin und ich habe die Mittel, daß wir, daß Du leben kannst wie eine Fürstin."

Judica meinte zwar, auch das sei noch nicht viel Geld, aber er versicherte ihr, Gold habe einen so hohen Werth, daß er dafür so viel Silbermünze bekomme, wie seine Tasche gar nicht fasse. Sie sprachen nun zum zehnten Male, seit ihrem Fortgang vom Hause, ihre Absichten, wenn sie die Hauptstadt erreicht hätten, durch. Hans wollte Herrn Sonnewald aufsuchen, der würde ihm eine Stellung verschaffen, in welcher er ihren beiderseitigen Unterhalt verdienen könne. Ab und zu sagte seine Begleiterin: „Ich werde mehr Geld verdienen als Du." Dann ward Hans beinahe zornig und betheuerte, er werde niemals dulden, daß sie ihre Hände oder Augen mit Arbeit anstrenge und verderbe, und Judica lächelte und schwieg. Nur manchmal, wenn ein Wagen hinter ihnen rollte, wandte sie sich um und sah scharf zurück.

„Wenn man uns verfolgte", meinte sie nachdenklich; „aber nein, es hat niemand ein Recht dazu und wir würden es nicht dulden."

Hans stieß den Stock, den er in der Rechten trug, klirrend auf den Boden und drückte an einer Feder, daß der Griff sich ablöste und er eine Degenklinge hervorzog.

„Ich habe auch genommen, was mir gehört," sagte er, „erinnerst Du Dich noch, daß der Doktor Fabri mir den Stock schenkte und Papa ihn mir fortnahm? Damit werde ich Dich vertheidigen, wenn uns Jemand Gewalt anthun will."

Judica betrachtete aufmerksam die Klinge und prüfte die Spitze an ihrem Finger.

„Das ist gut", erwiderte sie ernsthaft, „das ist besser, als wenn die Barmherzigkeit uns zurückholte. Sieh, hier liegt das Herz."

Sie setzte die Spitze mit dem heroischen Anstande einer Theaterfürstin auf ihre Brust, allein Hans riß ihr erschrocken die Klinge aus der Hand und steckte sie wieder behutsam in das Futteral.

„Sie ist scharf, Du könntest Dich leicht verletzen", sagte er rasch, „der Doktor hat sie gut zur Vertheidigung ausgesucht."

„Ja, um mich zu vertheidigen", nickte Judica kurz.

Es lag eine Welt in dem Worte, die er nicht verstand, so wenig, wie ein Anderer im Pfarrhause sie verstanden hätte. Es war nicht das seidene Gewand, das sie älter aussehen ließ als ihn. Sie war älter als er, er ein Kind neben ihr mit seinem Wissen und seiner Kraft. Warum reift die Eiche langsam, kaum merklich empor? Warum bricht der Kelch der Tropenblume in Sommernacht aus dem Boden und sendet, eh' der Abend kehrt, die Riesenblätter entfaltend, auf hohem Stiel die brennende Blüthe in die Lüfte, daß jene, die zum mächtigen Baum bestimmt ist, noch karg entwickelt gegen sie zurücktritt? Es sind nicht die Jahre, es ist der Keim, den eine andere Sonne durchglüht hat, der unter der Hand des Gärtners, die ihn zum Wachsthum

der Eiche zurückbändigen will, hinwelken muß oder gewaltsam seiner Sonne entgegenbringt.

Die Schatten verblaßten auf der weißen Chaussee, die Sonne sank hinter das grüne Gelände' und der Abendwind rauschte in Schauern durch die Kronen der Pappeln auf. Hans sprang ab und zu auf den Rasenwall, der den Rand der Straße bildete, und sah umher. Doch soweit sein Auge reichte, war keine menschliche Wohnung zu erblicken. „Es wird spät und Du mußt müde sein. Wenn wir nur bald ein Haus fänden zum Uebernachten", sagte er.

Judica trug als einziges Reisegepäck ein sorgsam und geschmackvoll eingebundenes Buch in der Hand, es war dasselbe, das der Pastor ihr am Morgen aus der Hand fortgerissen und nachher, wie beschämt, auf die Gartenbank zurückgelegt hatte. Auch ihm waren vor wenig Stunden unwillkürlich einige Zeilen seines Dichters durch die Seele gegangen; ihr Hauch mußte die Lüfte durchwehen, daß die Gedanken des Alten denen des Mädchens, die er so selten begriffen, entgegenkamen. Judica lächelte zu der besorgten Frage ihres Begleiters und erwiderte ruhig: „Es wird ein Dorf kommen mit einer Linde in der Mitte. Darunter geht lustig die Fiedel und die Burschen und Mädchen drehen sich im Tanz. Da wollen wir Unterkommen suchen, Hans."

Er sah sie verwundert an. „Woher weißt Du das so genau, Judica?" Du bist eben so wenig früher hierher gekommen, als ich."

Das Mädchen schlug ernsthaft die zweite Scene des Faust auf. „Da steht es“, sagte sie, „es ist Ostersonntag heute.“

Hans warf einen Blick über die aufgeschlagenen Seiten und versetzte gewichtig:

„Das verstehst Du falsch, Judica; das ist ja nur Dichtung. Es war einmal so, im Mittelalter, an anderm Ort; aber nicht jetzt, nicht hier.“

Der junge Docent kam sich sehr gelehrt vor; doch sie schüttelte ruhig den Kopf und antwortete:

„Die Dichtung ist überall und zu allen Zeiten wahr.“

Er sah sie halb gutmüthig, halb spöttisch an. „Hörst Du's?“ fragte sie stillstehend. „Da ist die Geige.“

Der Luftzug wehte ihnen einen leisen Klang entgegen. Hans zuckte noch ungläubig die Achseln, doch allmälig ward es unverkennbar zu lustigem Geigenspiel und Geschrei, und vielstimmiges Gelächter tönte vernehmlich dazwischen. Häuser stiegen rechts und links am Wege auf; von seitwärts her, aus der Mitte des Dorfes erscholl der Jubel. Es dunkelte schon, als die beiden den runden Platz erreichten, neben dem die Kirche mit spitzem Thurm bereits in der Dämmerung verschwand. Ringsum standen verlassen die Wagen vor den Thüren; die ersten Lichter blitzten in den Fenstern auf.

„Schon um die Linde war es voll,
Und Alles tanzte schon wie toll.
Juchhe! Juchhe! Juchheisa! Heisa! He!
So ging der Fiedelbogen.“

Statt des Laubschmuckes, den die Jahreszeit ihr noch versagt, trug die breitästige Linde in der Mitte des Platzes buntgeölte Papierlampen, unter denen die Menge durcheinander wogte und jauchzte. Die Luft war sommerwarm, die Dorfmädchen tanzten mit bloßen Köpfen, auf denen die dicken, blonden oder braunen Zöpfe sich zum Theil gelöst hatten und schalkhaft um die fröhlich erhitzten Gesichter flogen. Judica hatte Hans am Arm gefaßt und sie schritten, neugierig um sich blickend, als ob sie nur einen Gang auf die Kirchweih ihres Heimathsdorfes gemacht, durch's Gedränge. Niemand gab auf sie Acht, hier drehte sich quiekend ein Caroussel, auf dem flachshaarige Dorfbuben merkwürdig langohrige Grauschimmel beritten und stolz nach Ringen stachen, während ein Bäuerlein sich weislich zwischen zwei muthigen Rossen in den bequemeren Wagen gesetzt hatte und auf seinen Stock gestützt die Welt und seine Gedanken mit dem Caroussel rundwirbeln ließ. Dort schluckte ein Mann von athletischem Gliederbau und, seinem Costüm nach, unbegreiflicher nationaler Abstammung, eine brennende Pechfackel in sich hinein und zog, zum Entsetzen sämmtlicher Zuschauer, statt verbrannter Zunge zwei mächtige Küchenmesser, die er Schwerter benannte, wieder aus dem weitaufgerissenen Munde. Mädchen kreischten im Dunkel und flogen lachend und um sich blickend in den Lichtkreis hinein. Dazu ging die Geige unablässig und der Boden dröhnte vom Gestampf der plumpen Schuhe der Tanzenden.

„Komm, wir wollen auch tanzen“, sagte Judica zu ihrem Begleiter, in den Kreis um die Linde hineintretend.

„Ich kann es nicht, ich habe es nicht gelernt“, versetzte Hans, ihr schüchtern Folge leistend.

„Ich auch nicht, das kann Jeder. Komm nur, es wird schon gehen“, rief das Mädchen, ihr Kleid zusammennehmend und seinen Arm fassend. Allein schon nach den ersten Versuchen, die sie mit Hans gemacht, sich in die Reihen der Tänzer einzumischen, mußte sie ihr Vorhaben aufgeben, da er sich so linkisch und unbeholfen bewegte, daß es unmöglich war, ihn nur eine Secunde lang im Tact zu erhalten.

„Ja, Du bist recht ungeschickt“, sagte Judica, ihn ärgerlich loslassend. Sie trat von ihm fort und drehte sich allein einige Male gewandt nach den Strichen der alten Geige im Kreise. Hans sah ihr beschämt zu, doch allmälig bekam sein Gesicht einen Ausdruck von Traurigkeit, der ihr auffiel. Sie hielt inne und ging an seine Seite zurück.

„Was ist Dir?“ fragte sie freundlich.

Er suchte die Thränen, die ihm im Auge standen, zu verbergen und versetzte schnell:

„Es ist meine Schuld, Judica, warum bin ich so täppisch und unbehülflich. Ich dachte nur, es wird in der Stadt oft so sein, daß Du tanzen wirst und ich zur Seite stehen muß.“

Sie fiel ihm lachend in's Wort: „Nie, ich tanze mit keinem Andern, als mit Dir. Ich werd' es Dich lehren, es ist so leicht.“

Sie nahm seinen Arm und zog ihn durch's Gedränge. Er war wieder fröhlich und betrachtete vergnügt mit ihr die Schauwunder des Dorfmarkts. Mit der einbrechenden Nacht steigerte sich die Ausgelassenheit und der Lärm, aber es fiel keine Rohheit vor, kein gemeines Wort; Alles war in seiner Belustigung in den Schranken der Anständigkeit und frisch und unverdorben wie der Trieb der Natur, der sich in den Knospen der Linden und in den Gartensträuchern vor den Häusern regte.

„Junger Herr! Schöne Dame! Schöne junge Gräfin!" rief eine heisere Stimme aus der Menge den beiden Fremdlingen nach. Judica blickte sich erröthend um; eine verwitterte, zahnlose Alte saß auf einem Holzstuhl an einem armselig beleuchteten Guckkasten, um den sich ein paar Dorfmädchen neugierig-zaudernd zusammendrängten, und streckte die Hand nach ihr aus.

„Soll ich Ihnen prophezeihen, mein süßes Goldkind?" fragte sie aufstehend, als sie sah, daß Judica inne hielt. „Ach, welch' ein vornehmes Kleid", sagte sie mit den dürren Fingern über die Seide des Gewandes hingleitend, „ist wohl von dem reichen jungen Herrn Bräutigam? Geben Sie mir Ihre kleine Hand, mein Herzensliebchen, daß ich Ihnen all' das Schöne sagen kann, was darinsteht."

Hans sah ärgerlich drein, wie das weiße Händchen seiner Gefährtin in den knochigen Fingern der alten Hexe verschwand, doch Judica achtete nicht auf sein Widerstreben.

„Es ist meine Schwester", sagte er hastig.

Die Alte schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Ja, ich bin so blind, man müßt' es auf den ersten Blick sehen. Ei freilich, da steht's, ganz unten an der Handwurzel. Ach, von wie vornehmer Geburt, aber hier ist eine Querlinie, die der Hauptlinie Schaden thut. Ja, ja, Sie werden auch noch Leid und Widerwärtigkeit haben, mein gnädiges Fräulein, bis Sie zu dem gelangen, was Ihnen von Rechtswegen gebührt. Aber dann kommt der Reichthum und hier steht ein großes Herrschaftsgut, dann denken Sie an die alte Frau, die es Ihnen vorhergesagt, mein Engel. Was steht denn hier noch in der Linie am Goldfinger, mein Herzkind? Ei, ei, soll ich Ihnen sagen, wen ich hier noch sehe!"

Die Alte verzog ihre Lippen zu einem häßlichen Grinsen und drohte mit dem Finger. Dann reckte sie ihre zusammengekrümmte Gestalt bis zu dem Ohr des Mädchens empor und zischelte hastig: „Ich sehe den Schein, den er vorauswirft. Da wird der kostbare Diamantring sitzen, den der reiche Herr Baron Ihnen bald an den Finger stecken wird. Dann vergessen Sie die alte Frau nicht, die es Ihnen vorher gesagt, wenn er das schönste Bräutchen, das meine Augen je gesehen, auf sein Schloß heimführt."

Judica wandte die blutroth überstrahlte Stirn ab und faßte erschreckt die Hand ihres Bruders. „Gieb ihr, was Du hast, und laß uns fort; ich fürchte, die Leute werden auf uns aufmerksam", flüsterte sie ihm zu.

Hans griff eilig in die Tasche und zog seine Groschen

hervor, die er der Alten, die sich wieder gesetzt hatte, auf die schmutzige Schürze warf.

„Gott gesegne es Euer Gnaden! Vergessen Sie nicht, was ich Ihnen gesagt, mein Goldauge. Was in der Hand steht, muß Alles in Erfüllung gehen!" rief sie den Davonspringenden nach.

„Ich glaube, das alte Weib ist selbst von ihren Dummheiten überzeugt", schalt Hans ergrimmt. „Du hättest ihr Deine Hand nicht geben sollen, Judica; ich war nahe daran, sie mit dem Stock über den Kopf zu schlagen, als sie mit den garstigen Augen wie eine Kröte in Dich hinein zu sehen suchte. Ich leid' es nicht, daß jemand Dich so ansieht. Im Kopf steckt das Schicksal der Menschen, nicht in der Hand; alle Linien sind gleich darin, der Doktor Fabri hat es mir oft gesagt. Was hat sie Dir noch ins Ohr geraunt, Judica?"

Allein Judica lenkte von der letzten Frage ab. Sie war still und ging, ohne auf etwas mehr Acht zu geben durch's Gedränge. „Wir müssen ein Unterkommen suchen; es ist voll hier und wird schwer sein", sagte sie endlich.

Hans fuhr wie aus einem Traum auf; ihre Lage kam ihm plötzlich wieder zum Bewußtsein. „Ja, ein Gasthaus, dies wird eines sein", erwiderte er verwirrt umherblickend.

Sie standen vor einem Einfahrtsthor, über dem sich als Wetterfahne ein verrosteter Messingochse drehte. Auf dem Flur wurde Bier aus mächtigen Fässern verzapft, drinnen in der Schänkstube saßen die älteren Bauern beim Kar-

tenspiel. Ein fast greifbarer Dunst von schlechten Getränken und Taback zog durch die offene Thür heraus, daß Judica zurückwich und an dem Thor stehen blieb, wo ein Frachtfuhrmann seine Pferde anschirrte, und noch Fässer, Säcke und kleinere Stücke in seinen mit grauer Sackleinwand überspannten Wagen hineinschob. Hans ging auf den bierzapfenden Hausknecht im Flur zu und öffnete den Mund, um eine Frage an ihn zu stellen, als dieser sich, beide Hände mit vollgeschänkten Gläsern behängt, erhob, und ihn mit einem mechanischen: „Platz! Platz!" zur Seite schob und im Zimmer verschwand. Nun stand er allein auf dem Flur; manchmal lief jemand vorüber, aber es schien Hans immer nicht der Rechte, um die Frage an ihn zu stellen. Endlich öffnete sich eine Thür, aus der ein angenehmerer Dunst als aus der des Spielzimmers, wenigstens für Hans, der seit dem frühen Mittagessen im Pfarrhaus nichts gegessen, emporstieg, und eine rundgesichtige, behäbige Frau kam mit einer Schüssel in der Hand und ging auf die Hofthür zu.

„Madame", sagte Hans, höflich seinen Filzhut abziehend.

Das gutmüthige Gesicht der Frau drehte sich um.

„Junger Herr, was wünschen's?"

„Können wir wohl hier im Ochsen über Nacht bleiben, meine Schwester und ich?"

Die Wirthin reichte dem herantretenden Frachtfuhrmann die Schüssel mit dampfendem Fleisch. „Da Sebald, und mußt Dich sputen. Was meinen's, junger Herr?"

Hans wiederholte seine Frage. „Wir wollen morgen früh weiter in die Hauptstadt“, setzte er hinzu.

Die gute Frau machte ein verwundertes Gesicht. „Ueber Nacht?“ sagte sie, „in meinem Haus ist kein Fleckchen, wo Sie vor dem Heidenlärm bis zum Morgen ein Auge zumachen könnten und weiter finden Sie im ganzen Ort kein Wirthshaus. Ach du lieber Gott, wie kommen Sie denn um diese Nachtzeit hierher?“

Judica war ebenfalls hinzugetreten. „Aber wir müssen doch irgendwo bleiben“, antwortete sie ruhig.

Die Wirthin schüttelte den Kopf. „In die Stadt wollen Sie? Ja, man sieht's Ihnen an, daß Sie dahin gehören, Sie liebes Fräulein, Sie. Ach, das feine Kleid! Sebald, sind Deine Säcke sehr schmutzig? Man könnt' wohl eine Decke überlegen, was meinst Du? Aber es wird so kalt werden über Nacht.“

Der Fuhrmann öffnete kauend den Mund. „Gut's Mehl ist wärmer als'n Bett. Man immer 'ruf, wenn's sein muß.“

„Fahren Sie heut Nacht in die Stadt?“ fragte Judica schnell.

Sebald kratzte sich den Kopf. „Ja, Jungferchen, wissen's, wenn die Lise bei'm grünen Baum vorbeigeht. Sie hat's manchmal so mit ihrem Kopf.“

„Dumm's Geschwätz, die Lise ist ein braves Pferd“, fiel die Wirthin ein, „Du hast den Kümmel im Kopf, den

Dir die braune Lotte im grünen Baum schänkt, Saufaus. Ich will den jungen Herrschaften ein paar Decken für die Nacht mitgeben, die bringst mir wieder mit am Dienstag, Sebald. Und was Warm's müssen's vorher in den Magen bekommen. Heda, Franzel, zwei Gläser Punsch, schnell!"

Der Hausknecht stürzte fort, die Wirthin folgte ihm so eilig, als ihre Korpulenz verstattete. Hans flüsterte Judica in's Ohr: „Alle Menschen helfen uns, sobald sie Dich sehen. Ich glaube, Du bist eine Zauberin, Judica."

Sie glättete, ohne zu antworten, ihr Haar mit der Hand. Die dicke Frau kam mit ungeheuren Decken zurück, und wikkelte sorgsam das Mädchen in eine derselben ein. Dann knotete sie ihr ein Tuch um den Hals und sagte:

„Werden Sie mir nicht bös' darum, mein Herzkind, aber ich kann nicht anders." Und sie küßte Judica auf die Stirn und strich ihr mit beiden Händen zärtlich über's Haar. Sie ließ sich's nicht nehmen das dampfende Punschglas, das der Knecht brachte, selbst an die Lippen des Mädchens zu halten und dann arbeitete sie sich ächzend in den Wagen hinein und wirthschaftete zwischen den Mehlsäcken herum, bis sie einen geschützten und leidlich bequemen Platz darin hergestellt hatte. In den packte sie Judica so vorsichtig wie eine Crystallflasche hinein, verstopfte alle Ritzen und zerrte an dem Linnenüberzug des Wagens, bis es ringsum dicht war. Endlich küßte sie ihren Schützling, der Alles wohlgefällig mit sich geschehen ließ, und kletterte mühsam

wieder auf die Erde hinunter. Hans griff verlegen nach dem Goldstück in seiner Tasche und stotterte, wie viel sie schuldig seien. Aber die Frau machte ein erzürntes Gesicht und meinte, sie habe eine recht große Freude gehabt, einem so süßen Geschöpf wenigstens in etwas helfen zu können und es werde so am Besten sein, dann kämen sie in der Morgenfrühe in der Stadt an, wo Alles für solch ein schönes Wesen passend und anständig hergerichtet sei. „Und Sebald", raunte sie heimlich dem Fuhrmann zu, „daß Du Dich nicht bei der Lotte im grünen Baum aufhältst und such' einmal zu erfahren, wer sie sind und wie das liebe Fräulein heißt. Mußt aber nicht grob fragen, sondern nur so fein auszuhorchen versuchen, weißt Du?"

„Soll besorgt werden und die Decken bring' ich auch mit", grinste Sebald und schwang sich auf den Wagen. Er klaschte der Lise mit der Peitsche über den breiten Rücken, daß sie kräftig anzog und das andere Pferd setzte sich, wie ihr geduldiger Schatten, von selbst in Bewegung. Der Wagen rumpelte noch einige Minuten über holprichtes Pflaster an den Häusern des Dorfes vorüber, dann rollte er leiser auf die Chaussee hinaus und in die dunkle Ebene hinein.

Die Geschwister saßen aneinandergelehnt, zwischen den Säcken.

Am funkelnd gestirnten Himmel stand der große Bär grade vor der Oeffnung der Leinwand, durch die sie an dem Kutscher vorüber in die Nacht hinausblickten. Sebald

war sehr gesprächig, er drehte den Kopf bald rechts, bald links in den Wagen, und schwatzte: „Sehen Sie den klaren Stern da oben an dem großen Wagen, Jungferchen?" fragte er, mit dem Peitschenstiel nach dem mittelsten Dreieckstern des großen Bären hinaufdeutend; „das ist der Fuhrmann Hans Dünk. Der dünkt sich was Rechts auf einem so schönen Wagen zu fahren, Jungferchen." Und er lachte und setzte sich gewichtig zurecht, als dünke er sich auch nicht wenig, ein so schönes Stückgut hinter sich im Wagen zu kutschiren.

Allmälig legte Judica's Wange sich fester auf die Schulter ihres Bruders. Er zog seine Decke herab und wickelte sie noch dichter ein; sein linker Arm lag hart gegen die Kante eines vorspringenden Fasses, doch er regte sich nicht aus seiner unbequemen Stellung, um Judica's Schlaf nicht zu stören. Manchmal öffnete sie die Lippen und sprach einzelne Worte im Traum, von denen er: „Cölestine — Baron — " oder abgerissene Sätze aus Schillers Tragödien unterschied. Dann lief es plötzlich wie ein Zittern durch ihren Körper, daß er es deutlich in dem seinen nachfühlte und sie sagte ganz leise, als spreche sie es andern nach: „Bravo, bravo!" Doch zuletzt fielen auch seine Augen zu und er träumte ebenfalls hastig unruhige Träume, daß er seine Schwester verloren und in dunkler Frostnacht auf ödem Felde nach ihr suchte, bis er vor Müdigkeit und Kälte in Schlaf fiel und kalt wieder aufwachte. —

„Sehen Sie, das ist der grüne Baum, Jungferchen“, sagte Sebald plötzlich wieder sich umdrehend. „Die braune Lotte steht vor'm Fenster, aber sie kriegt mich heut' nicht herein, nee, sie kriegt mich nicht herein. Hot, Lise!“

Die beiden Schläfer in der Wagenmitte fuhren empor und blickten traumverworren auf. Die Sterne standen noch am Himmel, allein ein falber Morgenschimmer fiel bereits auf das vereinzelte Gasthaus, das am Wegrande stand und vor dessen offenem Fenster ein derbes Bauermädchen mit ungewöhnlich dunkler Gesichtsfarbe den vorbeitrabenden Pferden verwundert und verblüfft nachschaute. Die Milde des Abends war einer scharfen Frühmorgenkälte gewichen, hie und da lag ein dünner Reifschleier auf den Steinen und Pfosten am Chausseerand. Judica zitterte, den beiden Decken zum Trotz, vor Frost und drückte sich verschlafen-schaudernd enger in die Arme ihres Begleiters, während Sebald, der bisher nur ab und zu ein bischen mit dem Kopf genickt hatte, unbekümmert fortperorirte.

„Sehn Sie, von hier, Jungferchen, haben wir noch ä halbe Stund' in die Stadt, wissen Sie, natürlich nicht, wenn Sie's mit Ihren kleinen Füßen gehen sollten, Jungferchen, sondern wenn die Lise ordentlich ausgreifen thut — .“

Doch weder Judica noch Hans vernahmen die Auseinandersetzung von Lise's Vorzügen und Untugenden, die allmälig unwillkürlich in eine Enumeration der Tugenden und Mängel der braunen Lotte übergingen. Sie sahen auch nichts von

den weißen Landhäusern, die gespensterhaft aus der Dämmerung rechts und links aufzutauchen anfingen, bis sie näher aneinander rückten und eine, von Gärten unterbrochene Straße zu bilden begannen. Sie fuhren jetzt nicht mehr allein durch die Nacht; allerhand kleinere und größere Wägelchen, mit Gemüse und sonstigen Eßwaaren bepackt, rollten bald von einem fetten Esel, bald von einem knochendürren Gaul gezogen, vor ihnen auf und wurden von der braunen Lise und ihrem Gefährten überholt. Vor ihnen ward die Gasse enger; hohe, altmodische Häuser traten an die Stelle der eleganten Villen der Vorstadt. Die Chaussee hörte plötzlich auf, die Räder trafen hart auf das Steinpflaster und die Geschwister fuhren erschreckt in die Höhe.

„Wir sind da, Judica", sagte Hans. Das Mädchen rieb sich die Augen und blickte umher. Sie fuhren aus einer Gasse in die andre, über alte Plätze, auf denen schweigsame Steinsäulen standen, über Brücken, unter denen kaum noch erkennbares Wasser fortrauschte. Aber Alles lag noch wie todt im Morgengrauen; draußen auf den Feldern glänzte der Tag schon, doch hier zwischen die hohen Giebelhäuser fiel er noch kaum herein.

Dem jungen Paar war alles fremdartig, was an ihnen vorüberzog, allein in ihren Augen lag es weniger wie Neugier als wie eine Art heimlicher Scheu. Sie saßen Hand in Hand, doch sie sprachen nichts. Nun wandte Sebald sich wieder um und fragte:

„Wo soll ich Sie absetzen, Jungferchen?"

Judica sah Hans verlegen an und der Letztere erwiderte nach einigem Zögern etwas kleinmüthig:

„Sie sollen um unsertwillen keinen Umweg machen, wir fahren mit dahin, wo Sie anhalten"

„Also nach dem borstigen Igel", versetzte Sebald mit der Peitsche knallend, „hot, Lise!"

Noch etwa eine Viertelstunde durch düstere, immer enger werdende Gassen und Lise bog von selbst von der Straße ab, durch eine dunkle Einfahrt in einen, von hohen Hauswänden umgebenen, unfreundlichen Binnenhof hinein. Sebald sprang von seinem Sitze herunter und bemühte sich, einen einigermaßen bequemen Wagentritt für seinen weiblichen Fahrgast herstellig zu machen. Er krümmte zu dem Zweck seinen breiten Rücken in Form eines Winkelmaßes zusammen und sagte:

„Treten Sie auf die linke Schulter, Jungferchen. Scheniren Sie sich nicht, ich muß manches Butterfaß auf dem Buckel tragen, das noch 'mal so schwer ist."

Judica brach über das seltsame Compliment in ein Gelächter aus, daß sie fast auf ihrem beweglichen Wagentritt das Gleichgewicht verlor. Doch sie kam gewandt zur Erde und wickelte sich aus den Decken los, die der Fuhrmann wieder auf den Wagen legte. Judica, welche bemerkte, daß Hans in Verlegenheit abermals nach seinem Goldstück greifen wollte, kam ihm zuvor und reichte Sebald freundlich die Hand entgegen.

„Mein Bruder und ich danken Ihnen sehr und bitten Sie, die gute Frau Wirthin auf's Beste von uns zu grüßen."

Sebald sah unruhig auf die kleine Hand des Mädchens, dann auf seine große, die, um die Wahrheit zu sagen, von seinen verschiedenen Hanthierungen allerdings auf Kosten ihrer Reinlichkeit einige unverkennbare Spuren zurückbehalten hatte. Endlich wickelte er, wie von einem plötzlichen Entschluß erleuchtet, die seinige in einen Zipfel seines blauen Zwillichkittels und erfaßte durch Vermittelung dieses ungewöhnlichen Handschuh's die Finger des Mädchens.

„Jungferchen", sagte er schüchtern, „es ist mir über Nacht so gekommen, als ob die braune Lotte und ich doch nicht zusammen passen thäten. Es hat mir was gesagt, ich soll nicht mehr im grünen Baum vorkehren, Jungferchen."

Judica sah ihm ermuthigend in's Gesicht; der ehrliche Bursche fühlte an seinem Kittel nach Worten umher und fuhr stotternd fort:

„Ich meine, Jungferchen, daß es vielleicht — wenn Sie einen Kutscher oder so was brauchen thäten — sehn Sie, die Lise ist ein braves Pferd und hält noch ihre zehn Jahre aus — es ist mir nur darum, weil mir der Weg von Winfeld noch nie so kurz vorgekommen ist als heute Nacht — "

Hans drehte sich hastig um. „Von Winfeld?" wiederholte er. „War das Dorf, von dem wir hierher gefahren, Winfeld?"

„Das ist es all mein Lebtag gewesen", betheuerte Sebald.

Hans hatte eine Frage auf den Lippen, die er hinunterschluckte und sich gedankenvoll abwandte. Judica erwiderte ernsthaft:

„Wenn ich einen Kutscher brauche, so verspreche ich Ihnen, daß ich an Sie denken will, Sebald.“

„Ich bin jeden Montag und Donnerstag hier im borstigen Igel“, versetzte der Fuhrmann, „und — nehmen Sie's nicht für ungut, Jungferchen, wenn Sie mir sagen wollten, wie Sie heißen thun, so könnt' ich wissen, wenn Sie sich nach mir erkundigt gehabt hätten.“

Mit dieser schlagenden Logik, an der er, der Mahnung der Winfelder Wirthin gemäß die Nacht hindurch gearbeitet hatte, war Sebalds Beredsamkeit auf den Höhepunkt gelangt und schien so außer Athem dort angekommen, daß er kein Wort mehr beizufügen im Stande war. Ueber Judica's Gesicht flog eine hastige Röthe. „Meinen Namen?“ murmelte sie verlegen.

„Sie ist meine Schwester und heißt Judica Reinhard“, antwortete Hans für sie bestimmt. „Adieu, Sebald, wir kommen jedenfalls einmal nach Winfeld und sehen uns wieder.“

Damit nahm er den Arm Judica's und trat auf die enge Straße, die sich allmälig zu beleben anfing, in die fremde Stadt hinaus. Sebald sah ihnen nach; „Reinhard“, wiederholte er, „hab' den Namen schon irgendwo gehört; hab' auch etwas wie den jungen Herrn schon irgendwo gesehen.

Aber noch niemals etwas wie das schöne Jungferchen. Hu, die braune Lotte! Bist ein Narr, Sebald! Was willst Du, Sebald? Möchtest Du auch das Jungferchen noch einmal ziehen, Lise?"

Er fuhr sich mit dem blauen Aermel über's Gesicht und trat in die Einfahrt und starrte Hans und Judica nach, bis sie um die Ecke der Straße verschwanden.

Die Straße mündete auf einen Marktplatz aus, an welchem Judica anhielt. „Hier wollen wir uns trennen", sagte sie; „Du gehst zum Herrn Sonnewald, Hans, doch er muß Dir das Versprechen geben, nichts von unserm Hiersein nach Werdach zu schreiben. Sag', ich laß ihn darum bitten."

„Und Du, Judica", fragte Hans verwundert, „wo willst Du so lange bleiben?"

„Ich muß allein gehen", antwortete sie kurz; „an dieser Stelle wollen wir uns um Mittag wieder finden; merke sie Dir genau."

Sie schüttelte auf seine Einwendungen nur mit dem Kopf. „Du weißt, ich thue, was ich will und wie ich es will. Also auf Wiedersehn! Leb' wohl, Hans!"

Er blickte ihr ungefähr so nach, wie der Frachtfuhrmann aus Winfeld es gethan. Fast alle Männer, die ihr auf der Straße begegneten, thaten es. Ihre Schönheit war auffallend wie ihre Kleidung; am Befremdendsten in der ungewöhnlich jugendlichen Erscheinung war vielleicht die sichere

Würde, mit der sie auf dem Trottoir entlangschritt. Die Straßen fingen jetzt an, sich zu beleben; es waren meistens Geschäftsleute, die sich in ihre Comptoirs begaben, welche ihr entgegenkamen und sie forschend ansahen. Judica fühlte von jedem, daß sein Auge auf ihr ruhte; eine leichte Röthe stieg ihr ins Gesicht, die ihre Schönheit erhöhte, doch sie blickte nicht befangen vor sich nieder, sondern schlug ihre Augen unbeirrt auf, sobald ein Gesicht wieder ihr Interesse erweckte. Nur vermied sie es, Männer nach dem Weg zu fragen, den sie verfolgte. Sie zog ihre Erkundigungen nach der „Wallstraße" bei den Obst- und Kuchenfrauen an den Ecken ein und bewies ein unverkennbares Talent, sich nach den umständlichen Erläuterungen der alten Weiber zu orientiren. Der Weg war weit und lenkte immer tiefer in ein altstädtisches enges Gassenlabyrinth ein. Die Häuser erschienen immer baufälliger, in der Mitte der feuchtkalten Gäßchen rann eine schmutzige Gosse, fast überall waren Leute beschäftigt, Vorsetzläden von niedrigen Fenstern fortzunehmen, hinter denen der wunderlich bunte Inhalt von Trödelbuden zum Vorschein kam. Alter, mehr als halbzerbrochener und, allem Anschein nach, mehr als ganz nutzloser Hausrath ward anlockend in die Oeffnung der schmalen Thüren gerückt, und von trübseligen Weibergestalten nicht minder begehrlich angestarrt, als die Auslagen der großen Juwelierläden auf den Hauptstraßen von den Straßentretern der vornehmen Welt. Judica fing an, langsamer und ungewisser zu gehen; manch-

mal zögerte ihr Fuß, als ob sie in ihrem Entschluß zu wanken beginne. Sie warf scheue Blicke nach oben, auf das nicht sehr reinliche Bettzeug, das sich verschwenderisch aus Dachluken hervordrängte und ihr auf den Kopf zu fallen drohte. Fast ängstlicher noch maß sie die Gesichter der Männer, die aus den Hausthüren hervorlauerten und jetzt alle einen gleichartig fremden Typus mit dunkler Gesichtsfarbe und verschmitzten Zügen darboten. Es war zu merken, daß ihr Erscheinen hier noch mehr auffiel, als in den breiten Straßen, welche sie vorher durchwandert. Hinter ihr zischelte es und vor ihr drängten sich Köpfe aus den Fenstern und gafften sie neugierig an. Auch ihr Orientirungsvermögen ließ sie in dem Gassenknäuel im Stich. Ihr Muth sank immermehr, die Thränen traten ihr in's Auge und sie ging nur noch auf's Gradewohl mechanisch vorwärts, um der unheimlichen Welt, die sie umgab, zu entrinnen. Doch sie fand keinen Ausweg und trat endlich zaghaft mit der Frage nach der Wallstraße an zwei ältere Männer heran, die im eifrigen Discurs vor einem Laden standen, dessen Fensterpfosten mit schmierig aussehenden Kleidungsstücken behängt waren. Der den sie angeredet hatte, rückte willfährig mit seiner plumpen, schwarzbehaarten Hand an der Mütze und flüsterte vertraulich:

„Wollen Sie zum Samuel Eppsteiner in der Wallstraße? Sie sollen nicht zu ihm gehen, ich versichere Sie, es is ä Jüd, der Sie schneiden wird, wie er kann. Was haben

Sie? Ich werde Ihnen geben um fünfundzwanzig Perzent mehr als der Eppsteiner. Ich will Ihnen geben für das Kleid, das Sie tragen auf Ihrem schmucken Leib, vierzehn Thaler baar auf den Tisch."

Judica stieß athemlos heraus, daß sie das Haus Nummer Sieben in der Wallstraße suche, in welchem eine Freundin von ihr wohne. Ein nicht unschöner, aber unverkennbar orientalischer Weiberkopf reckte sich neben ihr aus dem Fenster und wiederholte ihre letzten Worte.

„Ach so, eine Freindin will's besuchen in der Nummer Sieben, das Fräulein, hörst Du nicht, Aaron — ach so —"

Die Frau legte ihre fleischige Hand auf die Schulter des Trödlers, der ungeduldig erwiderte:

„Gott, ich hab's gehört, Rebecca, was geht's Dich an?"

Dann trat er noch einen Schritt näher an Judica heran, blinzelte mit den Augen und fuhr leiser fort:

„Aber Sie sollten doch nicht mitnehmen das extrafeine Kleid in die Wallstraße Nummer Sieben —"

Judica verstand nichts von dem, was gesagt worden, doch der zutrauliche Ton des Juden und die spöttisch musternden Augen der Frau jagten ihr alles Blut in die Schläfen, daß sie mit hochrothem Gesicht sich antwortlos abwandte und eilig die Straße hinunterlief. Aaron blickte ihr nach und runzelte verdrießlich die Stirn.

„Hätt'st Du nicht geschwatzt so dummes Zeug, Rebeckchen", sagte er ärgerlich, „so hätt'st Du jetzt ein seidenes Zeug auf

dem Leibe, was kostet die Elle zwei Thaler vierundzwanzig Groschen. Ich wollt's kaufen für Dich, einfältige Rebecca; was geht's Dich an, ob das Mädchen noch etwas Anderes will verhandeln als die kostbare Robe?"

Er trat knurrend in die Thür. Judica hob, wie sie hastig um die Ecke der Straße bog, mechanisch die Augen. An der Wand eines Hauses, das sich nur durch die Mitwirkung einer unbegreiflichen, jedenfalls unphysikalischen Kraft noch aufrecht zu halten schien, war ein fußlanges Quadrat einmal mit einer schwarzen Tinctur überstrichen gewesen, auf der einmal vor eben so langer Zeit mit weißer Farbe ein Name gestanden. Die Angst schärfte den Blick des Mädchens, daß sie instinctiv die Rudimente der ehemaligen Schriftzüge in ihrem früheren Glanz wieder aufbaute und sie als den lange gesuchten Wegweiser nach dem Ziel ihrer Irrfahrt erkannte. Die Wallstraße verdiente eigentlich weniger den Namen Gasse als Gosse, denn sie schien nur aus einer solchen zu bestehen. Alle ihre Häuser ähnelten merkwürdig dem ersten, das gleichsam als Titelblatt an der Spitze eines zerlesenen, widerwärtigen, schmutzigen Buches prangte. Schwarze Balken, die sich überall, bald hoch, bald niedrig, über die Gasse erstreckten, erregten das Gefühl der Nothwendigkeit, um eine noch weitergehende Annäherung der Häuser aneinander zu verhüten. Es überlief Judica mit einem Schauder, wie sie in die finstere, unheimliche Enge vor sich hineinblickte. Sie hatte sich Alles gar anders gedacht, seit manchem

Jahr schon, wovon die zufriedenen Insassen des Pfarrhauses zu Werdach keine Ahnung besaßen. Hier hatte ihre Phantasie geweilt; sie wußte, daß ein Tag kommen werde, an dem sie hier stände. Aber wo war das freundliche Zimmer, vor dessen Fenster Blumen standen, die auf altersgraue Dächer und ehrwürdige, sagenumwobene Thürme hinaussahen — in dem eine hohe, ernste und doch liebliche Frauengestalt, wie sie aus den Erzählungen der Pflegeeltern vor dem Gemüth des Kindes aufgestiegen, wie sie in ferner, märchenhafter Erinnerung, von den flackernden Kerzen des Dorftheaters lichtumflossen, vor ihrer eigenen Seele stand?

Nach der es sie einsam in Wald und Feld so oft mit unnennbarer Sehnsucht überkommen, an der ihr ganzes Herz sich festgeklammert, sie wußte nicht weshalb, seitdem sie sich mit den großen unbeweglichen Augen nächtlich über sie gebeugt und kühlenden Trunk an ihre heißen, kranken Kinderlippen geführt — die ihr entgegenfliegen und sie in die Arme schließen und ihren Kopf unter dem langen, schönen, gelösten Haar an der Brust verbergen mußte, wie sie es damals gethan —

Barg die düstere, abschreckende, unheimliche Wallstraße mit den frechen Gesichtern, die aus den schmalen Fensteröffnungen hervorgrinsten, die Erfüllung aller dieser langgehegten Sehnsucht? Konnte sie die Träume bergen, die am sonnbeglänzten Waldrande, über dem der blaue unbegrenzte Himmel lag, aufgegangen? Hier, wo die Sonne nicht

hineinfiel und Dunst, Rauch und vermorschtes Gebälk den Himmel verdeckte?

Die Welt ist anders, Judica, anders, als die Träume, die der Gedanke in sichrem Winkel spinnt, sie gestalten. Jeder Nacken muß sich beugen, Judica, und will er es nicht unter der weichen sorglichen Hand der Liebe, muß er es unter dem harten Arm des Lebens. Es ist noch kein dornenvolles Geschick, wie der flüchtige Unmuth es heißt, in stiller Weltabgeschiedenheit emporzuwachsen, von treuen Händen behütet zu werden, auch wenn die Hände manchmal anders wollen als Dein kindischer Trotz. Vielleicht ist nicht nur die Welt, vielleicht sind auch die Menschen gar anders als die Traumbilder Deiner Seele. Kehre um, Judica; Du stehst auf der Schwelle. Tritt nicht über sie hinaus — jenseits führt der Weg nicht mehr zurück in's stille Pfarrhaus von Werdach —

Könntest Du den Blick des Vaters, könntest Du die Thränen der Mutter ertragen, wenn sie Dich hier in diesem Augenblicke gewahrten?

„Ich habe nicht Vater noch Mutter", sagte das Mädchen leise vor sich hin. Aber ein Frösteln durchrann ihre Glieder; es wehte kühl aus der engen, sonnenlosen Wallstraße heraus.

Was würde Hans, der gute, treue Bruder sagen, wenn er Dich hier sähe? Judica's Herz schlug heftig. Sie drückte die Hand athemlos darauf. „Ich muß zu ihr, ich kann nicht anders", murmelte sie, die Augen schließend.

Mußt Du — so geh. Ist etwas in Dir, das übermächtiger ist als die ganze Vergangenheit Deines jungen Lebens, als die Treue, die Sorge, die Liebe aller jener Gestalten, die Du bis gestern Vater, Mutter und Bruder genannt — so geh'! —“

Und Judica öffnete die Augen wieder und ging vorwärts. Sie suchte an den Hauswänden nach den Zahlen, allein manches Gebäude hatte sich der Nummer, die es unter die Wohnungsanstalten der Großstadt einrangirte, vielleicht als lästig, längst entledigt. Wer in ihm hauste, kannte sein Quartier zur Genüge, und Fremde hatten nichts darin zu suchen. Manchmal führten steile, halsbrecherische, von Jahrhunderten ausgetretene Treppen ohne Außenthür, direkt in's Innere hinauf. Zerlumpte Kinder saßen auf den untersten Stufen, schnitten Judica fratzenhafte Grimassen zu und schrieen ihr nach. Sie mußte sich endlich entschließen, doch wieder zu fragen und that es bei einer robust aber ehrlich aussehenden Frau, welche mit aufgekrämpelten Aermeln vor ihrer Thür stand und ihre derben verwaschenen Fäuste in der grauweißen Lauge eines vor ihr stehenden Zubers vertiefte. Die Wäscherin hielt eine Secunde in ihrer Beschäftigung inne und musterte die Fragestellerin mit forschenden Augen, dann deutete sie achselzuckend über die Schulter auf ein schräg gegenüberliegendes Haus und begab sich mit verächtlicher Miene wieder an ihre Arbeit. Judica dankte und wandte sich schnell ab. In ihrem Kopfe begann sich Alles

durcheinander zu wirren, nur der eine Gedanke, ihre Absicht durchzusetzen, stand vor ihrem Bewußtsein. Sie trat rasch in die bezeichnete Thür und eilte die etwas breitere und sorgsamer gehaltene Treppe hinauf, die auf einen weiten, fast lichtlosen Vorplatz führte. Es mochten da Thüren sein, die sie nicht sah, denn lautes Lachen und Lärmen klang von einer Seite. Judica horchte eine Weile, dann tappte sie zitternd durch das Dunkel auf die andere Seite hinüber, wo sie im Dämmerlicht den Abriß einer Thür unterschied. Sie lauschte; es war still dahinter. Sie pochte leise und eine unsichere weibliche Stimme rief: Herein! Als sie öffnete, starrte ihr ein todtblasses Mädchen mit großen ruhelosen Augen verwundert in's Gesicht. Judica fragte stotternd:

„Wohnt Fräulein Cölestine hier?“

Die Fremde schüttelte nachlässig den Kopf „Cölestine“, wiederholte sie, „nein, es ist keine Cölestine bei uns.“

Die schwarzen Augen, die sich in ihr Gesicht hineinbohrten, wurden Judica immer unheimlicher. Sie murmelte zurücktretend eine Entschuldigung und faßte wieder nach der Thürklinke, als das Mädchen rasch vorwärts trat und sie mit ihren mageren Fingern, wie mit Eisenklammern, am Handgelenk festhielt.

„Was wollen Sie hier, Kind? Wie kommen Sie hierher?“ fragte sie mit harter Stimme.

Judica stammelte, daß sie eine Freundin suche; die Fremde starrte sie wie leblos an.

„Haben sie auch Dich?“ stieß sie dumpf wie mit einem Geröchel aus. Ihre Brust keuchte: „Bau' nicht auf Freundschaft“, fuhr sie wildauflachend fort, „mich hat auch eine Freundin hierhergebracht. Aber sie sollen Dich nicht haben, — ich will Deine Freundin sein, ich! Komm!“

Sie zerrte Judica ungestüm aus der Thür über den Vorplatz an die Treppe zurück. Die in eine fremde, unheimliche Welt versetzte Pflegetochter des alten Pastoren von Werdach wußte nicht mehr, was um sie vorging. Ihr Puls fieberte, sie stammelte nur, wie im Traum:

„Nein, ich muß, ich muß zu ihr. Vielleicht wohnt sie im zweiten Stockwerk — ich muß —“

Ihre Begleiterin ließ ihre Hand nicht frei, sondern sagte minder heftig: „So komm; nur hier sollst Du nicht bleiben“, und zog sie in den dunkelsten Winkel zur Fortsetzung der Treppe, die auf einen zweiten, ebenso lichtlosen Vorplatz hinaufführte.

„Hier oben wohnt Niemand, als die Frau Wendlaf, die alte Komödiantin“, murmelte sie, „Du wirst bald erfahren, daß keine Cölestine dort ist.“ Sie klopfte an eine Thür, aus der ein zusammengeschrumpftes, grauhaariges, altes Weib hervortrat.

„Ich bin es, Mutter“, sagte die Fremde in fast demüthigem Ton. „Dies ist ein Kind, das sich verirrt hat, und nach einer Cölestine sucht. Aber ich habe ihr gesagt, daß Niemand bei Ihnen wohnt.“

Die Alte hob den Kopf und suchte mit halberblindeten Augen die Ankömmlinge zu unterscheiden. „Bist Du es, armes Ding?" antwortete sie freundlich, „Du bist lang nicht bei mir gewesen." „Cölestine", fuhr sie fort, „ja Cölestine Friedberg hat bei mir gewohnt, nachdem sie krank geworden und sich mit Nähen unterhalten mußte. Aber ich habe sie schon lange vorher gekannt, als die Leute noch auf der Straße still standen und ihr nachsahen und der schöne Baron jeden Abend in der Loge saß und ihr ein Bouquet mit Armbändern und Diamantschmuck auf die Bühne warf. Ja, sie ist auch vor die Hunde gegangen, Alles was schön ist, muß es. Es ist ein Fluch um die Schönheit, nicht wahr, Walewska?"

Judica horchte athemlos; das Mädchen, das noch immer ihre Hand umklammert hielt, stieß einen bitterharten Laut aus und knirschte: „Auch!" Die Alte, deren Augen sich allmälig an die Dunkelheit des Flurs gewöhnten, musterte Judica aufmerksam und glitt verwundert mit den verknöcherten Fingern über ihr seidenes Kleid. Sie murmelte dazu zwischen den zahnlosen Lippen: „Grad' um solch' ein Kleid hat sie damals die Nächte durchgearbeitet und die Pfennige zusammengescharrt, die Cölestine. Wunder dacht' ich, wie sie sich noch einmal wieder in alter Weise herausstaffiren wollt', und hab' still in meiner Eck' gesessen und zugeschaut. Da packte sie's eines Tages ganz vorsichtig ein und trug's fort und ich hab' es nicht mehr gesehen. Dann hat sie keine Arbeit mehr angerührt und nur immer gesessen, als ob sie

auf etwas wartete. Ich hab' auch öfter für sie schreiben müssen, ich weiß nicht warum, da sie es doch viel besser als ich gekonnt. Aber es ist nichts gekommen, und dann ist sie von mir fortgezogen, ich weiß nicht wohin. Das Herz hat's mir schier brechen wollen in der ersten Zeit, wie sie fortgewesen, allein es hat nichts geholfen, sie ist darum doch nicht wieder gekommen. Nein, sie ist nicht mehr hier, die Cölestine, schon seit dem ganzen Winter nicht mehr und ich weiß nicht, ob sie lebt oder todt ist."

Die Alte nickte wackelnd mit dem Kopf. Judica preßte die Hände auf ihr Gesicht, über das bittere Thränen herunterstürzten. Sie hatte sich durchgekämpft bis an's Ziel, das als eine geheimnißvolle, blühende, fremdvertraute Oase vor ihrer Phantasie gestanden. Nun war mit einem Schlage die trügerische Spiegelung verschwunden, und sie stand allein, fern von allen befreundeten Gesichtern in der öden, weglosen Wüste, von gespenstischen Bildern umringt, deren unheimliches Wesen sie mit kaltem Schauder überlief. Ihre Glieder zitterten plötzlich vor Frost, krampfhaft schluchzend klammerte sie sich, um nicht zu fallen, an das Geländer der Treppe. Ihre Begleiterin schlang stützend den Arm um ihren Leib und sagte weicher als bisher: „Komm, armes Kind, ich bringe Dich hinunter, ich verlasse Dich nicht, so lange Du in diesem Hause bist."

Willenlos ließ Judica sich von ihr mehr forttragen als führen, ihre Füße tasteten mechanisch über die dunklen Stufen

zurück. Plötzlich flog wie ein Blitz ein greller, fast rother Schimmer über den düstern Vorplatz des ersten Stocks. Dröhnende Fußtritte hallten hinterdrein; eine Thür hatte sich geöffnet, aus der ein häßliches, altes Weib hervortrat, das mit einer flackernden Unschlittkerze einem jungen, elegant gekleideten Manne leuchtete. Er hatte schon den Fuß auf die nach unten führende Treppe gesetzt, als der Lichtschimmer über das helle Kleid von Judica's Begleiterin fiel.

„Ei", rief er sich mit lautem Gelächter umwendend, „da ist ja die schöne, traurige Walewska. Wie steht es mit den guten Werken, fromme Magdalena? Hast Du einen Bußprediger bei Dir?"

Er machte neugierig einen Schritt auf sie zu.

Judica war bei der Stimme zusammengefahren, sie machte eine gewaltsame Anstrengung, wieder die Treppe hinauf zu der alten Frau zurückzustürzen. Aber die Kraft versagte ihr, sie fiel besinnungslos auf der letzten Stufe der Treppe nieder und sprachlos vor Staunen beugte sich über ihr, roth von dem trübglimmenden Docht bestrahltes Gesicht, der Baron Albert von Kaltburg.

Aus Pastor Baumholz' Tagebuche.

Den 1. Januar 1851.

Es hat so hoher Schnee nicht seit vierzehn Jahren gelegen, seit dem Winter, da der Pastor Reinhard von Winfeld gestorben. Ich habe es nachgerechnet und ersehe daraus,

daß ich also nunmehr bereits eben so viele Jahre hier zu Niederwerdach sitze und mein Kirchenamt versehe, ob ich zwar nicht weiß, wozu ein Hirt bestellt wird, der seine Heerde doch gehen und es treiben lassen muß, nicht wie er will, sondern wie sie will. Ja, es kommt Einem wohl zuletzt, daß man mit dem Prediger Salomo sprechen muß: „Es ist Alles ganz eitel.“ Es sind das Worte, die er gesprochen, die mir nicht mehr aus dem Sinn wollen und liegt vielleicht der einzige Trost darin, mit ihm zu sagen: „Geboren werden, sterben, pflanzen, ausrotten, das gepflanzt ist, weinen, lachen, Steine zerstreuen, Steine sammeln, suchen, verlieren, behalten, wegwerfen, schweigen, reden, lieben, hassen, Streit, Friede — es hat Alles seine Zeit.“

Das Buch liegt immerdar aufgeschlagen auf meinem Tische und vergeht kein Tag, an dem ich nicht die Verse wieder lese:

„Was hat der Mensch mehr von seiner Mühe, die er hat unter der Sonne?

Ein Geschlecht vergeht, das andere kommt; die Erde aber bleibt ewiglich.

Die Sonne geht auf und geht unter und läuft an ihren Ort, daß sie daselbst wieder aufgehe.

Der Wind geht gegen Mittag und kommt herum zur Mitternacht und wieder herum an den Ort, da er anfing.

Alle Wasser laufen in's Meer, noch wird das Meer nicht voller; an dem Ort, da sie herfließen, fließen sie wieder hin.

Es ist alles Thun so voll Mühe, daß Niemand ausreden kann. Das Auge sieht sich nimmer satt, und das Ohr hört sich nimmer satt.

Was ist es, das geschehen ist? Eben das hernach geschehen wird. Was ist es, das man gethan hat? Eben das man hernach thun wird. Und geschieht nichts Neues unter der Sonne.

Man gedenket nicht, wie es zuvor gerathen ist; also auch des, das hernach kommt, wird man nicht gedenken bei denen, die hernach sein werden.“ — — —

„Ich machte mir Gärten und Lustgärten und pflanzte mir allerlei fruchtbare Bäume darin —

Da ich aber ansah alle meine Werke, die meine Hand gethan hatte, und Mühe, die ich gehabt hatte, siehe, da war es Alles eitel und Jammer und nichts mehr unter der Sonne.“ — —

Es ist ein wunderlich Ding um dies Buch, das man unter die heiligen Bücher gesetzt hat, und die es in der Vorzeit gethan, waren auch eitel in ihrer Erkenntniß und wußten wohl ebenso wenig, was sie gethan als jene, welche das Hohelied Salomonis mit gar so frommen, symbolischen Unterschriften versehen. Stehen für einen alten einsamen Pfarrer, der Manches erlebt hat und dessen Gedanken nicht Ruh' halten wollen zwischen Kanzel und Kirchenbehörde, böse Dinge in dem Buch, das jener andere Prediger, der König war über Jerusalem, vor mehr denn zweitausend Jahren

verfaßt hat. Wer lieset die Verse aus und an ihr letztes Ende und durchschauet sie, da er spricht:

„Denn es gehet dem Menschen wie dem Vieh, wie dies stirbt, so stirbt er auch; und haben alle einerlei Odem; und der Mensch hat nicht mehr, denn das Vieh; denn es ist Alles eitel.

Es fährt Alles an Einen Ort; es ist Alles von Staub gemacht und wird wieder zu Staub.

Wer weiß, ob der Geist der Menschen aufwärts fahre und der Odem des Viehes unterwärts in die Erde fahre?“ — —

Der Prediger Salomo muß sehr alt geworden sein, da er das schrieb. Sehr alt und einsam und verlassen von allen Hoffnungen und Freuden, die er vordem gehegt, muß er gewesen sein, da er diese Worte schrieb. Denn er nahm den Schreibstift wieder zur Hand und fuhr fort:

„Da lobte ich die Todten, die schon gestorben waren, mehr denn die Lebendigen, die noch das Leben hatten.

Und der noch nicht ist, ist besser, denn alle beide, und des Bösen nicht inne wird, das unter der Sonne geschiehet.“

Man hat ihn den Weisen genannt, und er sagte, es sei Alles eitel — ganz eitel — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Schnee liegt so hoch, daß ich seit Wochen nicht auf's Schloß hinauf gekommen bin. Ist auch eitel, Trost bringen zu wollen, wo keiner nützt, und wenn man selbst keinen besitzt. Da vermag kein Anderer mehr zu nützen, als der Doktor

Fabri und der hat mir gesagt, daß auch seine Hülfe zwecklos und bald ganz unnöthig sein werde. Man macht im Schloß auch kein Geheimniß daraus, daß man darauf wartet. Liebe derer, die uns von Natur die nächsten sind, ist eben so eitel, wie Liebe Derer, von Denen man geglaubt, daß sie es sein würden ohne die Natur. Aber es ist, wie der Prediger sagt: es gehet dem Menschen wie dem Vieh, sie haben einerlei Odem und der Mensch ist nicht mehr, als das Vieh. Wenn das Thier Junge geworfen hat und hat sie großgesäugt, da verlassen sie die Eltern und gehen fort und bekümmern sich nicht mehr um sie. Darum ist es grausam, wenn man einer Henne Enteneier unterlegt, daß sie dieselben ausbrütet und ihre Brut wärmt und hegt und vertheidigt, bis diese an ein Wasser kommt, in das sie blindlings hineinstürzt und fortschwimmt. Es ist grausam, doch noch mehr ist es thöricht, wenn man es anders erwartet: „Naturam furca expellas, tamen usque revertet“, sagt Horaz.

Ich bin ein alter Mann und verstehe die Welt nicht mehr. Sophia weint und fleht mich an, ich solle mich aufmachen und in die Hauptstadt reisen. Ich habe gesagt, meine Hand möge verdorren, ehe daß sie wider meinen Entschluß handelt. Auch der Doktor Fabri ist genug mit Bitten in mich gedrungen und hat mir gar bleich versichert, daß er die Absicht gehabt, nur noch ein Jahr zu warten und sodann bei mir um — und sodann bei mir zu fragen, ob ich meine Einwilligung gäbe, daß er aus meinem Hause sich ein Weib

heimführe. Meine Sophia hatte doch Recht gehabt und ich war blind. Aber es ist Alles eitel und auch das Sehen wäre eitel gewesen.

Herr Sonnewald hat mir aus der Residenz geschrieben, es sei — es sei Jemand bei ihm gewesen — es ist ein langer verworrener Brief und steht viel darin. Ich glaube, daß ich ihn nicht ganz gelesen; ich habe ihn vergessen, ich will ihn vergessen. Es ist Alles eitel; das Glück ist eitel, und Jammer und Noth ist auch eitel.

Wohl zum letzten Mal schreibe ich in dies kleine Büchlein, denn auch das ist eitel. Mein Leben geht zum Ende; ich glaube nicht, daß ich über's Jahr den gewohnten Gedenktag mehr innehalten werde.

Ich will nicht und mir ist, als zwänge es mich mit unsichtbarer Hand. Ich habe mir gelobt, den Namen nicht mehr auszusprechen und verboten, daß er in meinem Hause von Jemanden genannt werde, und es sitzt auf meinem Nacken und raunt mir jesuitisch in's Ohr, daß schreiben nicht sprechen ist, daß ich es muß, daß ich es nicht schluchzen, sondern hinschreiben muß:

Judica — Judica — mein armes, verlorenes Kind — —

Heute, Donnerstag, den 15. Februar:

Preliosa.

Romantisches Schauspiel in 5 Aufzügen

von

Pius Alexander Wolff.

Musik von Carl Maria von Weber.

* * *

Erstes Auftreten des Fräulein **Indica Reinhard**

als Pretiosa.

An der Ecke einer der belebtesten Straßen der Residenz stand ein breitschultriger Bursch in blauem Zwillichkittel und unsäglich ehrlicher Physiognomie, und entzifferte die großen Buchstaben, die ihm von ihrem Papierhintergrunde an der Hauswand schwarz entgegenstrahlten. Leute, die in hastigem Geschäftsgang um die Ecke bogen, versetzten ihm Püffe in die Rippen; Wagen jeder Gattung suchten mit Vorliebe diese Biegung aus, um ein Attentat auf das Trottoir und seine Stiefelhacken zu machen; mitunter wieherte ein alter Gaul, der im Droschkentrabe vorüber kam, über seine Schultern, als wittere er reichlicheren Hafer hinter dem blauen Kittel, als in der elenden „Schlafstelle" des Miethswageninhabers. Allein nichts von Allem störte den Lesenden, der mit weitaufgerissenen Augen alle Buchstaben des Theaterzettels Rechenschaft von ihrer geheimsten Bedeutung dadurch ablegen ließ, daß er sie sich, gewöhnlich in Gruppen zu dreien oder vieren laut vorsagte — P. r. e — Pre — t. i

— ti — o — o s. a — sa — diese Gruppen dann unter sich verband — Pre — ti — o — sa — und so von Wort zu Wort immer mehr zum vollkommensten, wenigstens formellen, Verständniß des ganzen Druckwerks vorschritt. Nur das „Erste Auftreten des Fräulein Judica Reinbard als Pretiosa" schien ihm nicht nur wissenschaftliche, sondern auch nicht unerhebliche, sachliche Schwierigkeiten zu bereiten, denn er schüttelte dreimal, in tiefstes Staunen versunken, den Kopf, welche Gelegenheit ein Schlächterlehrling benutzte, um mit einer Mulde äußerst verlockender Hammelviertel grade gegen seine Schulter anzurennen und ihm einen am Knie amputirten Stumpf seiner jämmerlich hingeschlachteten Pflegebefohlenen, um einige Gasthauszubereitungen verfrüht, etwas unsanft unter die Nase zu schieben. Instinctiv griff der auf offener Straße und am hellen Tage in so blutiger Weise Angefallene nach der Schulter des Uebelthäters, der sich in Erwartung einer ihm muthmaßlich nicht zum erstenmal vorgetragenen handgreiflichen Strafpredigt, eilfertig aber vergeblich, der resoluten Fuhrmannsfaust zu entziehen suchte. Doch es stellte sich heraus, daß er den Mann im blauen Kittel, trotz weltstädtischer Schlauheit, falsch berechnet und daß dieser den Eingriff in seine persönlichen Sicherheitsrechte kaum bemerkt hatte, da er ohne Zweifel jeden, ohne so gröblichen Insult an ihm vorüber Passirenden, in gleicher Weise arretirt haben würde, denn er fragte nur mit dem Finger auf den Anschlagezettel deutend, „ob er das Ding herunter-

reißen dürfe?“ Der Inhaber des köstlichen Hammelbratens bewies unverkennbar eine außerordentliche Neigung, über diese Frage in ein höchst erfreuliches Gelächter auszubrechen oder, mit der Zusicherung unbedingtester Erlaubniß zu diesem Unternehmen, zu entwischen; allein die Hand, die seinen Kragen mit Beharrlichkeit festhielt, erinnerte ihn noch rechtzeitig daran, daß seiner Sünden Maß dadurch vielleicht voll werden und das „dicke Ende“ nachkommen könne, und er antwortete mit einer Höflichkeit, über die nur ein Schlächter aus der Residenz zu verfügen im Stande ist, daß „man“ solche Zettel in jedem Cigarrenladen, z. B. in dem da drüben, gegen Erlegung eines Groschens jederzeit erhalten könne. Dies gute Wort zur rechten Stunde befreite ihn, und der Mann im blauen Kittel trat in den bezeichneten Laden, den er ungefähr nach einer Viertelstunde mit der allergenauesten Auskunft über jeden bedenklichen Punkt und der allerfeinsten Cigarre, die der Verkäufer nur bei gleichzeitiger Abnahme eines Theaterzettels zu so erstaunlich billigem Preise ablassen konnte, wieder verließ. Er hatte das kostbare Druckwerk, so klein als möglich zusammengewickelt, neben seine große in silbernem Gehäuse befindliche Uhr unter seinen Kittel geschoben und wanderte mit der zufriedenen Miene eines Menschen durch die Straßen, der nicht nur ein Lotterieloos gewonnen, sondern zugleich auch ein gutes Tagewerk hinter sich gelassen. So gelangte er sicheren Schrittes in den „borstigen Igel“, in welchem er unter oftmaligem Hervorziehen und

genauem Studium seines Schatzes, ein zu dem Symbol des vortrefflichen Gasthauses jedenfalls in näherer oder entfernterer Verwandtschaft stehendes Geschöpf mit unvergleichlichem Appetit verspeiste und erschien mit einbrechender Dunkelheit wieder, doch in total veränderter äußerer Gestalt, auf den Gassen, da statt des blauen Kittels ein, freilich nicht grade für seine Figur bemessener, aber nach Versicherung des Hausknechts, dem er ihn abgekauft, aus dem feinsten Stoff gefertigter Rock ihn umstrahlte. Nicht ohne Stolz schritt er deßhalb durch die Straßen, obgleich der Schnee, der in wirbelnden Stößen durch die Luft herunterzukommen anfing, nur wenig Leuten die erforderliche Muße vergönnte, sich an dem ungewohnten Anblick seines neuen Anzuges zu erfreuen. Es war recht kalt und der Schnee, der schon von dem vorhergehenden Tage auf dem Pflaster lag, quiekte eigenthümlich unter den Rädern. Vorzüglich um das freistehende Theater pfiff der scharfe Ostwind, als ob er es darauf angelegt hätte, heute Abend ausdrücklich zu beweisen, daß vor ihm selbst der herrlichste Rock doch nur wie ein Zeitungspapier sei, und dazu wies die große Transparentuhr über dem sonst noch völlig dunklen Gebäude erst die fünfte Stunde, während auf dem Zettel besonders bemerkt stand, daß der billigste Platz, „die Gallerie", allerdings eine halbe Stunde früher als die andern, immerhin aber doch erst um halb sechs Uhr, geöffnet werde. Es blieb mithin dem Gallerie-Aspiranten nichts Anderes übrig, als was bei solchen Dingen

trotz aller Ungeduld sämmtlichen übrigen Menschen auch nur übrig zu bleiben pflegt, nämlich zu warten, eine Beschäftigung die er in richtiger Erkenntniß der Sachlage auch einschlug, und sich dadurch zu versüßen oder besser gesagt zu erwärmen suchte, daß er beide Hände unter den Schößen seines neuen Rocks versteckte, und ungefähr in der Weise wie Hector um die Mauern Pergamums, nur unter Abwesenheit des verfolgenden Sohnes der Thetis einen unverzagten Dauerlauf um das Theatergebäude begann. Statt des windgeschwinden Peliden heulte und pfiff indeß abwechselnd der Wind selbst hinter ihm drein, daß ihm nicht nur der Athem, sondern auch Hören und Sehen dazu noch mehr als dem Kinde der greisen Hecuba verging, denn, wenn der Kutscher mit der prächtigen Bärenmütze nicht auch mit einer wahren Bärenstimme geschrieen und die Zügel nicht mit geschicktem Ruck plötzlich straff angezogen hätte, würde der neue Rock unfehlbar Gelegenheit bekommen haben, die Frage zu entscheiden, ob seine Bestimmung vielleicht mehr auf Schutz gegen Pferdehufe und Wagenräder als wider Sturmwirbel und Schneegestöber hinauslaufe.

„Hot Lise", schnalzte der Mann, der gelenkiger als man seiner Figur nach erwartet hätte, vor der allzu intimen Liebkosung, mit der ihn die Deichselspitze bedrohte, entwischte, „is das hier Alles Landstraße ohne Schlagbaum?" Er erhielt jedoch auf diese, mit einiger Entrüstung gestellte Interpellation keine Antwort, sondern der Wagen schwenkte im

Bogen vor eine niedrige, von einer trübselig flackernden Laterne in ihrer ganzen Ausdehnung erhellte Nebenthür des Schauspielhauses und hielt an. Der bärenmützige Kutscher sprang vom Bock und öffnete den Schlag, aus dem eine ältere Frau hervorstieg, der ein dicht in einen Mantel gehülltes junges Frauenzimmer folgte. Grad' als es unter der Thür im Schutz vor dem Winde stand, drehte es den Kopf, daß der triste Lampenschein auf ein rosig aus weißer Flaumcapuze herausblickendes Gesicht fiel, sagte mit glockenheller Stimme zu dem Kutscher: „Sie wissen also, wann Sie uns abholen", und verschwand in der kleinen Thür. Der Wagen rollte wieder fort und über den einsamen Platz pfiff der Schnee dem einzigen Zeugen dieser merkwürdigen Begebenheit um die Ohren. Er starrte noch eine Weile auf den qualmenden Docht der Laterne und sagte dann tiefsinnig:

„Sie is es, — damals hab ich sie gefahren, nu fährt der sie. Aber man sieht's ihr an, sie is es nich mehr so, sondern sie is es als Pre—ti—o—sa."

Aus dieser nachdenklichen Stimmung weckte ihn indeß das etwas geräuschvolle Benehmen einer Anzahl von Leuten, die sich während des letzten Ereignisses seitwärts vor einer andern Thür eingefunden hatten und sich, wie an einem Strick aufgereiht, zwischen zwei schmalen Holzbarrieren nicht in der höflichsten Weise vorwärts schoben und drängten. Nur die der Thür am nächsten Befindlichen bewahrten einige Gemüthsruhe, während die Uebrigen unablässig laute

Kennzeichen von Unzufriedenheit an den Tag legten. Im Uebrigen wandte jeder das ihm verliehene Talent an; das schöne Geschlecht schrie und das starke drängte, obwohl jeglicher fortwährend seinen Nachbar mit der wohlgemeinten Ermahnung: „Nur nicht drängeln", von dieser Beschäftigung abzuhalten suchte. „Jott, was vor 'ne Kälte", jammerte ein gar nicht übles Dienstmädchen, das seine blaugefrorenen bloßen Arme in die Schürze wickelte. „Warten Se nur, drinnen sollen Se jebraten werden", tröstete ihr Hintermann und es wurde einen Augenblick gelacht, bis wieder eine weibliche Stimme in höchster Entrüstung rief: „Mein Jott, Sie unjezogener Mensch, lassen Sie mir doch!" Die etwas kategorische Form dieser Aufforderung wurde entschieden durch die Situation der Postulantin gerechtfertigt, da diese ihre beiden Arme in unfreiwilliger Weise zum Himmel emporgestreckt hielt und allerdings keine andere Möglichkeit, sie in eine einigermaßen normale Stellung zurückzubringen, abzusehen war, als wenn sie dieselben um das unter einem nicht sehr einladenden Mützenrest struppig hervorquellende Haupthaar ihres Vordermannes geklammert hätte. „Jott, Emil, so sein Sie doch mal was Nutz und helfen Sie mir doch!" widerholte sie, den Kopf so weit es möglich war, rückwärtsdrehend, ihre Klage, und in die bereits nicht unbeträchtliche Verwirrung fiel wie eine Bombe das Donnerwort des bei seiner Ehre und Liebe, den heiligsten Zwillingsgefühlen seiner Brust, zugleich beschworenen Emil: „Ich wollte Ihnen

jerathen haben, daß Sie ihr unjeschoren lassen." Da er aber diese Ermahnung thatkräftig dadurch zu unterstützen suchte, daß er, um in verzweifelter Anstrengung an die Seite des bedrängten Gegenstandes seiner Zärtlichkeit zu gelangen, die Rippe dreier seiner Vordermänner in bedrohliche Collision mit den scharfen Kanten der Holzbarrieren brachte, so erhob sich wieder eine Reaktion gegen die Reinheit seiner Absichten, als ob er die rechtlich erworbene Stellung Anderer zu beeinträchtigen strebe, und es entstand ein allgemeines Ringen, Kreischen, Stoßen und Fluchen, daß es zweifelhaft schien, ob die verschlossene Thür plötzlich dem vermehrten Andrang gewichen sei, oder sich freiwillig geöffnet habe. Das Resultat blieb indeß insofern das nämliche, als die Thatsache der freigewordenen Bahn alle Unbill vergessen ließ und den zankbeflissenen Gemüthern wieder, wie mit einem Zauberschlage, den großen Endzweck ihres Eifers ins Bewußtsein rief. Alles folgte seiner Nase oder wurde von energischen Hintermännern veranlaßt, es zu thun, und auch der Mann, der im glücklichen Besitz des neben der silbernen Sackuhr ganz klein zusammen gefalteten Zettels war, that es. Es zeigte sich jedoch, daß seine Ansicht in Betreff des Werthes dieses unschätzbaren Talismans etwas zu excentrisch gewesen, da ein Mensch mit einem großen Bart und bunten Schnüren auf der Schulter sich schlechterdings weigerte, ihn daraufhin an sich vorbei und die Treppe hinaufpassiren zu lassen, sondern etwas von einem „Bilde" murmelte und dabei über die betroddelte

Achsel nach einer Art von Krambude in der Vorhalle zurückwies, wie sie auf Jahrmärkten aufgeschlagen zu werden pflegen und vor der die Leute auch ebenso standen und ihr Geld hineinzählten. Das war wieder eine lange Reihe zwischen zwei Barrieren, nur ging es auffällig ruhiger zu. Es wäre lächerlich gewesen, anzunehmen, daß die beiden Leute in langen grauen Mänteln, unter denen die messingbeschlagene Scheidenspitze eines Seitengewehres hervorsah, darauf Einfluß gehabt hätten, aber stiller war's und Alles ging der Ordnung gemäß, ohne Schieben und Drängen, so daß der Inhaber des neuen Rockes genau in der ihm zukommenden Reihenfolge ebenfalls an das Schubfenster gelangte und „ein Bild von Pre—ti—o—sa“ forderte. Merkwürdiger Weise erhielt er aus der Krambude jedoch statt dessen nur ein viereckiges Stück Pappe ohne den Schatten irgend eines Conterfei's und doch dabei die schulmeisterliche Antwort: „Andre giebt's hier überhaupt nich— sechs Silberjroschen;“ allein er hatte weder Zeit über das Eine noch das Andere nachzudenken, denn nun faßte einer von den Leuten mit den langen grauen Mänteln ihn etwas unsanft am Arm und sagte: „Hier“ und dann „da“, und eh' er sich's versah, war er wieder an der Treppe, die der Bärtige ihn diesmal, mit einem mürrischen Blick auf seine Finger, passiren ließ. Nun ging auch das Schieben wieder an, wohl Hundert Stufen und mehr, immer höher, wie auf den höchsten Heuboden hinauf, bis endlich wieder eine Thür und wieder ein Mensch mit Achsel-

troddeln kam, der ihm das „Bild“ aus der Hand nahm. Dann war's plötzlich, als ob sich ein großer, dunkler, unbelebter Abgrund vor seinen Füßen aufthue, daß er sich mit beiden Händen an dem Geländer hielt, um nicht schwindlig zu werden und hinunterzufallen. So setzte er sich instinktiv breit und wuchtig auf die vorderste Bank nieder. Rund um ihn her drängte und kletterte Alles in eilfertiger Hast, sonst aber war das ganze, weite Gebäude noch völlig leer. Nur ihm gegenüber befand sich eine große senkrechte Wand, auf der ein wunderschönes Frauenzimmer in liegender Stellung abgemalt war, das ihm immer bekannter vorkam, je länger er es ansah, so daß er zuletzt, um sich Raths zu erholen, den Kopf nach seinem Nachbar umdrehte und dabei zu seiner Verwunderung in das Gesicht des Schlächterlehrlings sah, den er, oder der ihn vielmehr am Morgen mit der Hammelskeulenmulde getroffen. Dieser grinste ihm, mit erhöhterer Freude als das Wiederfinden eines so alten Bekannten rechtfertigen konnte, ins Gesicht und war sogleich bereit, ihm auf die Frage, ob das Bild, „sie“ als „Pre—ti—o—sa“ oder „sonst nur so“ vorstelle, zu erwidern: Gewiß sei „sie“ das als Pretiosa, und ob „sie“ ihm nicht gefalle, und ob er „sie“ sich so nicht kaufen wolle? Er schien nicht abgeneigt, ihm die nähern Umstände, unter denen sein Zuhörer das Letztere in's Werk zu setzen vermöge, anzugeben, wenn nicht eine Sonne, die dicht vor ihnen aus mächtigem Gewölk zu brechen begann, und deren langsames Herabsinken von einem allge-

mein bewundernden „Ah“ der Gallerie begleitet wurde, seinen Redefluß gehemmt hätte. Aber auch die Aufmerksamkeit seines Nachbarn war in stürmender Weise abgelenkt worden, weniger freilich durch die niederschwebende Crystallkrone, als dadurch, daß sie einen Einblick in die untern polarisch entgegengesetzten Räumlichkeiten des Wunderhauses verstattete, die sich noch äußerst leer erwiesen, so daß sie einem jungen Mann vollständig Platz ließen, einen etwas unruhvollen Spaziergang darin auszuführen. Er that dies unbekümmert um die Nußschalen und Apfelsinenkerne, welche eine mittheilsame Anwandlung der Paradiesbewohner, ab und zu, ihren niedriger situirten Mitmenschen nicht vorzuenthalten suchte, und schien sogar durch einen wohlgezielten Flaschenstöpsel, der entschieden die wissenschaftliche Bestimmung hatte, eine Berechnung des Abstandes zwischen Eden und Erde vermittelst der Fallgeschwindigkeit zu ermöglichen, nicht aus seinen Gedanken aufgescheucht zu werden. Um so wundersamer war es, daß dies der Stimme des Mannes im neuen Rocke gelang, der sich mit glänzenden Augen, so weit das Gravitationsgesetz unseres Erdballs es erlaubte, über die Brüstung hinausbog und mit stärkerer Betonung des ersten als des zweiten Wortes: „Herr Reinhard“ hinunterrief. Im Anfang indeß erwies sich auch dies Manöver erfolglos, bis er die Taktik änderte und den Nachdruck auf das zweite Wort legte, wodurch er unmittelbar bewirkte, daß der junge Mann im Parterre suchend den Kopf hob, zugleich aber in Folge eines gewissen Nach-

ahmungstriebes, den mehrere Naturforscher nicht nur beim Affen entdeckt haben wollen, ein halbes Dutzend anderer, derzeit beschäftigungsloser Insassen des Paradieses den Namen Reinhard in allen erdenklichen Modulationen, vom höchsten Diskant bis zum tiefsten Baß wiederholten. Nichtsdestoweniger fand Hans Reinhard den Urheber des Originalrufes heraus, winkte freundlich mit der Hand und rief als Gruß den Namen: „Sebald", dem ein unterwegs verloren gehendes „Guten Tag", oder „Guten Abend" angehängt war, zurück. Damit hatte jedoch die zwischen Höhe und Tiefe zu allgemeiner Vorfreude angeknüpfte Unterhaltung eben so plötzlich wieder ihr Ende erreicht, denn gleichzeitig begann der erste Geigenbogen einen erschütternden Strich über die Darmsaiten seines untergebenen Instruments und die Empfindungssaiten des kunstverständigen Publikums zu ziehen; der Gewinn indeß, den die kurze Unterhaltung mit sich geführt hatte, beruhte unvergänglich darin, daß der schnellen Fassungs- und Verknüpfungsgabe genannten Publikum's gemäß, Hans Reinhard sich unter den Erdbewohnern und Sebald unter den Genossen des Paradieses, für heute Abend eine auszeichnende Sonderstellung erworben hatten, die dem Namen der zum erstenmal auftretenden und entweder zu feiernden oder auszupfeifenden Künstlerin entsprang.

Jetzt begann auch der zweite Rang sich zu bevölkern, um die immer zufriedenen Physiognomien der mannigfachen Verehrer zu zeigen, welche Melpomene-Thalia allabendlich um

ihrer zahlreichen Verdienste willen umsonst, d. h. gratis, aber um so weniger frustra, in ihre Arme zu rufen pflegt. Ja sogar im ersten Rang knarrten einige Logenthüren; hin und wieder erschien den neugierigen Blicken aus obern, diesmal jedoch nicht höhern Regionen, ein von zartem Glacéhandschuh nachlässig über die Sammtbrüstung gebreitetes „Pretiosa“, und ungefähr drittehalb Dutzend Lorgnons bereiteten sich vor, weniger das unvergängliche Werk der Firma Wolff und Weber, als die vergänglichen Darsteller desselben und von diesen wiederum, weniger den männlichen, als den weiblichen Theil, einer scharfsichtigen Kritik zu unterziehen. Am Unverkennbarsten sprach sich dieser löbliche Vorsatz in dem sehr blassen und äußerst vornehmen Gesichte eines jungen Mannes aus, der mit einigen elegant gekleideten Altersgenossen eine der Mittellogen des ersten Ranges innehielt. Die Anerkennung, welche sie der Ouvertüre des Eutiner Componisten zollten, war nicht übermäßig groß, da sie es für ihre Pflicht ansahen, dem Publikum, während derselben, eine bessere Unterhaltung durch lautgeführte Conversation zu bieten, die sie ihrer gesellschaftlichen Stellung gemäß, nach einer guten Anleitung: „In 14 Tage vollständig Meister der französischen Sprache zu sein“, führten. Allein nur der erste Rang zeigte durch bewundernde Stille, daß er diese linguistischen Bemühungen in ihrem ganzen Umfange zu schätzen wisse, während das Paradies sowohl, als das Erdgeschoß dieselben in angeborener, unzarter Manier durch: „Deutsch sprechen! Mund

halten!" und noch unverblümtere Aufforderungen unterbrach. Manchmal streiften Hans Reinhards Augen das blasse Gesicht und es war merkwürdig, welch ein Gemisch von Angst und tiefinnerem Groll dadurch in seinen treuherzigen Zügen hervorgerufen wurde. Doch seine Augen glitten schnell wieder zur Seite und er saß anscheinend ruhig auf seinem Platz neben einem corpulenten Manne, von untersetzter Statur, der von Zeit zu Zeit seine Brillengläser abwischte und, fast unbeweglich auf seinen goldenen Stockknauf gestützt, den Dingen, die da kommen sollten, entgegensah.

Und die Dinge kamen immer näher. Die Musikanten führten ihre klingenden Waffen mit so offenbarer Verachtung gegen zerbrochene Fidelbogen und zerrissene Saiten, als ob der jüngste Tag, nach welchem man derlei irdische Werkzeuge doch nicht mehr benutze, unmittelbar vor der Thür stehe — es klingelte einmal — zweimal — und die gemalte Göttin des „holden Scheines" stieg langsam zum Himmel auf, um ihren lebendigen Stellvertretern ein ephemeres Leben zu vergönnen — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es sitzen drei Weber und weben ein Gewebe und das Gewebe ist Dein Schicksal. Lange vor Deiner Geburt, Judica, — Dreihundert Jahre sind verflossen, seitdem der Erste in Akala de Henares saß, ein großer Dichter war und eine schlechte Novelle schrieb. Sie war das Geleise am Gewebe deines Schicksals und hieß: „Die kleine Zigeunerin

von Madrid", und der Weber nannte sich Don Miguel de Cervantes Saavedra. Lange, über zwei Jahrhunderte, ruhte der Webstuhl, bis er nach Augsburg gelangte und ein Anderer sich daran setzte, der kein großer Dichter war, aber eine gute Komödie schrieb. Sie war der Einschlag am Gewebe Deines Schicksals und hieß: „Pretiosa" und der Weber nannte sich Pius Alexander Wolff. Und dann kam der Dritte, hoch droben im Norden, in einem Städtchen, dessen Namen er aus geographischer Nacht mit sich in die Sonnenhelle des Ruhmes emportrug. Er war der dritte Weber und nannte sich auch so, und über das Gelese und den Einschlag ließ er das klingende Schiff hinfliegen, und das Gewebe Deines Schicksals war fertig, Judica, und harrte Deiner, harrte dieses Abends.

Sei ihnen dankbar, Judica! Sei jedem von ihnen dankbar!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— „Leb' wohl, Madrid, nie wende sich Dein Glück!" —

„Weshalb klatschen Sie?" fragte der Mann mit der Brille, den Kopf unvermuthet vom Stockknauf seinem Nachbar zuwendend, und Hans Reinhard ließ verblüfft die erhobenen Hände sinken und starrte ihm ins Gesicht.

„Weil es vortrefflich ist und weil es mir gefällt", sagte er endlich, nachdem er der unerwarteten Interpellation gegenüber seine Fassung wieder erlangt hatte.

„Das junge Mädchen ist vortrefflich und ich habe nichts

dagegen, wenn es Ihnen gefällt — außer der Bühne", antwortete der Bebrillte ruhig, „allein ich sehe darin keinen Grund. sie auf der Bühne zu beklatschen, wohin sie nicht gehört."

Er sagte dies mit einer merkwürdigen Sicherheit, daß es Hans plötzlich war, als ob der große Kronleuchter über ihm, mit den flackernden Lampen im Orchester, einen Contretanz aufzuführen anfange.

Es lag tiefer Ernst und zugleich warme Theilnahme in den Worten, die der Mann mit den scharfen, durchdringenden Augen hinter den Brillengläsern hinzufügte. Es war merkwürdig, je länger Hans hineinblickte, destoweniger konnte er den Blick derselben ertragen; seine Brust kämpfte mit einem bitterlichen Schluchzen und seine Wimpern zuckten hastig auf und zu. „Haben Sie denn kein Mitleid?" stotterte er athemlos.

„Eben weil ich mehr und besseres Mitleid besitze als Sie", versetzte der Unerschütterliche „so klatsche ich nicht wie Sie, sondern pfeife, so lange es noch Zeit ist, heut Abend mit den Lippen und morgen früh mit der Feder."

Und diesem Ausspruch treu, ließ er durch das matte, vereinzelte Klatschen des zweiten Ranges ein vernehmliches Pfeifen ertönen, auf das man von mehreren Seiten gewartet zu haben schien, um in dies Zeichen des Mißfalls herzhaft einzustimmen.

„Herr", rief Hans verzweifelt aufspringend, „es ist meine Schwester, die Sie beschimpfen!"

„Dann leiste ich Ihrer Familie einen Dienst, indem ich durch einen kleinen Schimpf größeren für die Zukunft verhüte“, erwiderte der Kritiker kaltblütig und setzte seine Aburtheilung vermittelst der Finger und Lippen nachdrücklich fort. Es ließ sich ohne Selbsttäuschung nicht verkennen, daß sich gegen dies Urtheil in dem ganzen Gebäude nichts auflehnte, als einige weiße Glacéhandschuhe in der „französischen“ Loge des ersten Ranges und ein paar gewaltige Fäuste auf der Gallerie, die Sebald angehörten, und im ersten Augenblick fast den Richterspruch der verneinenden Kritik durch übermächtige Naturbegabung zu gefährden schienen. Doch auch diese verhallten nach und nach. —

„Es scheint, daß Dein Genie bis jetzt nur unter dem süßen Pöbel Bewunderer findet, Kaltburg“, sagte der Nebenmann des bleichen Gesichtes, das Hans so sehr mißfiel, spöttisch.

„Sie sollen viel an das junge Talent gewendet haben, Baron — “

„Und so uneigennützig obendrein“, sprach eine Stimme aus dem Hintergrund der Loge dazwischen, und die junge aristokratische Gesellschaft brach in ein lautes Gelächter aus.

Baron Albert biß sich auf die Lippen und schwieg.

Der zweite Sprecher, der am wenigsten mit den Verhältnissen vertraut zu sein schien, hub wiederum an zu fragen, und der Erste entgegnete lachend:

„Das ist eine lange Geschichte und amüsante Historie, Marquis, die sich nicht in einem Zwischenakt auserzählen

läßt. Es ist so etwas von einem Höllenpakt darin, dessen Paragraphen auch ich nicht genau kenne, aber ich weiß, daß unser Freund Kaltburg die Möglichkeit des heutigen Abends vergessen hat und augenblicklich der Geprellte ist. Sehen Sie ihn nur an, sein Gesicht bestätigt Ihnen meine Auskunft. Um es Ihnen kurz zu sagen, ist er ein vortrefflicher Mensch, der sich eines armen Mädchens auf das Rührendste angenommen, ihr eine reizende Wohnung eingerichtet und ihrer unbezwinglichen Leidenschaft für das Theater so viel Vorschub geleistet hat, daß sie uns heute Abend diese ergötzliche Scene bereiten kann. Alles aus alter Freundschaft — die liebenswürdige Zigeunerin scheint auch in Wirklichkeit ein Findelkind zu sein, wie sie auf der Bühne in der That eine Pretiosa ist, und einen Flegel von Vater, ich meine Pflegevater in dem Dorf zu besitzen, das zum Gute unseres Freundes, oder vielmehr annoch seines Stiefvaters gehört, auf dessen seliges Ableben er hofft. Auf diesem Gut ist leider jetzt, wie in der übrigen schlechten Welt, der ehrwürdige Brauch juris primae noctis mit andern preiswerthen Institutionen seit einiger Zeit abhanden gekommen, sonst wäre die Sache durchaus nicht so mühsam. Es ist aber das Kitzlichste daran, daß Mademoiselle zu unserm geschätzten Freunde ungefähr in einem Verhältniß zu stehen scheint, wie der Doctor Faust des Herrn von Göthe zum Mephistofeles, d. h. daß ihr vor ihm graut und daß sie doch, wegen des Zaubermantels und anderer Herrlich-

keiten nicht von ihm lassen kann. Deßhalb wie gesagt, muß Mephisto Alles aus alter Freundschaft thun, und Sie können sich denken, daß ihm dies, einer so bildhübschen Seele gegenüber, nicht leicht geworden. Auf eine Wiedererstattung der Auslagen spekulirt er erst am Schluß, d. h. nach dem wissentlichen oder unwissentlichen geheimen Contract erst dann, wenn er sein Versprechen gelöst und ihrem in die Höhe strebenden Sinn die Bahn zum Ruhm oder sonstiger Auszeichnung frei gemacht — et voilà mon cher, ich müßte mich sehr täuschen, wenn dieser gute Mann, trotzdem, daß er einen schwarzen Frack und eine weiße Weste trägt, nicht ein verkappter Engel ist, der direkt aus den Lüften heruntersteigt, um den Contract zu nicht zu machen und Mephisto seine Seele zu entreißen."

Die Augen des Zuhörers, wie sämmtlicher Zuschauer des Theatergebäudes flogen herum und richteten sich auf die beschriebene ballmäßige Erscheinung, die mit dem weltmännischen Anstande eines langjährigen Regisseurs den schmalen Raum zwischen den Soffiten und dem herabgelassenen Vorhang betrat und nach dreimaliger, tadelloser Verbeugung das verehrungswürdige Publikum von dem bedauerlichen Vorfall in Kenntniß setzte, daß Fräulein Reinhard durch ein plötzliches Unwohlsein verhindert sei, die Rolle der Pretiosa weiter zu führen, daß indeß bei den unerschöpflichen Kräften, über welche diese großartige Bühne verfüge, sich sofort eine andere berühmte Schauspielerin — Fräulein Schievelbein —

zur Uebernahme derselben bereit erklärt habe und demgemäß die Vorstellung ungehindert ihren Fortgang nehmen werde.

Die Wirkung, welche diese vortreffliche Rede ausübte, war, trotzdem, daß sie sich durch sämmtliche Rangklassen des staatlichen Bildungsinstituts erstreckte, eine äußerst geringfügige. Fräulein Schievelbein verlor nur zwei Bewunderer, an denen ihr, wenn sie darum gewußt, vermuthlich äußerst wenig gelegen hätte, da der Eine Insasse der Galerie, und der Andere des Parterre's war. Der Mann mit der Brille stützte mit der nämlichen Gleichmüthigkeit den Kopf auf dem Stockknaufe, wie er es gethan, als der Platz an seiner Rechten besetzt gewesen, während der hoffnungsvolle Schlächtermeister in spe seinem Vergnügen über die Erweiterung seines paradiesischen Sitzes, durch ein ausdrucksvolles Grinsen und zwei unglaublich ausdehnungsfähige Ellbogen, Raum gönnte. In der Loge gähnte Baron Albert von Kaltburg und sagte nachlässig den Kopf umwendend, mit affectirter Ruhe:

„Sie merken wohl, daß Graf Robert sich zum Theater-Dichter auszubilden gedenkt, Marquis. Er verräth ein hübsches Talent, aber noch etwas geringe Combinationsgabe, um richtige Schlußwendungen herbeizuführen. Ich glaube ihm, trotz seiner längeren Uebung, doch gewachsen zu sein, und lade Sie heute über vier Wochen zu einem Souper in meine Wohnung, meine Herren, bei dem Fräulein Reinhard Ihnen die Honneurs machen wird. Im Uebrigen lassen Sie uns jetzt sehen, ob Fräulein Schievelbein ihren Namen rechtfertigt.“

Der Vorhang erhob sich wieder — zwischen seinem Fallen und Aufgehen war nichts geschehen, als daß über ein Menschenleben entschieden worden.

Draußen um das Theatergebäude pfiff noch immer der Schneesturm. Es war ihm völlig gleichgültig, was drinnen vorging und in welcher Temperatur die Leute von Innen herauskamen. Vielleicht, daß er im Geheimen dem Schluß der Vorstellung eine Ermäßigung zugestanden hatte, doch um ein paar vereinzelter Fußgänger willen konnte ihm kein Billigdenkender zumuthen, sein lange vorher festgesetztes, außerordentlich belustigendes Winterabendprogramm zu unterbrechen. Es waren nur zwei Acteurs bei dem Stück beschäftigt, mit Namen:

Der Schnee.
Der Sturm.

Aber sie machten mehr Lärm, Aufruhr und Wirrwarr als alle Zigeuner, Ritter, Grafen und Bürger Madrids drinnen in der Komödie. Der Sturm hielt seinen Umzug durch die Gassen und suchte auf jede erdenkliche Weise zu verhindern, daß sein Mitspieler, der Schnee, auf die Erde gelangte. Er geberdete sich ganz wie Harlequin und jener sah ganz so aus wie Pierrot. Unablässig prügelte Harlequin Pierrot. Er quetschte ihn an die Hauswände, warf ihn in dunkle Thorwölbungen, schleuderte ihn über die höchsten Dächer, drückte Fensterscheiben mit ihm ein, kurz — trieb sein Unwesen so offenbar, daß eine löbliche Polizei bereits auf ihn aufmerksam

zu werden anfing und sich allerlei bedenkliche Dinge von Schneepflug und sonstigen energischen Staatsmaßregeln zuraunte. Manchmal nämlich gelang es Pierrot doch, sich ganz breit auf den Boden niederzusetzen. Gemächlich richtete er sich in seinem Schlupfwinkel ein, streckte sich der Länge nach aus, und versuchte zu schlafen. Aber dann plötzlich kam sein ewiger, rastloser Widersacher abermals um die Ecke, schnob in seine Ruhstatt, daß die Flaumfedern wie toll herumwirbelten, packte den armen, geduldigen Schelm und kugelte ihn wieder kopfüber durch die Straßen, halb in der Luft und halb an der Erde, daß die Menschenkinder, die grade des Wegs kamen, ob solch' grausamer Behandlung Zeter schrieen und sich schnell in die erste beste, offene Thür flüchteten, um nicht in die großartige Prügelei mit verwickelt zu werden, zumal da Harlequin jedesmal zuerst dafür sorgte, daß sämmtliche Straßenlaternen, die als Zeugen gegen ihn hätten auftreten können, ausgelöscht wurden.

„Der Wagen ist nicht da und wir können bei dem Unwetter nicht zu Fuß gehen", sagte die ältere Frau, welche Sebald vor dem Beginn der Aufführung mit der Debütantin aus der Kutsche steigen sah. Die nämliche flackernde Lampe über der Nebenthür des Theaters fiel auf das nämliche jugendliche Gesicht, wie vorhin. Nur war es jetzt nicht rosig, sondern wie mit Blut übergossen, und die weiße Flaum-Capuze hing unordentlich, wie das halb gelöste, verwilderte Haar um die fieberhaft pochenden Schläfen.

„Kommen Sie oder bleiben Sie, mir ist's gleich, ich gehe", sagte Judica achtlos, und lief in den Sturm hinaus. Die Frau folgte ihr, aber sie rief nach wenigen Schritten:

„Es ist unmöglich, es ist todtenfinster — Kind, Kind, wo bist Du? Judica!"

„Hier! O das kühlt, das kühlt!"

Der Sturm kam über den freien Platz mit wirbelndem Stoß. Er faßte das Mädchen, hob es auf und warf es machtlos in einen dichten Haufen zusammengewehten Schnee's. Keuchend kam die Frau herbei und faßte jammernd Judica's Arm.

„Laß mich, ich will hier bleiben! Der Schnee ist mein Freund, ich will bei ihm bleiben! Auch der Wind pfeift, wie sie es drinnen gemacht. Sie pfeifen alle, alle. Es ist aus, ich will sterben!"

„Ho, Jungferchen, 's ist noch nicht so weit, so lange als ich noch da bin", schrie Sebald plötzlich hinter ihnen. „Ho, Herr Reinhard — Reinhard! Hier sind sie — hier! Helfen Sie der Ollen! Das ist ein Wetter, dagegen könnt' selbst meine Lise nicht an. Wohin geht's denn, Frau?"

Wie Hans, sich nach der Stimme orientirend, eilig herbeikam, hatte der Fuhrmann von Winfeld Judica schon auf die Arme genommen. Sie setzte ihm keinerlei Widerstand mehr entgegen und ließ sich bewegungslos forttragen; Sebald dagegen brummte unablässig halblaute Sätze wider den Wind vor sich hin, während er, um diesen unbekümmert, weder

rechts noch links abweichend, durch den Schnee und die Dunkelheit fortstampfte.

„Hoh, Lise! Du hast sie gefahren, aber was wirst Du sagen, wenn ich sie getragen hab'? Ja, der Rock is hin; er nimmt'n nich wieder so, nä, er thut's nich, s' müßt kein Hausknecht nich sein. Gott's Wunder, was es für verschiedene Frauenzimmerchen giebt. Wenn ich denk', die braune Lotte is doppelt so schwer, mindestens doppelt. Soll ich ihm nich ein oder zwei Rippen einbrechen, Jungferchen? Ich thu's gern, weiß Gott, 's würd' mir eine ordentliche Freude sein, sie knacken zu hören."

Allein das Jungferchen antwortete auf die letzte merkwürdige Interpellation eben so wenig, als auf die voraufgehenden Monologe. Der Fragesteller indeß schien von dieser etwas unklaren Idee so erfüllt zu sein, daß er sie mit rückgewandtem Kopf dem hinter ihm schreitenden Hans, der Judica's Begleiterin unterstützte, noch einmal wiederholte.

„Wem wollen Sie die Rippen einbrechen, Sebald?" fragte dieser verwundert.

„Dem Pfeifer, dem" — und der langjährige Compagnon der braven Lise stieß einen so kräftigen Fuhrmannsfluch aus, wie er nur je auf der Chaussee zwischen Winfeld und der Residenz gehört worden — „dem mit der Brille, der an Ihrer Seite sitzen that."

Hans murmelte zwischen den Zähnen:

„Es giebt einen Andern, wenn Du dem —"; er brach

ab; „nein, das ist ein wackrer Mann, Sebald, der meint es gut."

Der Fuhrmann schüttelte tiefsinnig den Kopf. „Wenn Sie's sagen, Herr Reinhard, Sie müssen's wissen, denn Sie haben die Bücher. Sehn Sie, ich meine nur, daß es hier in der Welt nicht richtig zugehen thut. Wenn ich meiner Lise pfeife, da is es auch gut, und wenn ich ihr klatsche, da is es nich gut. Aber wenn Sie sagen, daß der Pfeifer Recht gehabt, da wär' es denn doch nicht verkehrt —"

Der Wind verhinderte ihn, die Entwirrung dieses verwickelten Knotens in Dialogform fortzusetzen. Zugleich sagte die Frau: „Hier", und trat in eine Thür. Sebald trug seinen Schützling stolz zwei bequeme Treppen hinauf; aus einer Entréethür trat ein blasses Mädchen mit einem Licht in der Hand und fragte ängstlich:

„Was giebt es? Was ist geschehen?"

Die Frau antwortete kurz: „Das Fräulein ist unwohl geworden; bleiben Sie draußen, Walewska. Wenn der Baron noch kommen sollte, sagen Sie, das Fräulein schlafe."

Sie stützte Judica, die gedankenlos um sich blickte, und führte sie in das warme und behaglich ausgestattete Zimmer. Dort wickelte sie dieselbe aus dem beschneiten Mantel und der Capuze, und das Mädchen stand in dem phantastischen Flitterkostüm des spanischen Zigeunerkindes, wie es die Bühne verlassen, da. Willig ließ es Alles mit sich geschehen, nur als es an dem Spiegel vorüber kam, brach es in ein krampf-

haftes, dumpfes Gelächter aus und fiel, das jetzt wie blutlos weiße Gesicht von dem langgelösten Haar überdeckt, zusammenschaudernd, auf das Sopha zurück. Die Frau verschloß die Thür, nachdem sie Hans gebeten, im Nebenzimmer zu warten; dann kauerte sie sich neben dem bewußtlos schluchzenden Mädchen zu Boden und strich ihm liebreich das Haar von Augen und Stirn.

„Judica", sagte sie leise, „ich bin bei Dir, ich bleibe immer bei Dir. Ich habe bei Dir gesessen manche lange Nacht, als Du gefährlicher dalagst wie jetzt. Man kann Alles überdauern; das Leben ist hart, und wir klammern uns fest daran und lassen es nicht, so lange uns etwas bleibt, das vor der Verzweiflung schützt. Wohl Dir, wenn Dir keine schlimmere Täuschung widerfährt, Kind. Es ist unser Geschick, das Loos Derer, welchen die Sehnsucht in's Herz gelegt worden. Trug und Lüge rufen uns in's Leben, sie begleiten uns und läuten uns hinaus. Auch ich habe Dich getäuscht, Judica; ich wußte, daß er ein Werkzeug suchte, um seine Pläne zu unterstützen. O ich kenne diese Pläne — und ich wußte, daß er mich fern von Dir gehalten hätte, wenn er geahnt, daß ich Dir, daß Du mir nicht fremd seiest. Es wäre vorbei gewesen auch mit meinen Plänen, und ich ließ mich von ihm, von Dir finden, während ich Dich mit meinem Netz umgarnt hielt, daß Du nicht entrinnen konntest. So habe ich neben Dir gelebt und über Dir gewacht, wie ich es einst gethan, als Deine heißen Kinderlippen nach mir

verlangten. Ich habe tausendmal gehört, daß Du von mir geredet, nach mir begehrt, und mein Herz hat vor Freude gezittert, aber es hat sich nicht verrathen. Doch jetzt, wo Du ganz verlassen zu sein wähnst, wo Dein Muth gebrochen und alle Hoffnung Dir vernichtet scheint, jetzt ist meine Zeit und meine Pflicht gekommen — ich habe Dich auf die Wege geführt, die Du gegangen, mir bist Du gefolgt und mußtest Du folgen, ohne es zu wissen, und ich allein habe das Recht und die Pflicht, Dir Muth einzusprechen, denn ich bin Cölestine."

Judica hatte die Augen wie im Traum geöffnet und hörte regungslos auch die leisen, hastigen, stockenden Worte. Nur das Blut stieg ihr langsam höher wieder in die Schläfen empor, dann stieß sie einen lauten Schrei aus und glitt, die Arme ungestüm um den Nacken der Schauspielerin schlingend, an ihrer Brust auf den Fußboden nieder.

„Meine süße Herzensjudica", stammelte das seltsame Weib, das nach mehr denn einem Jahrzehnt den braungelockten Kopf des schönen Mädchens wieder an ihre Brust preßte und ihn mit Küssen bedeckte, „habe Muth —"

Aber Judica riß sich wild aus ihren Armen und sprang auf. „Muth?" wiederholte sie mit bitterem Lachen, „ich habe keinen, und auch Du kannst mir keinen geben. Niemand kann es, es ist aus. Ich war eine eitle Närrin, ich weiß es, und alles Treiben meiner Kindheit war Possenspiel und Wahnsinn. O daß ich das gute, stille Haus verließ, meinen

Vater, meine Mutter! Für die Alltäglichkeit war ich geboren, für das Dorf, für die Küche — aber es ist ein Fluch, der hier sitzt —"

Das Mädchen griff krampfhaft mit der Hand nach dem Herzen und riß den bunten Tand von ihrem Mieder ab. Cölestine flog erschreckt auf sie zu, doch Judica streckte ihr abwehrend die Rechte entgegen und fuhr, mit immer irrer werdenden Blicken, fort:

„Es sitzt da und will nicht heraus — ich glaubte, weil ich ein Findelkind sei, so müsse es glücken — aber es war falsch, sie hätten mich nur zu Ende spielen lassen sollen. Am Schluß wäre es gut geworden, ich fühle es — als Tochter des reichen Edelmanns — die Alte in Winfeld sagte es auch — Baronin, ja, ja, damit muß das Stück anfangen, dann kann ich es, dann bin ich es und sie pfeifen nicht mehr, sie machen Bravo — bravo —"

Sie schlug selbst klatschend ihre Hände zusammen und neigte den Kopf mit geschlossenen Augen vorwärts, als ob sie auf eine ferne Stimme horche. Cölestine war bei ihren letzten Worten todtenbleich geworden; auch ihre Augen liefen ängstlich und ungewiß, wie von der Sinnesverwirrung des Mädchens mit erfaßt, umher.

„Ja, sie hat Recht", murmelte sie, „man hätte sie zu Ende spielen lassen sollen, man sollte uns alle zu Ende spielen lassen, dann würde es sich zeigen —"

Hans klopfte an die Thür und verlangte Einlaß. Es

war gut, daß er die beiden, wie von einem Traumgespinnst umwobenen Frauen in ihrer irren Gedankenjagd unterbrach. Cölestine öffnete ihm schweigsam, Judica hatte sich wieder auf ihren Sitz zurückgekauert und starrte brütend vor sich hin. —

Du bist ein wackerer Bursche, Hans Reinhard. Du bist an Körper und an Geist gewachsen, seit einem Jahre. Es ist keine Schulaufgabe, siebenzehn Jahre zu zählen und in der großen, fremden, gleichgültigen Welt plötzlich allein zu stehen, und um sich selbst bei Nacht einem festen, unverrückten Ziel entgegenfördern zu können, den Tag hindurch Andere in der segensreichen Erkenntniß Buttmann'scher Syntax oder versificirter Zumpt'scher Genusregeln fördern zu müssen. Du lachst darüber und meinst, es sei ein Spaß, in Deinem Alter drei Stunden nach Mitternacht Dein Unschlittslicht über dem anatomisch-physiologischen Problem des großen und kleinen Kreislaufs auszulöschen und schon im Wintermorgengrauen wieder den Schellenknopf zu ziehen, um den Schüler, den Abgrund alles Wissensdurstes, auf der Schwelle, in den Lehrer, die Fülle aller Weisheit, zu verwandeln. Und es ist auch nicht das, was Dich härmt, Hans Reinhard, ich weiß es. Aber ich weiß auch, daß Dich etwas härmt, so sorgfältig Du es auch Allen und fast Dir selbst verheimlichst. Es sitzt auch in Deiner Brust ein geheimer Schmerz seit dem Tage, wo Du um die Mittagsstunde Deine Schwester nicht an dem verabredeten Orte wiederfandest und sie nach langem,

langem Suchen in der großen, fremden, gleichgültigen Stadt, in der Gesellschaft, unter dem Schutz Deines alten Schulgenossen von Hohenwerdach antrafst. Armer Junge, ich weiß, daß es Dich manchen bittern Kampf, manche schlaflose Nacht gekostet hat, bis Du den Trieb Deines Herzens überwunden und eingesehen hast, daß Du die neue Lebenshoffnung Deiner Schwester nicht zerstören, ihre Pläne nicht durchkreuzen, ihr die verhaßte Stütze, die sie gefunden, nicht wegreißen durftest. Ich weiß, daß es Dich viele heiße Thränen gekostet hat, weil sie nicht gekommen ist und gesagt hat: „Hans, ich habe Niemand, ich will Niemanden auf der Welt haben, als Dich. Arbeite für mich, Hans, bei Tag und bei Nacht. Dazu bist Du da, das ist Dein Zweck auf Erden. Arbeite, bis ich mein Ziel erreicht, bis ich Ruhm und Ehre geerntet und die Welt auf mich sieht. Schone Dich nicht, und wenn Deine Jugend der Anstrengung unterliegt, wenn Du Dich aufreibst, was liegt daran? Ein Strahl meines Glanzes wird auch auf Dich fallen —"

Aber Du hast wacker gekämpft, Hans Reinhard. Sie ist nicht gekommen und hat es nicht gesagt. Sie brauchte Dich nicht und konnte Dich bemitleiden und Dir sagen: „Armer Hans, arbeitest Du auch nicht zu viel? Schone Dich, bald kann ich Dir helfen, weißt Du, ich sagte es Dir vorher, damals, als wir das Haus drüben im Dorfe verließen."

Dein Herz zuckte, doch Du lachtest und verriethest Dich nicht. Du hast brav gekämpft, Hans! Der alte Mann drü-

ben im Dorf, wenn er nicht verbittert wäre, wenn seine Augen Recht behalten und die strengen Falten um den Mund nicht hinübergegriffen und das Herz zusammengeschnürt hätten, müßte seine Freude an Dir haben.

Doch jetzt, was ist mit Dir vorgegangen? Deine Schwester hat eine Niederlage erlitten und Dein Auge strahlt, als ob Du einen Sieg erfochten? Vor einer Stunde noch, an der Seite des sonderbaren, erbarmungslosen Mannes, mit dem scharfen Blick hinter den Brillengläsern, hast Du gezittert und gebangt, und jetzt ist Alles an Dir fest und freudig und zuversichtlich. Selbst der geheime Zug des Grames, den Judica nie gesehen, und der doch so schmerzhaft deutlich auf Deiner Stirn stand, ist verschwunden. Glaubst Du, es sei ein böser Traum gewesen, und das Pfeifen jenes Mannes habe den Alp von Deiner Brust gewälzt? Glaubst Du, daß er Recht gehabt in dem, was er gesagt, mehr, unendlich mehr als er selbst geahnt? Daß er sie rechtzeitig von dem trügerischen Meeresspiegel fortgerissen und zugleich von dem glattzüngigen, lauernden, gleißnerischen Dämon, von dem jener nicht gewußt, daß er darunter verborgen, auf seine Beute geharrt? Glaubst Du, Hans, der Gewinn des heutigen Abends sei größer als der Verlust — für sie und für Dich? —

Hans trat mit einem Gesicht, das mühsam sein Entzücken verhehlte, in's Zimmer und ging auf Judica zu, an deren Seite er sich niedersetzte. Sie achtete nicht auf ihn; er nahm

ihre Hand in die seine und blickte, sich vorbiegend, ihr treu-herzig in die Augen. Dann sagte er:

„Judica, wir haben ein Jahr lang geträumt; wäre nicht Alles gut, wenn wir dort wieder aufwachten, wo der Traum begonnen? Wir waren Kinder, Judica, trotzige Kinder, die sich die Welt anders vorgestellt, als sie ist. Weißt Du noch, wie schön es drüben war? wie leicht, wie glücklich, wie sorgenlos — es ist doch unsere Heimath, Deine und meine — es sind doch unsere Eltern, Deine und meine. Hat ein Anderer sich unsrer angenommen, als wir klein und hülflos waren? Haben Andre uns geliebt, für uns gesorgt und gedacht?"

Das Mädchen legte ihre bis dahin regungslosen Finger fester um die starke, brüderliche Hand. Im dunkelsten Winkel des Zimmers saß Cölestine, den Kopf gegen die Wand abgewendet, und Hans sprach liebreich-verständig fort:

„Ich tadle nicht Dich, noch mich, Judica; es war nicht Undank, es war der unüberwindliche Zug Deiner Natur. Aber wir dürfen auch keinen Vorwurf gegen die Andern erheben, die unser Wohl nach ihrer Denkungsart gewollt. Es war vielleicht gut, daß es geschah, wie es geschehen ist, denn es ist noch nicht zu spät, gut zu machen, was wir und sie gefehlt. Noch ist Alles dasselbe geblieben, wie wir es verlassen; der Wald, die Felder, der Garten, in dem wir gespielt und oft von der Zukunft geträumt. Auf jeder Stelle, die unser Fuß betritt, werden die Erinnerungen aufwachen,

und das alte Glück aus ihnen neu heraufblühen. Und glaub' mir, im tiefen Frieden jener unwandelbaren Natur ändert auch das Herz sich nicht. Auch sie werden uns mit offenen Armen entgegenkommen und die verlorenen, die freiwillig zurückkehrenden Kinder ohne Zorn aufnehmen. Wir werden wieder glücklich, werden wieder ruhig sein, Judica; dies Jahr, dieser Tag wird wie ein böser, erfahrungsreicher Traum hinter uns verschwinden. Und der Zufall selbst will uns behülflich sein und mahnt uns; wie er uns hierhergebracht, will er uns zurückführen. Sebald, Dein treuer Anbeter, ist zu jeder Minute bereit, und hat mich beschworen, daß er uns noch in dieser Nacht, trotz Sturm und Unwetter, nach Werdach heimfahren dürfe, denn er behauptet, es gehe nicht mit richtigen Dingen zu in der Stadt. Komm, mein Schwesterchen; laß Alles hier ohne Abschied zurück und komm gleich, komm!"

Er zog Judica lächelnd von ihrem Sitz empor. Sie folgte der treuen Hand, sie sah ihn mit weit geöffneten Augen an und stammelte:

„O Hans, Du hast Recht, Hans. Leite Du mich, Du bist der Einzige, den ich auf der Welt habe, der mich liebt, der mich retten kann. Schnell, schnell, ehe er wieder kommt. —"

Es kam von ihren Lippen wie Trunkenheit über sein Wesen. Er schlang den Arm um ihren Nacken und zog sie an sich und hinderte sie in ihrer Hast, sich wieder in ihren Mantel zu hüllen, obwohl er stotternd ihre Worte nachsprach:

„Schnell, schnell!“ Aber plötzlich schrie sie auf: „Es ist zu spät, er ist wieder da!“ und griff mit der Hand nach dem Herzen.

Ein eiliger Schritt kam draußen die Treppe hinauf und öffnete die Entréethür. Man hörte die Stimme Walewska's: „Das Fräulein ist nicht wohl und schläft,“ der eine andere kurz erwiderte: „Das ist gut für Fremde, nicht für mich.“ Hans runzelte bei der Fortsetzung des Zwiegespräch's, das sich zu einem handgreiflichen Zwist fortzuspinnen schien, die Stirn und that zaudernd einen Schritt gegen die Thür. Doch im nämlichen Augenblicke flog diese auf und Baron Albert trat rasch ein, indem er in's Vorzimmer zurückrief: „Ich werde mich durch Niemanden abhalten lassen, meine eigene Wohnung zu betreten.“

Es zuckte ungeduldig um Hans' Mund, allein er versetzte anscheinend ruhig: „Dies ist nicht Deine Wohnung, Albert, sondern die meiner Schwester. Sie ist Dir dankbar dafür, daß Du aus alter Kinderfreundschaft ihr erlaubt hast, diese Zimmer zu benutzen. Da sie ihrer nicht mehr bedarf, sondern in ihre Heimath zurückkehrt, so gehen von morgen an dieselben wieder in Deinen Besitz. Heute Abend jedoch wirst Du erlauben, daß sie sich noch ungestört darin ausruht, da Du begreifen wirst, daß sie der Erholung bedarf.“

Der Baron schwieg einen Moment vor der festen Sprache seines ehemaligen Gefährten und ließ sein Auge forschend von diesem über die verstummte Judica hingleiten. Er hatte

die Unterrichtsstunden des Herrn Sonnewald schlecht benutzt und es war nur geringer Zweifel darin zu setzen, daß er es mit den gelehrten Collegienvorträgen der hauptstädtischen Herren Professoren nicht anders machte; aber er war kein gewöhnlicher Beobachter, der Stiefsohn des Barons von Hochseß zu Hohenwerdach, und sein Auge sah, wo es seine Pläne betraf, scharf und schnell, wie das eines Habichts.

„Darf ich fragen, wer Dir das Mandat zu dieser befremdlichen Auseinandersetzung gegeben hat?" versetzte er mit kühler Höflichkeit.

Das Blut stieg Hans ins Gesicht. „Weil ich dies nicht brauche, weil ich in so wichtigen Fällen das natürliche Recht als ihr Bruder besitze, für sie zu handeln."

„Das ist etwas Anderes, ich habe nicht an dies Recht eines Familienhauptes gedacht, da ich bis jetzt nicht wußte, daß Du Judica's Bruder seiest," antwortete Albert mit einem leichten, spöttischen Aufwerfen der Lippen.

Es stand so deutlich in Hans Reinhard's Gesicht zu lesen, daß er unwillkürlich überlegte, welche Folgen es nach sich ziehen würde, wenn er den kraftlosen Körper seines Gegners als einen Ball behandelte und ihn durch das Fenster in den wirbelnden Schneesturm draußen hinausfliegen ließe, daß der Baron instinctiv einen Schritt zurücktrat. Doch Hans war an schwerere Kämpfe der Art gewöhnt. Er bezwang sich, wie er es hundertmal gethan, und erwiderte kurz:

„Ich habe in Judica's Namen gesprochen; glaubst Du

mir nicht, so frage sie selbst. Wider ihren eigenen Willen wirst Du sie nicht zurückhalten wollen, noch können."

„Nicht wollen, gewiß; nicht können, wäre eine andere Frage, wenn ich mich unedelmüthig genug zeigte, die Summen, die ich ihr zur Erreichung ihres Wunsches bereitwillig zur Verfügung gestellt, zurückzuverlangen, ehe ich mich der Garantie, welche die Sicherung der Person bietet, begäbe," entgegnete Albert mit einem Lächeln, das der Zunge einer Waage glich, die es noch unentschieden läßt, ob sie sich in die Schale des Ernstes oder des Scherzes hinüberneigen will. Das Lächeln spielte weiter um seine Lippen, wie er sich gegen Judica wendete und fortfuhr:

„Du wirst solchen Scherz einem alten Freunde verzeihen, schöne Judica, den die subtilen Auseinandersetzungen des corpus juris den ganzen Tag hindurch in derlei wundersame Rechtsfragen verwickeln. Hier handelt es sich allerdings um ganz andere Dinge. Ich beklage mit Dir, und jedenfalls nicht minder als Du, den Unverstand des Publikums, der uns die Widerwärtigkeiten und Dir die Aufregung des heutigen Abends bereitet. Aber ich glaube, daß es des Trostes von meiner Seite nicht bedarf. Ich begreife, daß ein heftiger Widerwille gegen die gemeine Natur der großen Menge Dir für einige Augenblicke den Gedanken einflößen konnte, den Weg, den Dein Talent Dir gedeutet, auf dem Ruhm und Reichthum Deiner harren, zu verlassen und Dein Leben in der Dunkelheit und Namenlosigkeit eines Dorfes zu be-

graben. Doch der Beifall der Edleren, als dessen Ueberbringer ich vor Dir erscheinen darf, wird genügen, den Vorsatz flüchtigen Unmuths zu zerstören und Dir das Ziel Deines Strebens, in seinem wichtigsten Theil bereits als erreicht, darzustellen."

Baron Albert sprach es so freimüthig und doch so leichthin wie eine unbezweifelbare Wahrheit, die beweisen zu wollen, keinem Vernünftigen in den Sinn kommen könne; in die Nacht, die das Mädchen umgab, warfen seine Augen einen glänzenden Strahl, der sich, wie ein körperlicher Faden mit ihrer Seele verknüpfte und sie gewaltsam an sich riß. Wie Fieberfrost und Hitze in ihren Gliedern, so wechselte in ihren Gedanken das Zauberbild, das aus ödem Dunkel wieder farbenglühend vor ihr auftauchte, mit dem Schauder vor diesem öden Dunkel, in das sie zurück zu versinken im Begriff gestanden. Ihr Vermögen, Gutes und Böses, Wahrheit und Lüge zu unterscheiden, war dahin. Es kam aus den klugen Worten des Schmeichlers wie der elektrische Funken, der die erstarrten Glieder eines Todten belebt; wie der Athem des Magnetiseurs überhauchte es sie, daß sie langsam aufstand und ihn mit harrenden, unterwürfigen Augen anblickte.

Du glaubtest den Sieg errungen zu haben, Hans? Armer Bursche, es ist ein weiter Weg von der Physiologie zur Psychologie eines siebzehnjährigen Mädchenherzens, in das fremde, unbekannte Kräfte von Anbeginn einen Keim gelegt

haben, von dem im Tagebuch des alten Mannes drüben im Dorfe steht, daß Niemand ihn vorher zu erkennen und seine Entwickelung zu lenken vermöge. Die Kenntniß erwirbt der Fleiß nicht und nicht einmal die Jahre, sonst hätten jene sie besessen. Dem Guten kann sie mangeln und dem Bösen fällt sie zu — Du hast abermals verloren, Hans, und Baron Albert von Kaltburg, den Du oft wegen seiner Unwissenheit verlacht, hat gewonnen. Hättest Du ihn an jenem Nachmittage, als er Judica zum erstenmal in seiner Gewalt zu haben glaubte, der Augen beraubt, so hätten sie Dir heute nicht den Sieg entrissen. Damals wollte auch sie es — o es liegt schon eine weite Kluft zwischen dem damals und dem jetzt — jetzt kommt er nicht wie ein Raubthier aus dem Gebüsch hervorgesprungen, er windet sich heran wie eine Schlange, er umschmeichelt sie und zeigt ihr den Apfel, nach dem sie begehrt, großmüthig bricht er von den glänzenden Steinen aus seiner Krone und legt sie ihr zu Füßen — —

Und Judica ist ein Weib, Hans Reinhard, und eine tiefe Mythe erzählt, daß ihre Ahnmutter sich selbst — und Dich mit ihr — aus dem Paradiese verstieß.

„Ich möchte allein mit Dir sprechen, Judica", sagte Albert ruhig. „Du weißt, ich habe damals, vor einem Jahre, als der Himmel mich für meine gute Absicht in jenem Hause dadurch belohnte, daß ich Dich fand und Dir in Deiner Hülflosigkeit beizustehen vermochte — daß ich damals Dir den Weg zu ebnen verstand. Du wirst mich keines Miß-

brauchs Deines Vertrauens zeihen können, ich habe mithin ein Recht, es jetzt wieder von Dir zu verlangen."

Das Mädchen hob wie schlafbefangen den Kopf und sagte: „Geht — geh', Hans."

Sie sah unbeweglich die Thränen, die über sein Gesicht herabrollten. „Judica — Judica, Du wählst für immer", stammelte er, die Brust vor ungeheurer Erregung zusammengepreßt, „wenn Du mich jetzt gehen heißt, komme ich nicht mehr zurück."

Alles Blut wich aus ihren Schläfen, sie griff mit der Hand hinter sich nach der Lehne des Stuhls, während ihre Augen starr auf den Baron geheftet blieben, der leise mit der Stirne nickte.

„Geh'", wiederholte sie tonlos, „laßt uns allein."

Hans stürzte nach der Thür, Cölestine erhob sich rasch. Auch ihre Züge waren todtenbleich, einen Augenblick schien es, als ob sie ihre Hände ausstrecken wollte, um ihn zurückzuhalten. Dann schloß sie die halbgeöffneten Lippen und folgte ihm schweigend in das anstoßende, nach Außen führende Gemach.

Judica hatte sich nach ihren letzten Worten stumm in den Sessel zurückgeworfen und bedeckte das Gesicht mit den Händen. In den Augen des einzigen Zuschauers, der neben ihr in dem Zimmer geblieben, blitzte ein wilder Triumph.

„Der Bursche fängt an, mir lästig zu werden", murmelte er zwischen den Zähnen, „ich werde Sorge dafür tra-

gen, daß er sein Wort hält und wenigstens nicht früher zurückkommt, als es mir wünschenswerth scheint. Ich halte mein Wort auch; ich habe Sie eingeladen, meine Herren, heute über vier Wochen bei mir zu soupiren — und das Fräulein wird Ihnen die Honneurs machen."

Er lachte geräuschlos und trat respectvoll auf Judica zu.

„Judica, wir haben zu überlegen," sagte er leise, ihre Hand fassend. Sie zuckte zusammen, aber sie ließ ihm willenlos die Hand und wiederholte mit geschlossenen Augen mechanisch: „Ja, zu überlegen."

Es ist noch immer Februar, aber die nächtliche Komödie hat ausgespielt und Harlequin ist verschwunden. Pierrot liegt in tiefer Ruhe ausgestreckt auf den Gassen, auf den Märkten, auf den Landstraßen. Er ist noch stets der leidende Theil, denn Tausende von eiligen, trippelnden Füßen treten auf ihn, die Pferde schnauben und schlagen ihn ausgleitend mit den Hufen und die Räder rollen mit einem eigenthümlichen Knirschen über ihn fort, als brächen sie ihm überall Rippen und sonstige Gliedmaßen entzwei; doch es ist ihm völlig gleichgültig, wenn man ihn nur ruhig liegen läßt und er bekümmert sich nicht darum. Die Wagen rollen durch die Hauptstadt den ganzen Tag und die halbe Nacht hindurch. Erst wenn der Cotillon getanzt ist — und es wird in vielen Häusern der großen Stadt jede Nacht einer

getanzt — erst wenn die letzte Flasche getrunken und der letzte Geigenstrich verhallt ist — manchmal schlägt es drei, öfter vier von den Thürmen — erst dann kommt die Ruhestunde der armen, vielgequälten, irdischen Geschwister des Pegasus, der im Uebrigen auch kein so gar ruhevolles Dasein führt, sondern von manchem ungeschickten Reiter durch die Wolken und zwischen Kometen, Fixsternen und Sternschnuppen herumgetummelt wird.

Es ist begreiflich, daß die beiden Droschkenklepper sehr enttäuscht und äußerst verdrießlich sind, daß sie um die fünfte Morgenstunde noch an dem warmen Stalle mit der verlockenden Häckselkrippe vorübertraben müssen. Sie thun es möglichst langsam, aus einer Gasse in die andere, wahrscheinlich aus Aerger, vielleicht auch aus Vorsicht. Die Straßenlaternen nämlich sind alle ausgelöscht oder haben dies Unternehmen auf eigene Hand ausgeführt — der Staat nimmt nicht an, daß ein redlicher Bürger um diese Zeit etwas auf der Gasse zu thun habe — und es ist so finster als eine sternenlose Februarnacht, mit Unterstützung einer öconomischen städtischen Beleuchtungs-Commission, zu sein vermag.

In der ganzen großen Stadt scheint in der That nur ein einziges Licht zu brennen, in einer abgelegenen Vorstadtsgasse, durch die der Wagen hinrollt und verschwindet. Dies Licht brennt sehr hoch, — wenn es Tag wäre, würde man sehen können, ob es im vierten oder fünften Stockwerk

ist — und ist eine dünne Talgkerze, die eine Mansardenstube mit verschwenderischer Kalkbekleidung, da dieselbe sich überall von den Wänden freiwillig ablöst, nur sehr spärlich erleuchtet. Ihre grämliche Flamme wechselt mit ihrer Gunstbezeugung, indem sie diese bald dem Bett, bald dem Stuhl und bald dem Tische zuwendet. Damit ist ihre Liebhaberreihe vollendet, höchstens wirft sie ab und zu noch einen flüchtigen Blick auf die Kleidungsstücke, die an Nägeln an der Kalkwand hängen, oder auf ein halbes Dutzend äußerst antiquarisch aussehender Bücher, die dem Tisch als Zierrath dienen, insofern sie die Wunden, welche die Zeit seiner ehemaligen Politur in Form von Brandmalen und Schrammen geschlagen, mildthätig verdecken.

Auf dem Stuhl vor dem Tisch sitzt ein junger Mann und schreibt. Manchmal hebt er den Kopf und pausirt einen Moment, aber nicht um nachzusinnen was er schreiben soll, sondern nur, wenn eine der vielen Thurmuhren der Stadt ein Zeichen giebt, daß die Zeit auch bei Nacht nicht stillsteht, daß sie — von den Sorglosen — nur verschlafen wird. Dann fliegt die Feder wieder hastig über das Papier und die Kerze flackert neugierig hinter den Schriftzügen drein. Die vierte Seite! — Es müßte dem Schreibenden eine Kleinigkeit sein, über den Stoff, den er behandelt, in acht Tagen ein Buch zu verfassen. Da schlägt es fünf Uhr und ein schwerer Schritt kommt die Treppe herauf. Noch eiliger fliegt die Feder über den letzten Raum des Blattes; es ist

nur noch Platz da, um einen Kreis darauf hinzuzeichnen — das Auge wendet sich eine Secunde scheu nach der Thür und die Lippe preßt sich innig auf die kleine Peripherie! nicht wie auf ein todtes, kaltes Papier, sondern wie auf zwei rothe, warme, empfindende Lippen —

Es klopft derb an die Thür und ein ebenfalls noch junger, breitschultriger Mann mit sehr üppigem Haarwuchs auf jeder Partie des dadurch fast unkenntlich gemachten Gesichtes tritt, ohne die Antwort abzuwarten, ein.

„Bist Du fertig, Reinhard?"

„Gleich."

„Hast geschrieben?" Der Bärtige wirft einen mitleidig-verächtlichen Blick auf das Blatt. „Das thut man auch nur bei'm ersten Mal. Der verfluchte Ostwind bringt uns halb Sibirien herüber; es ist kein Spaß, um fünf Uhr aufzustehen und das Quecksilber einen Zoll tiefer unten zu finden, als man sucht. Hast Du etwas Warmes auf der Bude oder etwas, das per se wärmt, Rum, Cognac, Schnaps?"

„Nein, nichts."

Der Andere faltet das Papier, siegelt es sorgfältig zu und macht die Aufschrift.

„Ich lasse ihn auf dem Tische liegen", sagt er etwas stockend, „wenn —"

„Schon gut, sei kein Narr."

Das Licht erlischt und die Thür öffnet und schließt sich. Die Mansarde ist ganz einsam, nur durch das schräge Dach-

fenster kommt das Morgengrauen und bückt sich neugierig über den Tisch und liest die Aufschrift des Briefes, der darauf liegt:

„An Fräulein Judica — es ist, als ob die Hand des Schreibers einen Moment gestockt, und dann ist schnell und wie mit anderer Schrift hinzugefügt: „Reinhard.“

Die Droschkenklepper sind sehr verdrossen, da sie noch weiter laufen müssen, als sie vermuthet. Die Stadt ist zu Ende und das öde Feld beginnt, und noch immer giebt der Kutscher kein Zeichen zum Anhalten. Von der Chaussee abwärts auf einen Nebenweg, wo der Schnee sich nicht dem Frieren, aber dem Festtreten entzogen hat, und der Wagen seine Neigung umzuschlagen unpartheiisch nach beiden Seiten theilt. Drinnen fluchen abwechselnd verschiedene Stimmen über den Kutscher, der trotz seiner Vereinzelung mit der Kraft dreier Lungen die Verwünschungen über die Insassen seines Wagens zurückgiebt. Dann kommt ein Waldrand, von dem vor dem Knallen der Peitsche, Krähen in raschelnden Schaaren aufflattern und vorjähriges Laub mit diesjährigem Schnee zu einem knisternden Gemenge durcheinanderstieben. Weiter hinauf ein Haus, das wie ein Gletscherstück aussieht, einen Triangel über der Thür besitzt, wo seine Gliedmaßen durch den Schnee hindurchschimmern, aber mehr den Eindruck einer Räuberherberge, als einer friedlichen Landschenke erregt.

Nun hält der Wagen auf einen Ruf von Innen, und

drei Herren steigen aus, Baron Albert von Kaltburg und zwei Fremde. Sie treten widerwillig in den hohen Schnee; Einer blickt auf die Uhr und sagt: „Es ist fast sechs, sie sollten schon hier sein.“ Der andere Fremde meint, es sei schwer, durch den hohen Schnee zu kommen, und der Erste replicirt, für die Pferde noch mehr, als für Menschen. Doch da sind sie, der Bärtige und Hans Reinhard. Aus Gewohnheit wünschen sie sich alle einen „guten Morgen“, bis auf die beiden ehemaligen Gefährten von Hohen- und Niederwerdach, und der Bärtige, der, wie er trotz der grimmigen Kälte den Rock aufknöpft, ein sehr vergriffenes dreifarbiges Band auf der Brust sehen läßt, spricht auch hier die Ansicht aus, daß es nicht zu verachten sei, „vorher“ in dem Hause mit dem Triangel „etwas Warmes oder etwas, das per se wärmt, Rum, Cognac, Schnaps“, zu sich zu nehmen. Dennoch verachten die zuerst Eingetroffenen diesen Vorschlag so sehr, daß sie nichts darauf erwidern, und sich nur mit einem vornehm verächtlichen Blicke ansehen. Statt dessen streckt der Angeredete nachlässig die Hand nach den Wagenkissen des Rücksitzes, hebt eins derselben auf, nimmt ein Kästchen von etwa anderthalb Fuß Länge hervor und sagt näselnd:

„Wenn es den Herren gefällig ist.“

Die Krähen sind wieder gekommen, wiegen sich auf den höchsten, dünnsten Wipfeln des Waldrandes wie aristophanische Vögel und blicken sehr verwundert auf den eleganten Herrn, der mit dem Kästchen unter dem Arm auf die Stämme,

die Grundpfeiler ihrer luftigen Heimath, zuschreitet. Dasselbe thut auffälliger Weise der Bärtige, d. h. er sieht mehr verblüfft als verwundert auf das kleine Kästchen und thut dann wiederum eine sehr merkwürdige Frage: ob „Schläger zum Zusammenklappen“ darin enthalten seien. Die Antwort ist abermals ein verächtlicher Blick und eine vornehme Handbewegung nach dem Deckel, durch welche zwei sehr hübsche Pistolen sichtbar werden, deren glänzender Silberbeschlag den Raben ausnehmende Freude machen muß, da sie laut zu krächzen anfangen. Dem Bärtigen dagegen macht der Anblick keine Freude, denn er dreht sich erschrocken nach Hans Reinhard um und stottert: „Du willst Dich schießen?“

Hans nickt. Sein Begleiter fährt verwirrt fort:

„Wenn ich das gewußt — das ist ja keine Paukerei und fällt nicht unter die Universitätsgesetze. Das sind ja ganz verfluchte Corpsideen, reines Franzosenthum, ein Bursch schießt sich nie, er haut sich.“

Aber wenn ein lebendiges Wesen auf seine Worte Acht giebt, so sind es die Krähen. Hans Reinhard thut es am Wenigsten; in seinen sonst so gutmüthigen Augen liegt ein fremdartiger, tiefer, unbeirrbarer Haß. Baron Albert lorgnettirt die Krähen, als ob er hierhergekommen sei, um interessante ornithologische Wahrnehmungen zu machen; der Herr mit dem Kästchen zählt pfeifend von den Stämmen fünfzehn Schritte durch den Schnee, und der dritte zieht gleichgültig

ein ähnliches, nur kleineres Etui hervor, in welchem es ebenfalls von kleinen Stahlgeräthschaften glänzt, und breitet dieselben einladend auf einem Baumstumpf, von dem er den Schnee abgestäubt hat, aus.

Nachdem jener die Schritte abgezählt hat, ladet er den Bärtigen durch einen Wink ein, von den Pistolen eine auszuwählen und dieselbe Procedur des Pulver- und Kugel-Hineinschiebens damit vorzunehmen, die er an der Zurückgebliebenen mit ausnehmender Eleganz vollzieht. Der Bärtige, dessen Gesicht, seitdem die Pistolen zuerst erschienen sind, sehr viel von seiner blühenden Farbe eingebüßt hat, sieht ihm gespannt zu und macht seinem Vorgang Alles mit äußerster Genauigkeit nach. Trotzdem stellt sich plötzlich heraus, daß er unbegreiflicher Weise die Kugel vor dem Pulver in den Lauf gebracht hat, so daß abermals eine Verzögerung eintritt und das ganze Verfahren mittelst eines korkzieherartigen Instruments, das ebenfalls vorsorglich in dem Kästchen enthalten ist, redressirt werden muß. Endlich sind alle Vorbereitungen auf's Untadelhafteste getroffen, der Bärtige empfindet, daß die „Ehre der Burschen" erheischt, auch diesen außergewöhnlichen Umständen gegenüber, hinfort Fassung und sicheres Auftreten zu beweisen, und der Secundant des Barons von Kaltburg sagt mit unnachahmlicher Gleichgültigkeit, als ob es sich um die Beilegung einer Streitfrage über wissenschaftliche Meinungsverschiedenheiten handle:

„Das Strafgesetzbuch legt mir die Pflicht auf, die Her-

ren Gegner zu fragen, ob sie die Mahnung, sich zu versöhnen, abweisen?"

Baron Albert antwortet: „Ja", und Hans Reinhard gleichfalls. Der Secundant fährt, ohne seinen Schmerz darüber durch irgend eine Aenderung des Tones zu verrathen, fort:

„Das Strafgesetzbuch legt mir die Pflicht auf, von den Herren Gegnern eine ausreichende Begründung dieser Abweisung zu verlangen."

Hans Reinhard's Augen glühen: „Weil ich ihn hasse, ihn verabscheue, weil ich nicht leben kann, wenn er lebt — "

Der Secundant repetirt eintönig: „Das Strafgesetz erfordert"

Doch Baron Albert fällt ein: „Er hat mich geschlagen, er hat mich der Augen berauben wollen. Ich handle großmüthig, ihn hierher zu fordern, anstatt ihn vor Gericht zu stellen."

Der Grund ist ausnehmend einleuchtend und das Gericht wird dem Baron von Kaltburg Indemnität ertheilen, wenn er zufällig seinen Gegner erschießen sollte. Ihr glaubt, die Ordalien hätten aufgehört? Sie werden es nie. Es ist nur nicht mehr Gott, der das Urtheil spricht, es ist ein schattenhaftes, in Nebel gehülltes Gespenst, das die Menschen „Ehre" heißen. So erscheint es den Zuschauern, den Secundanten, den Henkersknechten von Profession. Doch vor den Augen der beiden, die den Arm gegen einander erhoben, wirft es die graue Hülle ab und sie gewahren deutlich die

beiden Gestalten, die von Anbeginn die götterlose Welt lenkten und beherrschten, in weißem Gewande die Liebe, im blutig rothen den Haß.

„Also — “ und der Secundant ladet mit der Handbewegung, mit der man einem Gast einen Stuhl anzubieten pflegt, die Gegner ein, sich auf ihre Plätze zu begeben, an denen er zuvor den Schnee festgetreten. Er selbst nimmt eine Stellung ein, daß er mit mathematischer Genauigkeit ein gleichschenkliges Dreieck mit den beiden bildet. Sein Ruf würde auf's Bedauerlichste darunter leiden, wenn sein Fuß um einen Zoll weiter nach rechts oder nach links stände. Die Ehre ist ein unschätzbares Gut für den Edlen und von Vielem abhängig. Auch davon, genau dieselbe Anzahl von Sekunden zwischen jede einzelne Zahl zu legen: „Eins — zwei — drei — “

Die Krähen haben bisher ein ungetrübtes Wohlgefallen an den schwarzen Kreaturen genommen, die von der Natur so verwahrlost worden, ohne Flügel in die Welt zu kommen, und die dazu so schwerfällig sind, daß sie fortwährend in die Schneedecke einbrechen und sich mühsam wieder herauswickeln müssen. Allein bei einem so plötzlichen Knall, dem eine Kugel folgt, die durch die Aeste in die Höhe fährt und krachend dürre und frische Zweige zerschmettert, hört der Spaß auf. Krächzend flattern sie in wildem Tumult empor, über den Kopf des Einen, der die erhobene Waffe zielend in der Hand hält, und über den Kopf des Andern, der die

seine als nutzlos in den Schnee geworfen — eine Handlung, die wiederum von einem äußerst verächtlichen Lächeln des Secundanten begleitet worden. Sie erfüllen die Luft mit einem Lärm, daß Niemand das leise, leise Wort hört, das von den Lippen des Waffenlosen kommt: „Judica —"

Jetzt schießen sie senkrecht in die Höh, nur die Nachzügler werfen noch einen Blick auf den rothen Fleck, der sich drunten über dem Schnee ausbreitet, und jagen, wie windgepeitscht, davon. Die zerstreute Menschengruppe steht wieder beisammen, doch es sind nur vier, Einer fehlt und liegt zwischen ihnen am Boden. Das einladende Etui ist von dem Baumstumpf verschwunden und der Besitzer desselben kniet neben der ausgestreckten Gestalt an der Erde. Das Ordal hat entschieden und die Ehre sich glänzend manifestirt, aber der Bärtige ist trotzdem noch blasser als vorher. Er erinnert sich auch des löblichen Entschlusses nicht mehr, sondern zittert am ganzen Körper und vermag, obwohl man ihm den Wunsch darnach deutlich ansieht, nicht die Lippen zu öffnen. Statt dessen thut es der Secundant, der diese Gelegenheit zu einem verächtlichen Lächeln nicht vorübergehen läßt und fragt, als ob er sich nach einem Wege erkundige, lakonisch: „Wo?"

Der Arzt versetzte: „Zwischen Schlüsselbein und erster Rippe — " eine Antwort, die auf die Kinnmuskeln des Fragestellers einen unwiderstehlichen Gähnreiz zu üben scheint, nach dessen Bemeisterung er weiter fragt:

„Kommt er davon?“

„Rouge ou noir“, erwiderte der Heilkünstler phlegmatisch, indem er lege artis mit möglichster Gleichgültigkeit gegen die Empfindlichkeit des schmerzlich zusammenzuckenden Verwundeten eine Stahlsonde in die blutende Oeffnung hineinführt. „Da sitzt die Kugel.“

Baron Albert beweist kein Interesse mehr an derselben, seitdem sie den Lauf mit den hübsch eingelegten silbernen Emblemen verlassen hat. Es ist kalt und außerdem fängt der Schnee an zu fallen. Er sieht auf die Uhr und sagt: „Meine Zeit ist pressant.“ Der Secundant fügt hinzu: „Entschuldigen Sie, daß wir Sie in einer so langweiligen Lage verlassen müssen, Doctor. Sie werden wohl am Besten thun, ihn drüben in die Kneipe zu schaffen. — Laufen Sie doch hinüber und holen Sie Leute zum Tragen!“

Das Letztere klingt weniger als eine höfliche Aufforderung wie als ein an einen Lakaien gerichteter Befehl; allein der Bärtige, dem es gegolten, befindet sich nicht in der Verfassung über Ausdrucksweise Vergleichungen anzustellen, sondern er stürzt durch den dicksten Schnee fort und im Laufen tröpfeln in denselben einige Thränen herunter, die der Secundant zum Glück nicht sieht und von denen wahrscheinlich nie jemand etwas erfährt. Baron Albert kehrt mit seinem Begleiter zum Wagen zurück, dessen Kutscher einen Eid ablegen könnte, nichts gehört und nichts gesehen zu haben, als die Krähen, und fährt in die Stadt. Der Secundant steigt

vor irgend einem Hause mit einer Verabredung für den Abend aus, und Baron Albert fährt weiter bis an die Thür, durch welche Sebald vor einigen Tagen Judica am Abend aus dem Schneesturm heraufgetragen. Er eilt leichtfüßig die Treppe hinauf und trällert:

„Mon père est à Paris
Ma mère est à Versailles — “

bricht dies passende Lied jedoch auf dem Vorplatz ab, schreitet, ohne den finstern Blick, den Walewska ihm auf dem Flur zuwirft, zu beachten, durch das Vorzimmer und tritt in das Wohngemach.

Judica stößt einen leichten Schrei aus, da sie bei'm Ankleiden begriffen ist, und wirft hastig ein Tuch über ihre entblößten Schultern. Allein er bemerkt nichts davon, faßt chevaleresk ihre Hand und führt sie an die Lippen.

„Ich komm' nur in Eile vorüber, um Dich zu begrüßen, schöne Judica“, sagt er lächelnd; „Du weißt, ich bin ein vielbeschäftigter Mensch, und das schönste Glück, Dich zu sehen, ist mir selten vergönnt.“

Sie antwortet nichts und zieht nur ängstlich das Tuch fester um sich, wie seine Finger an ihrem feinen Handgelenk emporzustreifen versuchen. Doch er bemerkt auch davon nichts und fährt, indem er in die Tasche greift, lachend fort:

„Ich hätte es beinahe vergessen; dies Armband fiel mir gestern in die Augen. Es wird Deiner kleinen Hand hübsch stehen, wenn Du die Bühne betrittst!“

Es wäre mehr als beleidigend, dem Geber zu verwehren, die perlengeschmückte Goldspange selbst an dem Handgelenk zu befestigen. Er thut es selbstverständlich und selbstverständlich streift er, um nicht behindert zu sein, das Tuch in die Höh', daß der weiße, schöngerundete Unterarm ganz daraus hervortritt.

„Ein Arm für eine Königin", murmelt er bewundernd.

Das Blut steigt Judica in die Wangen, doch ihre Augen sagen, daß sie über die Wahrheit nicht zürnen können. Und er bückt sich schnell und drückt die Lippen auf den weichen, eroberten Arm, und ehe die Besitzerin ihn ihm entwinden kann, läßt er selbst genügsam seine Beute fahren und sagt:

„Adieu, holde Judica! Verzeih' mir den kurzen Besuch, ich bin grade heute sehr beschäftigt. Auf baldiges Wiedersehn!"

Er geht mit einer Handbewegung, die zwischen einem zugewinkten Gruß und einem zugeworfenen Kusse ebenso die Mitte hält, wie der Ausdruck, mit dem das Mädchen ihm nachblickt. Es ist eine Mischung von Angst und Hoffnung, von Abscheu und Verlangen — er sieht sie nicht, aber er kennt sie genau, wie er die Treppe hinuntersteigt und sein unterbrochenes Lied fortsetzt:

„Et moi, je suis ici,
Y couchant sur la paille — "

Er steigt in die Kutsche und das Knarren der Räder

übertäubt den liebevollen Refrain der Strophe, der die Gedankenrichtung des Barons Albert von Kaltburg ausdrückt.

Baron Albert kehrte an diesem Tage ebensowenig in seine Wohnung zurück als Hans Reinhard, so großen Verdruß das Erstere auch einem Fremden bereitete, der schon am Nachmittage eingetroffen, seine Rückkunft abwarten zu wollen erklärte. Dieser Ankömmling besaß, bei aller Feinheit seiner Kleidung und einer gewissen Geziertheit seiner Ausdrucksweise, etwas unverkennbar Gemeines. Er warf sich gelangweilt aus dem Sessel auf den Divan, zündete sich von den feinsten Cigarren des Abwesenden eine nach der andern an, gähnte und that überhaupt völlig, als ob er sich in seinem Hause befinde; allein trotz aller dieser Aeußerungen der Langenweile schien es ihm durchaus nicht in den Sinn zu kommen, daß er dieselbe vermittelst der Bücher, die in kostbarem Einband, als eine Art von Schaugericht, an der Wand paradirten, zu bekämpfen vermöge.

Er erregte den Eindruck, kein Freund der Dämmerung zu sein, denn lange ehe die Dunkelheit wirklich kam, ließ er sich Licht bringen, streckte sich dann, um den Schmutz, der an seinen, mit Sporen versehenen Stiefeln haftete, unbekümmert, der Länge nach auf dem Sopha aus und schlief ein.

Sein Gesicht lag der Kerze zugewendet, daß man es deutlich sah. Es war nicht mehr jung, der Besitzer mußte

ein Fünfziger sein. Sein Haar war schwarz, ebenso die Brauen; dadurch trat die Bläſſe der Hautfarbe noch mehr hervor. Und gleicherweise diente der völlig rasirte Bart, der rund um die Lippen einen bläulich dunklen Untergrund bildete, dazu, die eigentlichen Linien, welche den Mund umgaben, erkennen zu lassen.

Dieser Mund war im Schlaf noch unheimlicher, als im Wachen. Er bewegte sich unaufhörlich, als ob er nach Innen rede; manchmal hoben sich die Lider dabei in die Höhe und die Augen starrten gläsern und ausdruckslos in die Luft. Sie boten einen entsetzten Ausdruck, als sähen sie den Worten nach, welche die Lippen im Schlaf ausgestoßen, aber dann fielen sie langsam, geisterhaft wieder zu, und um die Mundwinkel zuckte ein lautloses, zufrieden-höhnisches Lachen.

Der Mann mochte sehr ermüdet sein, allmälig schlief er ruhiger und fester. Die Stunden gingen und die Kerzen brannten nieder. Es hatte Mitternacht geschlagen, als Alberts Schritte draußen hörbar wurden. Er kam weinlaunig, öffnete knarrend die Thür und stolperte geräuschvoll ins Zimmer.

Der Fremde fuhr mit einem Schreckenslaut schlafverwirrt vom Sopha auf. Er trat instinktiv einen Schritt gegen die Wand und tastete mit der Hand, wie nach einer Waffe, um sich.

„Was wollt ihr? Wen sucht ihr?“ stammelte er, den Baron mit entsetzten Blicken anstarrend.

Auch der Eintretende stand im ersten Augenblick verdutzt, dann brach er in ein lautes Gelächter aus.

„Eine angenehme Ueberraschung, obgleich sie nicht gegenseitig zu sein scheint. Was stierst Du mich so an, Kerl? Schläfst Du noch, Baptist, daß Du mich nicht kennst? Hoffentlich bringst Du mir Geld? Ich hab' es nöthig, die Canaillen haben schon genug Wechsel von mir in Händen."

„Es ist ein weiter Ritt von Werdach hierher", versetzte der Angeredete, seine Sinne sammelnd, „ich habe wohl geschlafen und erkannte Sie nicht gleich, Herr Baron. Sie haben sich verändert seit den zwei Jahren. Ich bringe Ihnen einen Gruß von der gnädigen Mama — "

„Den kannst Du für Dich behalten. Ich will Geld."

„Auch das. Es wird das Letzte sein, das Se. Gnaden schicken."

Der Bediente legte einen Brief mit Banknoten auf den Tisch. „Bist Du toll, Baptist?" schrie Albert ihn anstarrend.

„Se. Gnaden haben erklärt, daß sie die Verschwendung des Herrn Barons nicht länger dulden würden", antwortete Baptist kaltblütig, „und ich glaube dafür einstehen zu können, daß dies geschehen wird, wenn — "

Er hielt inne; Albert sah ihn fragend an. „Wenn — was wenn — "

„Wenn der Himmel es zuläßt, daß Se. Gnaden diesen Entschluß auszuführen vermögen", fuhr der Bediente in salbungsvollem Pastoralton und mit himmelgewandten Augen fort.

Es war eine Pause, in der Niemand etwas sagte, dann fragte Albert: „Ist mein — Vater sehr krank, Baptist?"

Die Antwort war bejahend —

„Und leidet er sehr, Baptist?"

„Ebenfalls." Es ist begreiflich, daß abermals nach solcher Erwiderung eine Pause eintrat.

„Du hast meinem — Vater lange gedient, Baptist, und weißt —"

„Dreißig Jahre."

„Und weißt — und kennst seine Natur — ich meine, ob er noch lange leiden kann —?"

Baptist versetzte: „Die gnädige Frau schickt mich, weil sie befürchtet, daß Sr. Gnaden jeden Tag einmal plötzlich —"

„Gottlob!" stieß Albert heftig heraus, „gottlob, daß seine Qual ein schnelles Ende nehmen wird. Ist Alles sonst geordnet?"

Der Bediente sah ihn fragend an.

„Ich meine nur — ich weiß nicht, ob mein — Vater vielleicht entfernte Anverwandte besitzt, die ein Recht haben könnten —" sagte Albert zögernd.

„Se. Gnaden besitzt nichts der Art", erwiderte Baptist; „ich stehe dafür ein, da ich früher einmal Gelegenheit hatte, mich darüber zu vergewissern. Sein Vermögen fällt von selbst gesetzlich seiner rechtmäßigen Ehegattin zu."

Baron Albert athmete tief auf. Sein Gesicht verlor die ängstliche Spannung, mit der es auf die Antworten des Dieners

gewartet. Er hatte den Geldbrief geöffnet und zählte die Banknoten vor sich hin.

„Weiß man, daß mein Vater stirbt?“ fragte er plötzlich den Kopf hebend.

„Es ist allgemein bekannt. Der alte Narr drunten in Niederwerdach besucht ihn fast täglich.“

„Ich kann nicht warten, Baptist; ich brauche mehr Geld, als das. Kannst Du mir auf die nahe Anwartschaft das Fünffache verschaffen? Zu morgen, übermorgen? Du weißt, daß ich es Dir bald vergelte; nimm einstweilen, was Du für jetzt dazu brauchst. Da!“

Albert schob ihm eine Anweisung von bedeutendem Werth zu, allein das glatte Gesicht des Dieners verzog sich zu einer gekränkten Miene.

„Ich habe Ihrer Familie gedient, so lange Sie zurückzudenken vermögen“, erwiderte er, „und ein Recht darauf, nicht mit Geld, sondern mit Vertrauen bezahlt zu werden. Ich darf wohl zuvor fragen: wozu brauchen Sie die Summe, Baron Albert? Denn wenn man einer solchen plötzlich bedarf, so hat man Absichten, bei denen ein erprobter und erfahrener Rathgeber wichtiger ist, als Banknoten.“

Albert stand einige Minuten nachdenklich.

„Ich brauche sie für ein Mädchen“, sagte er dann rasch.

„Das pflegt der Fall zu sein, wenn man jung und vornehm ist“, entgegnete Baptist ruhig.

„Für ein Mädchen, das Du kennst und das mich seit

einem Jahre mehr kostet, als — der Gewinn bis jetzt werth ist —"

Der Bediente sah jetzt wirklich verwundert auf.

„Das ich kenne?"

„Die Pflegetochter des alten Narren, von dem Du sagst, daß er meinen Vater besucht."

Baptist stieß einen ungeheuchelten Laut der Ueberraschung aus. Dann lachte er hell auf:

„Die Wildkatze — das Pfarrersmädchen, die Judica, die Ihnen damals im Garten die Augen auskratzen wollte?"

„Sie ist nicht mehr wild, ich habe sie zahm gemacht", brach Albert verdrießlich ab, „sie hat es mir damals angethan wie heut, und ich will sie besitzen um jeden Preis. Hörst Du, um jeden Preis, Baptist! Ich will zum Ziel —"

„Durch Geld?"

„Giebt es ein anderes Mittel?"

„Sie haben genug von dem Mittel seit einem Jahre besessen; warum sind Sie nicht zum Ziel gekommen?"

Albert stampfte mit dem Fuß auf den Boden. „Willst Du mich höhnen? Glaubst Du, daß es sich um einen Kauf handelt?"

„Alles ist käuflich, Herr Baron."

Es folgte wieder eine Pause. „Du magst Recht haben und ich schäme mich, es zu sagen, aber ich — ich fürchte mich. Ich habe oftmals gewollt, doch wenn sie mich ansah,

— — gieb mir einen Rath, Baptist, der mir hilft, und Du sollst haben, was Du verlangst, heut und künftig."

Es blitzte hinter den Wimpern des glatten Gesichts triumphirend und befriedigt auf, doch seine Lippen antworteten trocken:

„Heirathen Sie das Mädchen."

Albert warf sich zornig in einen Sessel. „Weißt Du nichts Besseres, als Deinen Spaß mit mir zu treiben, so geh'!"

„Ich spaße nicht, gnädiger Herr."

„Du meinst wirklich, ich sollte diesem Bürgermädchen, diesem Findelkinde meinen Namen geben, sie als Herrin nach Hohenwerdach führen? Leg' Dich schlafen, Du bist betrunken. Meine Mutter würde mich enterben —"

„Ich habe von all dem nichts gesagt, Herr Baron!"

„Was denn?"

„Sie haben mir mitgetheilt, daß Sie sich — fürchteten, dem Fräulein Geld anzubieten und ich habe Sie gefragt, ob Sie den Muth hätten, ihr einen Heirathsantrag zu machen und die Zuversicht, daß sie denselben annehmen werde?"

Albert lachte ironisch. „Beides, mein lieber Herr Baptist; in der That, ich wäre so glücklich, beides zu besitzen, wenn ich die kindliche Absicht hätte, davon Gebrauch zu machen."

„Herr Baron", versetzte der Diener ruhig, „wir verstehen uns nicht ganz. Das Fräulein bedarf, wie Sie mir kundgeben, zu ihrer Einwilligung eines Heirathsantrages und

eines Pastoren, und Sie bedürfen zu demselben Zwecke weiter nichts, als daß die Unterschrift, welche jener unter den Trauungsschein setzt, keine gültige, und das Kirchensiegel kein ächtes sei. Damit wären beide Ansprüche vereinigt, nicht wahr?"

Albert starrte den Sprecher antwortlos an, der im nämlichen Tone fortfuhr:

„Die Hochzeit bliebe darum nicht minder dieselbe, scheint mir. Freilich brauchen Sie dazu Geld, und nicht wenig Geld —"

„Mensch", stieß Albert athemlos aus, „Du spielst um unsere Köpfe —"

„Sie haben mir gesagt, um jeden Preis", entgegnete Baptist kaltblütig. „Im Uebrigen kann ich Ihnen die Beruhigung geben, daß dies nicht zum erstenmal im Leben geschieht, und daß ich Leute kenne, die nicht weniger gethan, und doch ihre Köpfe noch sehr fest auf ihren Schultern tragen."

Baron Albert von Kaltburg ist ein leichtsinniger, werthloser, erbärmlicher Mensch. Er ist das Kind seiner Mutter und der Erziehung seines Standes; seine Lebensanschauung und Gemüthsart sind die Früchte der Genossenschaft, unter die seine Natur ihn geführt. Doch von der göttlichen Flamme, die auch ihm als Mitgift in die Brust gelegt worden, ist noch ein irrer, versprengter Funken in einem Winkel des Herzens erhalten. Wenn der reine, milde Hauch der Liebe ihn weckte — vielleicht, daß er aufglimmen, daß er langsam

um sich greifen, das Herz allmälig von den öden Schlacken läutern könnte —

Und auch dieser Hauch ist da. Er ist's, der die Qual in der Seele des Barons anfacht, daß er vor dem Verführer zusammenschaudert und ihm starr, entsetzt in das unheimliche Gesicht blickt.

Nein, er ist noch kein Schurke, wie der Andere, der lauernd vor ihm steht, und jeden wechselnden Ausdruck in den Zügen seines Opfers erspäht, der seit einem Menschenalter den letzten Funken des Himmels erstickt und sich in die Philosophie der Hölle vertieft, daß alle Bande, die Menschen mit Menschen verknüpfen, so viele das Leben ihrer zählt und wie sie heißen, Dankbarkeit, Pflicht, Mitleid, Freundschaft, Liebe — daß sie alle morsch und zerbrechlich sind, und daß es nur ein Gewaltiges, Dauerndes, Unzerreißbares für ihn giebt — das Verbrechen.

Der Bediente wandte gleichgültig den Kopf und sagte: „Ich sehe, daß Sie meiner nicht mehr bedürfen, Herr Baron; ich werde noch in dieser Nacht nach Werdach zurückreiten. Adieu!"

Er nahm seinen Hut und ging auf die Thür zu. Albert hörte, wie der Drücker sich unter seiner Hand bewegte, und sprang wie ein Rasender auf und hielt ihn. „Bleib'!" stotterte er. In seinen irren Augensternen erstarb der matte, letzte Funken des göttlichen Lichtes. Ueber den leisen Hauch der Liebe tobte der wüste, heiße, zügellose Sturm der Sinnengluth und löschte ihn stöhnend aus.

„Bleib'", wiederholte er, „ich will Alles — handle für mich, nimm für Dich, was Du willst — aber schnell —"

Er fiel erschöpft in den Sessel zurück; Baptist drehte mit einem Zucken der Mundwinkel den Kopf, schritt geräuschlos wieder auf ihn zu und setzte sich, geduldig wartend, auf einen Stuhl an seine Seite.

Der Februar ist ein Vetter des November, aber er ist noch mürrischer, griesgrämlicher, abstoßender als dieser. Es steht im Kalender, daß seine Nächte nicht mehr so lang sind und daß seine Tage anfangen zuzunehmen. Aber das ist auch Alles, was sich zu seiner Vertheidigung sagen läßt. Es ist möglich, daß er die Menschen mit seinem mürrischen Wesen derartig ansteckt, daß sogar Niemand etwas von jenen Thatsachen, die zu seinem Vortheil sprechen, bemerken will, und es ist gewiß, daß man ihn so abnorm und beleidigend in seinen, jedem ehrlichen Monat zustehenden Rechten verkürzt hat, weil man ihn so abscheulich fand.

Im andern Falle wäre es noch Februarwind gewesen, was um die Dächer der Residenz blies, jetzt aber war es Märzwind. Ein altes Wort besagt, daß man einen Menschen nur für ehrlich zu halten braucht, um ihn dazu zu machen, und von dem Winde galt dies nicht minder. Befriedigt durch den guten Namen, den man ihm beilegte, vergaß er alle, während der Dauer des Februars erlernten Ränke und

Heimtücken, Wirbel und Schneeflocken und übte seine zeitige Pflicht, die Luft für den festlichen Einzug des Frühlings zu bereiten, rechtschaffen und eifrig aus. Er konnte seiner Natur nicht entsagen, nicht lispeln und in leisen Seufzern dahingleiten, aber er war ein ehrlicher, herzhafter, deutscher Wind, der in wuchtigen Stößen dreinfuhr, vielleicht einem oder dem andern den Hut vom Kopf riß oder einen Dachziegel darauf warf, aber Niemand bis ins Herz hinein erkältete oder in unschicklicher Weise am Boden entlang kroch und unvermuthet einer arglosen Fußgängerin die Kleider bis über den Rücken hinaufwirbelte.

Aus vollen, kräftigen Lungen pfiff er auch um die Mansardenstube, in der Hans Reinhard seinen medizinischen Studien obgelegen hatte, bis sein Hohenwerdacher Freund ihn in die angenehme Lage versetzte, diese durch Beobachtungen an seinem eigenen Körper, insbesondere der Gegend zwischen clavicula und costa prima zu bereichern. So wenig von vornherein ein Causalnexus dafür ausfindig zu machen gewesen wäre, war doch unbestreitbar die Kugel, welche den Weg zwischen jenen beiden Knochenreifen des Brustkorbs gesucht und gefunden hatte, der Anlaß, daß die dem Himmel etwas bedenklich genäherte Wohnung Hans Reinhard's sich in ihrem Aussehen nicht unbeträchtlich verändert hatte. Die Bücher auf dem Tische schienen einer Gattungsart, in welcher generatio aequivoca herrschte, anzugehören, denn sie hatten sich nicht nur bedeutend vermehrt, sondern die neuen Indi-

viduen trugen auch genau dieselbe Aufschrift auf den bereits genau ebenso abgeschabten Pappdeckeln. An den Kalkwänden hingen in bewunderungswürdiger Symmetrie zahllose schmale Rahmen, die man aus der Ferne mit merkwürdig geformten Dintenklecksen ausgefüllt glaubte und erst näher kommend, als Einfassungen teuflisch aussehender menschlicher Profile erkannte. Statt einer Bettlade aber standen in, für einen Mathematiker entzückendem Parallelismus, deren zwei, nur durch den Tisch getrennt, an den Wänden, und auf der neuhinzugekommenen saß der Bärtige, that ab und zu einen unergründlichen Zug aus einem, neben ihm am Boden stehenden Kruge und wirbelte aus einer kurzen Pfeife unübertrefflich dichte, aber nicht ebenso wohlriechende Dampfwolken vor sich hin.

Er saß in Hemdsärmeln (denn als abermalige bedeutsame Veränderung des Mansardenzimmers brannte in dem kaum einen Doppelschuh hohen eisernen Oefchen ein knatterndes Feuer) und stand im Begriff, Hans Reinhard, der mit verbundener Schulter auf dem gegenüber befindlichen Bette halb ausgestreckt lag, einen nicht unlehrreichen, chirurgischen Vortrag zu halten.

„Du bist eben noch ein Brandfuchs, der sich Grillen macht“, sagte er mit einer wissenschaftlichen Ueberlegenheit, die zum Mindesten ein Semester mehr voraussetzen ließ; „wenn die Aorta — nicht doch, Pulmonalis, auch nicht —. Du weißt, welche Arterie ich meine — wenn die angeschossen wäre, müßtest Du Dich längst verblutet haben. Hab' ich

Recht? Wenn der Lungenflügel verletzt wäre, müßtest Du Athembeschwerden empfinden. Hab' ich Recht?"

Hans nickte seufzend mit dem Kopf. „Ja, Müller."

„Also, was bleibt übrig? Verletzung der clavicula und der ersten Rippe. Du weißt — ich vergesse, daß Du noch nicht Chirurgie gehört hast — Du wirst erfahren, daß diese beiden Knochen die am leichtesten heilbaren am ganzen Körper sind. Also kein edleres Organ beschädigt — Fleischwunde, Kugel heraus — Periostitis — Wundfieber — etwas Eiterung — secunda intentio — in acht Tagen Alles vorüber — he, hab' ich Recht?"

Hans nickte mit dem Kopf wie vorher und wiederholte ebenso trübsinnig: „Ja, Müller."

„Zum Teufel auch", sagte Müller, sein im Munde angesammeltes Quantum Dampf wie den Rauch einer vierpfündigen Kanone von sich stoßend, „Dein: Ja, Müller, macht noch, daß ich ebenso schnell wieder aus dieser Bude hinauslaufe, als ich hereingekommen. Seit den acht Tagen, in denen ich diese reizende Wohnung mit Dir theile, Dir umsonst Collegien lese, meine eigenen darüber versäume, was bei Gott noch der einzige Gewinn an der Sache ist, und Dir täglich viermal praktischen Verbandcursus ertheile — seit all' der Zeit pfeifst Du regelmäßig, wie ein Gimpel, als Antwort auf Alles, was ich sage: „Ja, Müller —"

Hans hob mit einem freundlichen Blick den Kopf.

„Du hast so großmüthig an mir gehandelt, Müller —"

„Dummes Zeug!“

„Ich bin schon tief in Deiner Schuld und weiß nicht, wie ich überhaupt mich davon frei machen soll. Du weißt, daß meine Einnahmen von meinen Unterrichtsstunden abhängen und daß die seit mehr als acht Tagen —“

„Papperlapapp“, sagte der Bärtige, der ein unglaublich schmutziges Portemonnaie aus der Tasche zog und in den verschiedenen Abtheilungen desselben herumstöberte, „wenn's nicht länger reicht, so pumpen wir.“

Er sprach die letzten Worte mit dem Stoicismus des Römers, der „so sterben wir“ an ihrer Stelle sagte.

Allein Hans seufzte nichtsdestoweniger abermals so tief auf, daß sein gutmüthiger Zimmergeselle in komischer Verzweiflung vom Bettrand in die Höh' sprang, mit zwei Schritten durch die Stube hin und wieder lief, und mit unverbrüchlichem Burscheneid betheuerte, daß ein nochmaliger derartiger Seufzer ihn unverzüglich aus der Thür, in „Nacht und Sturm“, hinaustreiben werde.

Fast indeß schien es, als ob Hans Reinhard in diesem Augenblicke Zweifel in die Wahrheit des alten Satzes, daß getheiltes Leid nur halbes Leid sei, setzte. Der Seufzer, der den Schwur seines bärtigen Genossen beantwortete, klang weniger natürlich, beinahe als ob er die Absicht gehabt, das angedrohte Ereigniß freiwillig herbeizuführen, aber Hans' Ehrlichkeit ließ es doch nicht zu, dies als einziges Motiv zu benutzen, sondern er fügte sogleich bei:

„Du thust mir einen Gefallen, wenn Du ein wenig ausgehst, Müller, und Kameraden aufsuchst. Du hast die ganze Woche bei mir gehockt, und mich gepflegt, ich kann es Dir nie genug danken. Gott weiß, was ohne Dich aus mir geworden wäre. Ich will in Deiner Abwesenheit etwas schlafen; es wird mir gut thun, und wenn Du zurückkommst, werde ich heiterer sein. Ich bitte Dich, geh'!"

Müller betheuerte, obwohl er höchst unnöthigerweise seinen Rock dabei anzog, daß es ihm gar nicht in den Sinn komme, auszugehen, wenn er — Reinhard — nicht den Kopf hängen und das verdammte Seufzen lasse. Dann zeigte er sich — nur weil er doch einmal in den Rock gefahren — zu einem Sprung über die Straße, um seinen ausgehenden Tabaksvorrath zu ersetzen, bereit, und endlich ließ er sich von Hans zu einem Seidel Bier — doch unzweifelhaft nicht mehr als einem — drüben an der Ecke, bereden und ging, indem er: „Post multa saecula pocula nulla", zum Schrecken der Hausbewohner, wie er meinte, vor sich hin sang, eilig die Treppe hinunter.

Hans zog, als er sich allein sah, einen Brief unter seinem Kopfkissen hervor. Es war der nämliche, der an jenem Morgen vor reichlich acht Tagen auf seinem Tische liegen geblieben. Er las ihn wieder durch und seufzte dergestalt, daß er zum Wenigsten kein Recht besaß, sich darüber zu beklagen, wenn aus dem einen Seidel „drüben an der Ecke" fünf oder zehn wurden. Es war merkwürdig, allein es konnte

keinem Zweifel mehr unterliegen: an Hans Reinhard war seit dem Abend, an welchem man „Pretiosa, romantisches Schauspiel von Pius Alexander Wolff" gegeben hatte, etwas verändert. Sein Blick war nicht so sicher und seine Brust athmete nicht so ruhig wie früher. Es gab Stunden, besonders um die Dämmerzeit, wo er in die Ferne, in die Abendwolken hinaussehen konnte und selbst nicht begriff, warum ein Stern, der langsam auftauchte, oder eine Dohle, die über den Dächern gegen den Wind ankämpfte, ihn plötzlich zu Thränen rührten. Das Bedenklichste in seinem Zustande war, daß er etwas that, wovor ihn seine kräftige Natur und sein doppelter Arbeitseifer bisher bewahrt hatte. Er machte Verse — seit seiner Verwundung mußte er jeden Moment, in dem der Bärtige sich von seiner Seite entfernt hatte, dazu benutzt haben, denn nachdem er den Brief zu Ende gelesen, zog er fast ein Dutzend Blätter gleichfalls unter dem Kopfkissen hervor, die mit längeren oder kürzeren Gedichten bedeckt waren. Die Ueberschrift war bei sämmtlichen die nämliche — er setzte sich jetzt an den Tisch, nahm ein weißes Blatt und schrieb dieselbe mit zitternder Hand zum dreizehnten Mal:

„An Judica —"

Im Umkreis des dichten Dächergewirr's, über das seine Augen gedankenvoll wegschweiften, saß noch ein Anderer und schrieb denselben Namen an die Spitze eines weißen Blattes. Nur folgten keine Verse darauf, und es ward dem Schreiber

leichter und seine Feder glitt schneller über das Papier, als die Hans Reinhard's. Sie schrieb:

„Meine geliebte Judica.

Du hast mir das Recht eingeräumt, Dich so anzureden, Deine Augen haben es mir gesagt, Deine Hand bestätigt es mir beim Kommen und Scheiden. Mit jenem andern süßen Rechte, daß Du mir vor einem Jahre zuerst verstattet, ganz für Dich sorgen, alle Deine Wünsche befriedigen zu dürfen, ist dies das köstlichste Vorrecht, das ich besitze. Edelmüthig hast Du mir den unbedachten, heftigen Ausbruch einer Leidenschaft vergeben, die in mir begonnen, seitdem ich Dich zum erstenmal gesehen, die uns jahrelang getrennt hat, um uns endlich desto fester zu vereinen. Um die Wahrheit zu gestehen, ich glaubte sie im Anfang, als ich Dich wiedergefunden, besiegt, in Freundschaft umgewandelt zu haben. Es war das süße, wonnige Gefühl des Wohlthun's, die feine Empfindung der Beschämung, in die ich durch solches Vergelten Dich versetzen müsse, die für kurze Zeit die Stimme des Herzens übertönten. Um so heftiger, unabweisbarer, verzehrender kehrte die alte Liebe, kehrte die Leidenschaft zurück. Aber ich verbarg sie — ruhig kann ich Dich selbst zum Zeugen nehmen, ob ich es gethan? Ich erschrak vor dem Gedanken, Du könntest sie wahrnehmen und als einen Preis der Wohlthat betrachten. Es soll das Merkzeichen ächter Liebe sein, daß sie das Glück des geliebten Gegenstandes will, nicht das eigene. Seit einem Jahre habe ich nur Dein

Wohl, Dein Begehren und Deine Ziele im Auge; mein Herz seufzte oft, doch es mußte schweigen —

Ich habe viel um Dich gelitten, Judica —

Ich hätte die Kraft, die Entsagung, es ferner zu thun. Aber wie Schuppen ist es plötzlich mir von den Augen gefallen. Ich habe die Stimmen der Welt bis jetzt überhört; nun auf einmal schlagen sie an mein Ohr. Sie reden von Dir und — mir; sie sagen — ich kann es Dir nicht wiederholen, was sie flüstern. Von den Verläumdern habe ich Einen aus der Menge hervorgegriffen, habe mein Leben gegen das seine eingesetzt. Die Vorsehung hat mich beschützt, der ich Deine Ehre, Deinen Ruf vertheidigte; sie hat ihn gestraft, der sie angriff. Ich wollte es Dir nicht sagen, weil es als Prahlerei — als mehr — erscheinen könnte. Aber vielleicht hast Du davon vernommen, und wenn auch nicht, es ist zu spät, ich darf es nicht mehr verschweigen — Dein Ruf ist gefährdet, Judica, und — o daß ich es schreiben muß — durch mich gefährdet.

Ich fühle es, welche Anklage, doch ich fühle auch, welche Verpflichtung für mich in den Worten enthalten liegt. Mein Herz hat nicht nachgedacht; es sagte: Geh' zu ihr, sogleich, fasse ihre Hand und sprich: Gieb' mir die Hand für's Leben, Judica. Allein meine Vernunft überlegte. Wohl begriff auch sie, daß der Schritt des Herzens der einzige sei, um die Verläumdung zum Schweigen zu bringen, doch sie fügte bei: Ist das auch der wahre Weg zum Glücke der Geliebten?

Würde der Stolz, die Eifersucht in dir es zulassen, daß deine Frau dem Drange ihres Inneren folgte, wie das Mädchen? Nach Ruhm und Bewunderung strebte, auf der Bühne verweilte?

Und mein Herz sprach wiederum: Ich will ihr Glück, nicht das meine. Die Baronin von Kaltburg wird das besitzen, was dem namenlosen Mädchen fehlte, das Vertrauen zu sich selbst, das sichere Bewußtsein ihrer Stellung und die Achtung in der Gesellschaft. Sie wird das haben, was ihr mangelte, um eine große Künstlerin zu werden, und es wird mein Verdienst sein, den Mißgriff gut zu machen, den die Natur begangen, als sie ihr die adlige Geburt versagte und doch die Grazie, die Empfindung, die körperliche und geistige Art vornehmen Standes in ihr Wesen legte. Und sie wird nicht die erste Baronin sein, die ihrem Talent und Berufe treu blieb.

Du verstehst mich, Judica. Meine Leidenschaft könnte entsagen, es ist meine Liebe, meine Freundschaft, meine Sorge um Dich, die Dich fragt: Willst Du die Frau Alberts von Kaltburg werden?

Ich habe Alles vorbereitet, denn — verzeih' — ich las in den letzten Tagen schon in Deinen Augen die Antwort auf diese Frage. Du wirst begreifen, daß wir im Geheimen handeln müssen, bis meine Eltern ihre Einwilligung ertheilt haben. Ich habe Nachricht erhalten, daß mein Stiefvater schnell dem Ende seiner langen Leiden entgegengeht; meine

Mutter wird ihre Zustimmung nicht versagen — wir verbergen uns in einer glücklichen Stille, bis ich Dich ihr als Tochter in die Arme, Dich als Herrin nach Hohenwerdach führe —

Wie anders wird das Pfarrhaus drunten im Dorf seine Thüre Dir öffnen, wenn Du vom Schloß herab wiederkehrst, als da Du vor einem Jahr heimlich zu Fuß daraus entflohst.

Der Pfarrer, der uns auf ewig verbinden soll, ist bereit und harrt unserer am Mittwoch Abend in einem Dorfe, wenige Stunden von hier. Ich erwarte Dich dort; ein Wagen wird um acht Uhr vor Deiner Thür sein und Dich holen. Bis dahin werde ich Dich nicht mehr sehen; ich werde verzweifeln, doch ich werde mich beherrschen. Dein Ruf steht mir zu hoch — antworte mir nur durch eine Zeile — schreibe nichts als: Deine Judica ist bereit — Dein Glück und ihr eigenes zu begründen."

Drüben in der Mansardenstube zerriß Hans Reinhard schwermüthig das Blatt, das er mit Versen beschrieben hatte. Ein schwerer Schritt kam die Treppe herauf und er zerdrückte die Papierstreifen seufzend in der Hand und warf sie in den kleinen Eisenofen. Einige Secunden wanden und krümmten sie sich auf den glühenden Kohlen, bis das Schwarze weiß und das Weiße schwarz wurde. Nun stand noch auf dunklem Grunde inmitten der Gluth deutlich und groß:

„An Judica"

und nun kam der Märzwind sausend durch den Kamin und

stiebte die Asche im Zimmer umher und dem Bärtigen, der mit fröhlich-seligen Augen hereintrat, in's verwunderte Gesicht.

Baron Albert zerriß seinen Brief nicht, obwohl ebenfalls ein Schritt die Treppe heraufkam. Er überlas ihn mit Wohlgefallen und auf seinem Gesicht stand geschrieben: „Wenn der Brief seine Wirkung verfehlt, ist es nicht die Schuld des Schreibers. Wenn auf diesem Blatte ein Wort fehlt, ein Gedanke unterlassen, ein Motiv vergessen ist, das ein irres, haltlos gemachtes, ehrsüchtiges Mädchen bestimmen kann, Leib und Seele zu verkaufen, so hat die Hölle" — es wäre richtiger gewesen zu sagen, der Himmel — „ihre Hand im Spiel."

Durch die Thür, ohne anzuklopfen, trat Baptist und Albert sah gespannt auf. „Nun?"

„Alles in Ordnung."

„Der Pastor?"

„Verdammt theuer. Die Preise nehmen für Alles zu und das Leben wird immer kostspieliger. Vor zwanzig Jahren war so etwas um die Hälfte wohlfeiler."

„Ich frage nicht nach dem Preise. Ist der Mensch zuverlässig, sein Gesicht brauchbar, sein Benehmen würdig?"

„Ich sagte Ihnen schon früher, Baron Albert, daß es nur auf die Summe ankommt", versetzte der Bediente trocken. „Wenn ich sage, daß Alles in Ordnung ist, können Sie sich darauf verlassen; ich verstand mich auf Menschen und

Gesichter, ehe Sie das Ihrige zum ersten Schreien verzogen."

Es lag in der Art, wie er es sagte, eine Vertraulichkeit, die Albert widerwärtig berührte. Er reichte Baptist den Brief und fügte bei: „Ich habe Dir die Wohnung neulich gezeigt." Dann sah er dem Diener noch nach, wie er durch die Thür verschwunden war und murmelte:

„Ich würde ihm nicht trauen, wenn er nicht meinem Vater seit dreißig Jahren treu gedient hätte. Treu?" Er starrte in das Licht, das vor ihm auf dem Tisch stand — „mein Vater stirbt. Weshalb stirbt mein Vater seit Jahren bei lebendigem Leibe — —?"

Die Flurthür zu Judica's Wohnung war verschlossen und Baptist zog die Schelle. Eine dämmernde Lampe erhellte den Vorplatz und beleuchtete das Gesicht des Eintretenden, als Walewska geöffnet hatte. Er fragte nach ihrer Herrin, doch im selben Augenblicke ertönte ein unwillkürlicher, plötzlicher, zitternder Laut von dem dunklen Ende des Flur's her, daß Baptist fast erschreckt den Kopf danach umwandte und überrascht fragte: „Was war das — wer ist da?"

Walewska zuckte antwortlos die Achsel und führte ihn in's Zimmer, in welchem Judica mit einem Buche beschäftigt saß. Einen Moment zuvor war Cölestine durch eine Nebenthür eingetreten und stand abgewandt und scheinbar zum Fenster hinausblickend. Nur wer sie von draußen zu sehen vermochte, hätte gewahrt, daß ihr Blick seitwärts

in dem zwischen den Fenstern befindlichen Spiegel haftete, der ihr das Gesicht des Ankömmlings und des Mädchens deutlich entgegenwarf.

Baptist überreichte den Brief mit einem Gruße von Baron Albert. Judica erröthete bei dem Namen und legte das versiegelte Blatt unerbrochen auf den Tisch. Wie sie wieder aufblickte, bemerkte sie die wartende Stellung des Bedienten, der mit einer respektvollen Verbeugung bemerkte, daß, wie er glaube, sein Herr Antwort auf das Schreiben erharre.

Nun erbrach sie dasselbe. Es regte sich Niemand in dem Gemach, man vernahm nur das Athemholen Judica's, nur das leise Knistern, mit dem das Papier zwischen ihren Fingern zitterte.

Sie überlas den Brief, sie wurde abwechselnd blaß und roth. Cölestine sah es im Spiegel, daß ein furchtbarer, stummer Kampf die Brust des Mädchens hob und zurücksinken ließ. Dann las Judica den Brief wiederum — rückwärts — Seite um Seite — bis die Buchstaben durcheinander zu laufen anfingen —

Sie starrte darauf hin, während ihre Hand gedankenlos vor sich auf dem Tisch tastete. Es lag ein Federhalter darauf, zierlich aus Elfenbein geschnitzt. Die irre Hand kam ihm näher — jetzt hatte der feine Zeigefinger ihn erreicht — und jetzt schauderte das Mädchen zusammen, und der Brief fiel aus der andern Hand auf ihre Knie und glitt weiter auf den Boden.

„Es bedarf also wohl keiner Antwort, gnädiges Fräulein?“ sagte plötzlich die Stimme des Bedienten.

Sie klang scharf durch die lautlose Stille; es lag etwas Höhnisches in der Anrede; die Frage war zweischneidig wie ein Dolch, der an rechter Stelle in die Brust eines Menschen gestoßen, um ihm die Besinnung zu rauben und doch die Kraft noch zu lassen, dorthin zu schreiten, wohin der leitende Arm ihn gewollt —

Die weiße Hand hatte den Elfenbeinstiel umklammert. Sie führte ihn hastig über ein Blatt und schrieb: „Deine Judica ist bereit“ —

Baptist's Augen folgten triumphirend den unsicheren Schriftzügen. Dann runzelten sich plötzlich seine Brauen, denn die Hand, welche sie geschaffen, faßte das Papier wieder und zerknitterte es krampfhaft zwischen den Fingern und warf es zu dem Brief an die Erde.

Der Bote machte diesmal eine ernsthafte Bewegung, sich zu entfernen. Allein Judica sah, ihm selbst unerwartet, mit todtenblassem Gesicht auf und sagte fest und gebieterisch: „Bleiben Sie!“

Sie nahm die Feder wieder und ein anderes Blatt und schrieb sicherer als zuvor: „Ich bin bereit. Judica.“ Dann verschloß sie die Antwort und Baptist nahm sie mit einer tiefen Verbeugung in Empfang und ging.

Die Schreiberin war aufgestanden und starrte auf die Thür, die sich knarrend schloß. Sie trat an's Fenster und

tastete mit der Hand nach dem Griff, um es zu öffnen, doch eh' sie es vermocht, begann das Zimmer um sie zu kreisen und sie fiel ohnmächtig auf das Sopha, neben dem sie gestanden.

Es war, als ob Cölestine Ohr und Augen verloren. Sie rief nicht um Hülfe, sie regte sich nicht, um die Schwankende zu unterstützen. Unbeweglich sah sie das Mädchen im Spiegel zittern, sich an dem Fensterkreuz festklammern, ihre Knie brechen —

Sie wandte sich erst um, als sie Judica besinnungslos zurücksinken sah. Doch auch jetzt eilte sie ihr nicht zu Hülfe; lautlos, wie ein Schatten, durchglitt sie das Zimmer und bückte sich an der Stelle zu Boden, wo jene gesessen und geschrieben. Ihr Gesicht hatte etwas gespensterhaft Blasses, als es wieder emportauchte und hastig den Brief des Barons Albert von Kaltburg überflog. Dann entwirrte sie das zusammengeballte Blättchen, das neben dem Briefe an der Erde gelegen. Ein sonderbares, bitterwehmüthiges Lächeln umspielte ihren Mund und er murmelte leise:

„Ich wußte es, es ist wieder März und die Frühlingsstürme brausen —“

Ihr Blick fiel nochmals auf die unsicheren Schriftzüge Judica's. „Bereit?“ wiederholte sie zwischen den Lippen — „armes Ding, weißt Du wozu?“

Sie hob stolz den Kopf; es war seltsam, wie ähnlich dieser ihm ungewöhnliche Ausdruck ihn dem jugendschönen

Kopfe des Mädchens machte, das in der Noth und Rathlosigkeit des alten Zwiespalts seines Wesens zusammengebrochen dalag.

„Diesmal bin ich bereit, Herr Baron auf Hohenwerdach, und weiß wozu", sagte sie dumpf. Sie zuckte, wie von einem plötzlichen Schmerz ergriffen, mit der Hand nach dem Herzen und schlug den Brief wieder auseinander. „Wo stand es? da — er stirbt", murmelte sie düster.

Ausdruckslos starrte sie in's Licht — „er stirbt" wiederderholten ihre Lippen mechanisch. Allmälig begann es in ihren Augen zu glänzen; sie gingen durch die Wand des Zimmers weit, unendlich weit in die Ferne hinüber. Langsam löste sich eine Thräne von der Wimper und rollte über die Wange und fiel auf die feine, magere Hand, die den Brief hielt. Das Weib fuhr erschreckt zusammen und blickte um sich; dann schlug sie die Hände über dem Gesicht aneinander, preßte lautlos den Kopf an die Wand und schluchzte: „Er stirbt."

Das Geräusch der knarrenden Thür, durch die Walewska unruhig hineinlugte, rief sie zur Besinnung. Sie stand auf, legte den Brief an den Boden zurück und gebot dem Mädchen bei ihrer Herrin zu bleiben, dieselbe nicht zu wecken, bis sie von selbst erwache und unter keinem Vorwande irgend Jemandem die Thür zu öffnen, bis sie zurückkehre. Damit warf sie einen Mantel um und ging auf die Straße hinunter, eilig vorwärts, bis sie an das hochstöckige Haus kam,

als dessen schmucklose, winddurchpfiffene Krone das Mansardenstübchen Hans Reinhards fungirte. Mit der Leichtfüßigkeit eines achtzehnjährigen Mädchens erstieg sie die Treppen, pochte an und trat zum nicht geringen Erstaunen des Besitzers und zu noch größerer Verlegenheit seines bärtigen Kameraden ins Zimmer. In den Zügen des Letzteren sprach sich ein unverkennbares Wohlgefallen aus, von der Fremden einen nicht undeutlichen und den Gefühlen seiner Brust durchaus entsprechenden Wink zu erhalten, der ihm einen wohlgeordneten Rückzug „drüben an die Ecke" ermöglichte und den er unter Beihülfe des Muth einflößenden Kriegsgesanges: „Post multa saecula — " und nach einigen mehr als verunglückten Verbeugungen auch mannhaft in's Werk setzte.

Hans' Gesicht war wie mit Blut übergossen als er Cölestine eintreten sah. Ihr Auge heftete sich verwundert auf seinen Arm; stockend und oftmals verlegen abbrechend, erzählte er ihr, sobald sie allein waren, die Geschichte seiner Verwundung. Nur den Anlaß des Duells verschwieg er, und wo er genöthigt war, an ihm vorüber zu streifen, wandte er, wie knabenhaft scheu, die Augen vor dem forschenden, stillen Blick seiner Zuhörerin zur Seite.

„Also Sie waren der Eine aus der Menge der Verläumder", murmelte sie bitter, „o, er versteht seine Karten zu mischen, sie müssen alle stechen."

Hans verstand nicht was sie sagte, aber sie ließ ihm auch nicht Zeit, darüber zu denken.

Sie sprach schnell mit ihm, doch klar und verständlich; seine Augen leuchteten immer freudiger, er sprang in fieberhafter Ungeduld auf, ehe sie zu Ende war und griff nach dem Hut.

Nun zauderte sie plötzlich. „Mein Gott, ich vergaß. Werden Sie es auch dürfen — Ihre Wunde — ?“

Allein Hans lachte glückselig auf: „Mit dem Arm will ich sie noch heute Nacht zurücktragen, wenn es sein muß. Ja am Liebsten — warum sollen wir bis morgen warten? Lassen Sie uns gleich — “

Doch Cölestine sagte: „Sie haben mir versprochen zu thun, um was ich Sie bäte. Es ist so am Besten — am Besten für Judica.“

Damit war auch Hans am Besten zur Geduld gebracht und sie traten zusammen auf den Flur hinaus. Sie gingen weit durch die Stadt; diesmal wußte Cölestine den Weg nicht und Hans mußte sie führen. Er war fröhlicher erregt als seit langer Zeit; die Straßen, durch welche sie gingen, weckten Erinnerungen in ihm auf, die er laut vor sich hinsprach.

„Hier fuhren wir vor einem Jahre, es war kälter damals als jetzt“, sagte er. Sie bogen um die Ecke und traten auf einen umfangreichen Marktplatz. Hans blieb einen Augenblick stehen:

„Hier hatten wir verabredet, uns um die Mittagstunde wieder zu treffen. Ich ging zum Herrn Sonnewald, dessen Adresse ich wußte, traf ihn auch sogleich zu Hause an und

bat ihn, daß er mir Unterrichtsstunden verschaffen möge. Anfänglich wollte er nicht und verlangte durchaus, daß wir wieder nach Werdach zurückkehren sollten. Aber wie ich ihm darthat, daß Niemand in der Welt, selbst ich nicht, Judica dazu vermögen könne, versprach er mir, Alles zu thun, was in seinen Kräften stehe, was er auch treulich gehalten, und ich ging von ihm und wanderte ziellos bis um Mittag durch die Straßen. Die Stunden sind mir so lang erschienen, obwohl es soviel Neues und Fremdes überall für mich zu sehen gab; schon um eilf Uhr stand ich hier an der Ecke und wartete. In der Morgenfrühe war es still und leer auf dem Platz gewesen, doch je näher der Mittag kam, desto belebter wurde es und die Leute wogten und drängten an mir vorüber und liefen gegen mich an, denn ich ging immer auf und ab und dachte an die Zukunft, wie wir uns Alles einrichten und in der großen, fremden Stadt leben wollten. Dann fühlte ich plötzlich, wie eine Hand von hinten meine Schulter berührte und wandte mich glückselig um, daß ich mein Schwesterchen oder vielmehr sie mich wiedergefunden — da war es Herr Sonnewald, der etwas verlegen sagte, daß er grade des Wegs gekommen und dann mit mir auf und ab ging, bis die Uhr Eins schlug und er fort mußte. Er bat mich, am Abend jedenfalls mit Judica zu ihm zu kommen, und ich blieb an der Ecke, Stunde um Stunde, bis es dämmerte, die Luft kalt und mir immer heißer und banger ums Herz wurde.

Eine Thräne trat bei der Erinnerung in das Auge des Erzählers. „Armer Junge", murmelte Cölestine leise, die ihm mit liebreichen Blicken zugehört. „Weshalb hat Herr Sonnewald denn später Judica niemals aufgesucht, als er von Ihnen erfahren, wo sie sei?" fragte sie im Weitergehen.

Hans stockte. „Er hat nie mehr von ihr gesprochen. Nur einmal sagte er, sie habe ja guten Schutz bei seinem ehemaligen Zögling gefunden, aber er trage kein Verlangen, den Baron Albert wieder zu sehen. Doch an mir hat er sich das ganze Jahr hindurch als treuer Freund bewährt."

Er seufzte leise und Cölestine schwieg. „Da ist der Igel", brach er endlich fröhlich wieder aus, „und hier standen wir auch, als der gute Sebald uns wie ein paar Stückfässer abgeladen hatte. Wenn er nur dort ist."

Sie traten in das Wirthshaus und kamen nach einer Viertelstunde, von Sebald bis an die Thür geleitet, wieder hervor. Auch das Gesicht des Letzteren glänzte vor Freude und er schnalzte einmal über das andere sein: „Hot, Lise!" mit der Zunge. „Sie sollen nich einen Augenblick zu warten haben, nä, keine Secunde nich. Wird de Lise eine Freud' haben — wieder so, und nich als Pre—ti—o—sa — hot, Lise!"

Sie drückten ihm beide die Hand und gingen in eifrigem Gespräch den Weg, den sie gekommen, zurück. „Der Vater ist gut und mild und die Mutter hat mehr Gewalt über

ihn, als man denkt", sagte Hans. „Weil wir — weil Judica es gewollt, hat er uns unsere Wege gehen lassen, hat nicht geschrieben und sich nicht um uns bekümmert. Denn er hat es vorausgewußt, daß dieser, daß der morgende Tag kommen und daß Noth und Trübsal uns am Besten lehren werde, was wir verloren und was wir wiedergewonnen."

Cölestine murmelte bitter, doch leise, daß Hans es nicht verstand, zwischen den Lippen: „Es giebt Väter, die nicht danach fragen, ob ihre eigenen Kinder in Noth und Trübsal untergehen. Ein Wunder des Himmels wäre es, wenn ein Mann zum zweitenmal zwei fremde Kinder in seinem Herzen aufnähme."

Sie ging jetzt schweigend neben ihrem Begleiter, der sich vor Judica's Wohnung von ihr trennte. Droben hatte sich seit ihrer Entfernung wenig verändert. Judica empfing sie ohne Verwunderung und ohne Frage; nur der Brief war vom Boden verschwunden und befand sich muthmaßlich unter andern Papieren, welche sie durchblättert hatte und sorgfältig wieder verschloß. Einsilbig verann der Abend; manchmal blickte Judica auf und öffnete die Lippen, als ob es sie dränge, etwas auszusprechen. Doch es kam zu keinem Wort und sie stand frühzeitig auf, wünschte Cölestine gute Nacht und ging. In der Thür nur wendete sie sich noch einmal und sagte kurz, daß am andern Abend um acht Uhr ein Wagen kommen werde, um sie zu holen, und

daß sie wünsche, daß Cölestine sie begleite. Sie schloß die Thür, ohne auf eine Antwort oder Frage zu harren; allein die Zurückgebliebene schien auch nichts der Art zu beabsichtigen. Sie wartete ein paar Minuten, dann trat sie leise an die Uhr, stellte den Zeiger derselben um eine Stunde vorauf und setzte sich, den Kopf in die Hand gestützt, wieder auf ihren Platz. Die Stunden kamen und gingen, sie regte sich nicht. Ihre Augen blickten in die langsam niederbrennende Kerze und nur manchmal flüsterten ihre Lippen unbewußt und lautlos: „Er stirbt — “.

Jede Nacht nimmt ein Ende, ob es mit Ungeduld ersehnt, ob es mit Herzklopfen gefürchtet wird. Die Nacht beschleunigt ihren Gang nicht, noch verzögert sie ihn für ruhevolle oder für schlaflose Augen; der Morgen kommt immer in gleicher Weise und beginnt den Tag, und der Tag verläuft unbekümmert darum, was sein Scheiden bringt und wozu es das Zeichen giebt.

Judica und Cölestine blickten oftmals im Verlauf des Tages auf die Standuhr, die ihre Zeiger gleichmäßig weiterbewegte, obwohl die Augen der Hausbewohner unruhiger über sie hinstreiften denn je. Der Unterschied bestand nur darin, daß Cölestine ihre Unruhe zu verbergen suchte, besonders, wenn draußen ein Schritt auf der Treppe ertönte, während Judica sich der ihren, unbekümmert um ihre Umgebung, völlig hingab. Fast schien sie jetzt eine Frage von ihrer Gefährtin zu erwarten, zu wünschen; doch diese schwieg

beharrlich und der Mittag kam und nach ihm Fieberhitze auf Judica's Stirn, die mit tödtlicher Blässe wechselte. Dann verschwand sie und schloß sich in ihrem Zimmer ein, aus dem sie erst in der Dämmerung, ganz in weiße Seide gekleidet, wieder hervortrat.

Sie hatte das kostbarste Gewand aus ihrer Bühnengarderobe ausgewählt und Cölestine stieß einen unwillkürlichen Laut des Entzückens über die bräutliche Schönheit des Mädchens aus; aber dann wandte sie sich ab und es kam keine Frage über ihre Lippen. Der Zeiger der Uhr wanderte verstohlen beobachtet fort; es schlug draußen sechs Uhr von den Thürmen, doch Judica zählte die Schläge nicht. „Sieben", murmelte sie leise —

Es war tödtlich lang und doch wieder schien es ein Augenblick. Auf der Straße war es stiller geworden, der Tageslärm hatte sich gelegt. Nun schritt der Minutenzeiger über den Rand der römischen Zehn des Zwölfzeichens und gleichzeitig kam drunten das Rollen eines einzelnen Wagens durch die Gasse, das vor dem Hause plötzlich erstarb. Cölestine hatte seit einigen Minuten das Zimmer verlassen; Judica schauderte heftig zusammen: „Sie sind präcis", stammelte sie.

„Der Wagen wartet, Fräulein", sagte Cölestine eintretend kurz. Dann wurde kein Wort mehr gewechselt. In Mäntel gehüllt gingen sie hinunter, eine altmodische Kalesche harrte ihrer vor der Thür. Die nächste Straßenlaterne war

entfernt; der Kutscher stand, ebenfalls in einen dichten Mantel mit hohem Halskragen gewickelt, etwas seitwärts und schloß hinter den Eingestiegenen den Wagenschlag. Die Pferde zogen bereits an, als sich noch eine männliche Gestalt aus dem Schatten der Hauswand ablöste und eilfertig zu dem Kutscher auf den Bock stieg. Dann rasselte der Wagen die Straßen hinunter, aus eine in die andere, über Märkte und Brücken, bis die Straße breiter wurde und die Häuser an der Seite, mit Gärten untermischt, zurückwichen. Nun ein leiser Stoß, das Pflaster der Stadt verschwand, sanfter rollten die Räder auf der glatten Chaussee zwischen dunkle weitgedehnte Felder hinaus und wiegten die Insassen des Wagens in halbwache, erwartungsvolle, herzklopfende Träume.

„Sehen Sie, Herr Reinhard, sie kommt nich mehr heraus, wenn ich vorbeifahren thue“, sagte Sebald wohlgefällig mit der Peitsche knallend, wie das Wirthshaus „zum grünen Baum“ zur Rechten unter den Bäumen auftauchte; „das macht, wir sind auch seit Jahr und Tag nich mehr bei ihr vorgekehrt, ich und de Lise. Nä, braune Lotte, is nich mehr, — hot Lise!“

Sebald erzählte sehr viel, das Hans anfänglich nur halb und bald gar nicht mehr hörte, denn er schlief ein und träumte, daß er auf einem Wagen von Winfeld der großen fremden Stadt entgegenfahre. Er hielt Judica im Arm und hatte die ganze Nacht hindurch Obacht, daß sie ihren

Kopf nicht wider die scharfe Kante der aus den Mehlsäcken vorspringenden Kiste stoße. Davon schmerzte ihm der Arm —

Hans fuhr auf, die kalte Nachtluft drang durch den Mantel empfindlich an seinen verwundeten Arm. Doch er kam nicht völlig zur Besinnung. Er hörte die Stimme des Fuhrmanns wieder, die unablässig zurück perorirte — „nicht wahr, Jungferchen? ja wohl, Jungferchen" — und der Traum kam wieder und in ihm fuhr er wieder von Winfeld in die große, fremde Stadt.

Auch Sebald ließen die Erinnerungen nicht Ruh. Nur vergaß er unausgesetzt, daß er nicht auf dem offenen, mit Sackleinwand überzogenen Fuhrmannswagen saß, sondern daß seine weiblichen Passagiere hinter ihm sich in einer festverschlossenen Kalesche befanden (von der er frech gelogen, daß er sie umsonst geliehen erhalten, während er aus seiner eigenen Tasche einen tüchtigen Miethspreis dafür bezahlt hatte), und daß der Märzwind alle seine Anreden und Interlocutionen ungehört in die Nacht und die Felder hinaustrug. „Jungferchen — Madame Cölestine — Pre—ti—o—sa" — es verklang einmal über das andere vergeblich; allein Sebald war nicht der Mann, der sich dadurch abschrecken ließ. Wenn er „Madame Cölestine" sagte, hatte es einen eigenen Ton. Es lag etwas von Scheu darin, die sich sonst nicht grade in seinem Thun und Reden offenbarte. Allein weder das Jungferchen noch Madame Cölestine hörten

ihn, und allmälig kam das Gefühl, daß Mitternacht schon seit ziemlich geraumer Zeit vorüber sein müsse, auch über Sebalds Augen. Sie nickten zu und sahen rasch wieder auf —

Was lag daran? Lise wußte ja den Weg, und Lise, das kluge Thier, wußte ja wohl auch viel besser, welchen Passagier es sicher in Winfeld abzuliefern hatte. Muthmaßlich wußte es ebenfalls schon, daß heut dort nur Station gemacht wurde und daß es in wenigen Stunden weiter ging, auf das Berggelände zu — „hot Li—se— "

Was war das? Er mochte einen Augenblick, vielleicht fünf Minuten die Augen gegen den scharfen Wind zugemacht haben — es war noch unzweifelhaft tiefe Nacht gewesen — und jetzt ging die Sonne vor ihm auf? Sebald rieb sich die Augen; es war eine merkwürdige Sonne, welche die ganze Welt um ihn her finster ließ, und nur einen schmalen Abschnitt vor der Chaussee erhellte. Dazu schnaubte Lise eigenthümlich witternd in die Luft — Sebald stieß seinem schlafenden Gefährten den Ellbogen in unceremoniöser Weise in die Seite und rief:

„Herr Reinhard, es brennt! Es brennt wahrhaftig! Wo brennt's? In unserm Dorf brennt's, Lise! Da liegt kein lebendiges Haus anders als Winfeld; unsere Krippen brennen ab, unser Hafer brennt, hot, hot, hot, Lise!"

Und Lise begriff im Nu die letzten, inhaltsschweren Worte, und der Wagen flog, wie vom Sturmwind gepeitscht, die glatte Chaussee hinunter.

Drinnen erwachten die Frauen erst von dem Geschrei und Getöse, das an ihr Ohr schlug, als sie zwischen die Häuser von Winfeld auf das Gasthaus „zum goldenen Ochsen“ zufuhren. Das Dorf war tageshell; ab und zu, wenn der Wagen um eine Ecke bog, fiel der lohe Schein des Brandes blutig in die Scheiben hinein. Judica starrte entsetzt hinaus: „Wo sind wir? Was geht hier vor?“ fragte sie.

Die Kirchenglocken wimmerten durch die Nacht um Hülfe; dazwischen scholl lautes Rufen: „Nach der Kirche! die Spritze nach der Kirche! das Dach fängt Feuer!“

Das brennende Haus oder die brennenden Häuser, denn die Gluth erschien für eines zu gewaltig, waren mit Stroh gedeckt, das wie Zündraketen in die Luft hinaufwirbelte und die nahegelegene Kirche in einen Feuerregen einhüllte. Das Gasthaus befand sich ziemlich entfernt von der Brandstätte und war von allen Angehörigen, die zum Helfen fortgeeilt waren, verlassen. Nur die beleibte Wirthin stand unter der Thür und blickte besorgt nach dem anwachsenden Feuerschein hinüber.

„Sie sorgen wohl für das Jungferchen und für Madame Cölestine“, sagte Sebald, vom Bock springend zu Hans; „ich muß mit 'nüber, da hat's Arme nöthig. Bleib stehen, Lise, bis ich wiederkomm'!“

Lise wieherte ihm bejahende Antwort nach, wie er hastig fort stürzte. Hans öffnete den Wagenschlag und Judica sprang heraus. Sie starrte Hans sprachlos in's Gesicht,

dann um sich und auf die dicke Wirthin, über deren ängstliche Züge doch ein freudig erstauntes Lächeln flog, als sie das Mädchen gewahrte. „Was ist das? das ist Winfeld, das ist nicht Alberts Wagen", stotterte sie.

Cölestine sprach seitwärts ein paar Worte mit der Wirthin; dann faßte sie die Hand der verwirrten Judica und zog sie, ihrem Widerstreben zum Trotz, mit sich in's Haus, die Treppe empor, in ein für das Dorfwirthshaus behaglich ausgestattetes Zimmer. Sie winkte Hans, der ihnen gefolgt war, sie allein zu lassen und schloß die Thür.

Es dauerte einige Minuten, bevor Judica sich den Gedanken, von Hans und Cölestine überlistet worden zu sein, klar gemacht hatte. Allmälig aber stieg ihr die Zornesröthe in die Schläfen; sie warf ihrer Gefährtin einen funkelnden Blick zu und fragte, einen Schritt auf sie zutretend, scharf:

„Was bedeutet das Alles?"

„Daß Baron Albert von Kaltburg um eine Stunde zu spät gekommen ist", antwortete Cölestine ruhig. Sie wollte die herabhängende Hand des Mädchens fassen, aber dies entriß sie ihr heftig und sagte:

„Treibt ihr Spiel mit mir? Bin ich nicht Herrin über mich selbst, zu thun, was ich will? Ich brauche keinen Vormund, Niemand hat ein Recht, mich zu hindern. Ich will einen Wagen, will in die Stadt zurück — sogleich!"

Sie hatte, ehe Cölestine zu antworten vermochte, den Drücker der verschlossenen Thür gefaßt und rüttelte gewaltsam

daran. Dann stampfte sie zornig mit dem Fuß auf den Boden und stieß athemlos und gebieterisch aus:

„Oeffnen Sie! Ich befehle es Ihnen! Mein Bräutigam hat Sie mir als Dienerin zugesellt, nicht als Hofmeisterin, und ich will zu ihm — jetzt grade, da Sie mich hindern wollen, verstehen Sie, ich will!"

„Als Dienerin", wiederholte Cölestine schmerzlich, „ja, Du sagst es, und ich habe Dir treu gedient, Dein Lebelang bis heute Abend — laß es mich noch eine Viertelstunde sein, Judica, dann will ich Dich lassen, will gehen, denn Du sagst es, Du bist frei und ich bin Deine Dienerin, Deine Sclavin. Hast Du von den Sclavenmüttern gehört, drüben, jenseits des Oceans, die ihr Kind verläugnen, weil seine Haut weiß und die ihre farbig ist? Die all' ihre Liebe, ihr Verlangen in's Herz zurückpressen, um ihrem Kinde nicht den Fluch mit in's Leben zu geben, daß es die Verachtete vor den Ohren der Welt „Mutter" nennt —"

Es lag ein zitternder, unnennbarer Schmerz in den Worten, daß Judica betroffen stehen blieb, daß ihre Hand nicht mehr der suchenden Hand Cölestinens widerstrebte, die sie an sich und auf einen Stuhl neben sich zog. Durch das Fenster fiel der rothe Flammenschein des immer höher aufzüngelnden Brandes, der das Kirchendach ergriffen, auf Judica's Antlitz, doch in dem stillen Gemach achtete Niemand auf das tobende Element, und Cölestine begann mit leiser, gedämpfter Stimme:

„Höre mich noch einmal, Judica, dann magst Du gehen und Baron Albert von Kaltburg die Hand reichen. In diesem Monat sind es achtzehn Jahre, daß drüben in der Stadt, aus der wir gekommen, ein Mädchen lebte, das, von unbezwinglichem Drang getrieben, das Haus ihrer Eltern verlassen und sich dem Theater ergeben hatte. Sie war gefeiert, denn sie besaß Talent und man sagte auch, sie sei schöner, als ihre Genossinnen. Ein junger, vornehmer Herr, der täglich das Schauspiel besuchte, fand dies ebenfalls; er sagte es ihr, zuerst mit Blicken und Kränzen aus der Loge, dann hinter den Coulissen, endlich auf dem Heimweg, im Wagen, denn sie hatte ihm erlaubt, sie nach Hause zu geleiten. Einmal hatte sie es erlaubt, doch er machte ein Recht für immer daraus, und sie duldete es, weil sie nicht anders mehr konnte, weil sie ihn liebte. Aber weil sie ihn liebte, war sie stark zugleich und widerstand allen Verlockungen des Herzens und des Geliebten und schwur, um sich selbst vor jeder unbewachten Stunde zu schützen, in seiner Gegenwart einen unverbrüchlichen Eid, daß sie niemals anders als durch die Hand der Kirche die Seine werde. Die Verblendete —"

Die Erzählerin brach einen Moment ab und warf einen flüchtigen Blick auf das Gluthmeer, das draußen wogte, dann fuhr sie hastig fort:

„Uns drängt die Zeit, und darum dränge ich Dir ein Menschenleben in Minuten zusammen. Baron Hochseß —"

Judica zuckte bei dem Namen empor und starrte die

Sprecherin erschreckt an, allein diese drückte mit der Hand den Arm des Mädchens sanft nieder und wiederholte:

„Baron Hochseß warb um die Hand der armen Schauspielerin. Er that es in einem Briefe, in welchem er ihr den Vorschlag machte, da er sich für den Augenblick, seiner Verwandtschaft halber, nicht vor der Welt mit ihr verbinden könne, möge sie sich heimlich auf einem seiner Schlösser mit ihm trauen lassen. Sie war jung, sie war muthig und gläubig, denn sie liebte. Sie schrieb: „Deine Cölestine ist bereit“ —

Wieder durchlief ein Schauer vom Wirbel bis zum Fuß das gespannt aufhorchende Mädchen. „Du — Du?“ stammelte sie athemlos, mit großen, unruhvollen Augen das ernste Gesicht ihrer Gefährtin anstarrend. Doch wieder beruhigte sie Cölestinens weiche Hand, und ihre Lippen flüsterten weiter:

„Es war eine Nacht, von der die klugen Leute sagen, daß in ihr die Aequinoctialstürme wüthen; ihr aber war es und ist es mehr denn je in der Erinnerung, als ob tausend unsichtbare Geister in Luft und Erde gekämpft, um ihr den Weg nach dem fremden Schlosse zu versperren. Doch Jeder trägt sein Verhängniß uralt vorherbestimmt in sich — schnell, weiter, weiter — da ist der finstre Saal mit den alten Ahnenbildern, die an der Wand schwanken und zittern; die Kerzen flackern in den silbernen Armleuchtern und beleuchten ein glattes, unheimliches Lakaiengesicht. Ein mildblickender, ehrwürdiger Mann in geistlicher Tracht steht vor

dem Altar — der Sturm winselt durch die Corridore und der Donner kracht — und er spricht: „Wenn eure Sünde auch blutroth wäre, ich will sie weißer machen, denn Schnee“, und seine Stimme bebte — o, der ehrwürdige Schurke —“

Auch Cölestinens Lippen zitterten, klopfend stieg das Blut ihr in's Antlitz, weiß, unbeweglich wie eine Bildsäule saß Judica neben ihr. „Fort, fort! Das Kirchendach stürzt! Heraus! Rettet euch!“ schrie es vielstimmig in der Ferne durcheinander.

„Er trug mich auf den Armen fort, denn ich war sein“, flüsterte Cölestine geheimnißvoll, „und ich liebte ihn. Drüben im dämmerhellen, durchleuchteten Gemach küßte er mich und ich küßte ihn wieder, denn ich liebte ihn —“

Ihre Augen leuchteten, doch sie fuhr plötzlich, wie der Gegenwart des Mädchens bewußt werdend, mit der Hand über die Stirn und murmelte dumpf:

„Er war schlecht und edel; Himmel und Hölle rangen in ihm, da kam der Teufel, der schlimmste Teufel, den die Erde trug, und er fiel —

Ich fühlte ihn in meinen Armen schaudern, im Dunkel fühlte ich eine Thräne, die auf mein Gesicht fiel. Ich fragte ihn liebevoll, was ihm sei, ich flehte, ich beschwor ihn —

O hätt' ich es nicht gethan, hätt' er es nicht verrathen! Wär' er verstockter gewesen — doch ihn packte die Reue. Er weinte, er schwur, daß er mich ewig lieben wolle und

dann flüsterte er, den Kopf an meine Brust gepreßt — daß nicht er den Gedanken gehabt, daß derselbe ihm eingegeben worden von dem Lakaien mit dem glatten, unheimlichen Gesicht — jenem, der Dir den Werbebrief Baron Alberts überbrachte — daß der Priester kein Priester, und die Trauung keine Trauung gewesen —

Ich habe nicht mehr gehört. Wie ein Blitz flammte es durch meine Seele und ein blauer, funkelnder Blitz brach zugleich durch das Fenster. Er zeigte mir die Thür, den Corridor, den ich hinabflog — hinaus, in's Freie, in die Nacht und den Sturm, betrogen, verrathen, entehrt, mir selbst und der Menschheit und der Liebe aller Zeiten zur Schmach. Ich hörte ihn hinter mir rufen — ich lief in den Wald hinein, ich suchte eine Tiefe, ein Gewässer, einen Abgrund —

Ich erzähle Dir eine lehrreiche Geschichte, Judica, was soll Dir der Rest, zum mindesten in diesem Augenblick? Es ist leicht gesagt, hier im sichern, warmen Gemach, daß mich fror, lange Tage und Nächte; es ist leicht gesagt, daß ich sterben wollte, aber es ist schwer gethan. Schnell, weiter — mir graut bei der Erinnerung, wie elend Menschen zu werden vermögen und doch nicht die Kraft haben, das Elend selbst zu beenden. Und dann kam der Frühling — und dann wollt' ich nicht mehr sterben. Es war schön im Wald, wohin kein Menschenfuß trat, so lang der Sommer währte, und aus dem Schilf am Weiher konnte man sich ein Bett machen

und träumen im Sonnenschein — von der Zukunft, vom nächsten Winter träumen, wo ich nicht mehr allein sein würde —

Und als der Winter kam, kam mit ihm ein Mädchen — arme, barmherzige Menschen, einsam im Wald, gönnten ihm ein Dach, daß die Mutter es nicht mit ihrem Körper vor Frost und Unwetter zu schützen brauchte. Außerdem war ich noch reich, ich hatte in die Stadt geschrieben, daß man meine Flitter verkaufte, und ich hatte Geld —

Als der Frühling wiederkehrte, hatte ich keins mehr. Es ist schrecklich, daß der Hungernde kein Brod hat ohne Geld, aber das Furchtbarste ist, daß eine Mutter ohne Geld keine Milch hat für ihr Kind — wieder war es März und ich dachte wieder, ein rascher Sprung in den Weiher und die Wasser schlagen hastig über uns zusammen und alle Noth, aller Jammer ist aus —

Da vernahm ich von einer Mutter, der ihr Kind gestorben —"

Ein furchtbares, betäubendes Krachen, das die Wände des Hauses erzittern ließ, rollte durch die Luft und gab Nachricht, daß das Dach der Kirche in sich zusammengebrochen sei. Judica war aufgesprungen, doch sie hörte nichts von dem Getöse draußen, sie stammelte nur keuchend die Worte nach: „Eine Mutter, deren Kind gestorben war —?"

Auch Cölestine hatte sich zitternd von ihrem Sitz erhoben. „Und ich dachte, fuhr sie mit sonderbarer, leise schluchzender

Stimme fort, „ich dachte — ich weiß nicht, was ich dachte, — aber ich nahm mein Kind mit Sonnenaufgang und trug es durch den Wald — die Vögel sangen fröhlich über mir — und ich trug es in's Dorf hinab — leise am Schloß vorbei, hinunter nach Niederwerdach in den Garten der Mutter, die ihr Kind verloren, der Gattin des Mannes, dessen Beruf es war, die Armen und Verstoßenen aufzurichten und zu trösten —“

Judica stieß einen irren Schrei aus und streckte ihr die Arme entgegen. Aber ihre Füße trugen sie nicht mehr, sie fiel — und ihre Mutter umfaßte den zusammenbrechenden Leib des schönen Mädchens und flüsterte, die Stirn an ihre Wange geschmiegt:

„Mein Kind, meine Judica, ich mußte mich verrathen; denn ich mußte Dich retten vor dem Schicksal Deiner Mutter. Niemand weiß es, als Du allein, und Niemand wird es erfahren. Kehre zurück zu ihnen, die sich meiner und Deiner erbarmt, und die farbige Mutter wird ihr Kind verläugnen, wie sie es bis heut' gethan.“

Ihre Stimme erstickte unter Thränen — ein lautes Klopfen an der Thür und der Ruf Sebald's: „Madame Cölestine!“ riß sie verwirrt aus Judica's Armen empor. Sie trat an die Thür und öffnete; der Fuhrmann hielt ein großes, versiegeltes Papier in der Hand und reichte es ihr. Er trug eine breite Schramme am Kopf, von der er das Blut mit der umgekehrten Hand fortwischte und sagte:

„'S is nix, 's hat nix zu bedeuten. Auch's Feuer kriegen se schon unter. Wir hab'n Alles, was nich niet- und nagelfest war, aus der Kirch' rausgetragen, und's Andre is verascurirt. Ein paar Schränke hab'n wir aufbrechen thun müssen, und da hab' ich den Brief da gefunden und bei mir gedacht, da ich sonsten nie von einer Cölestine nich gehört habe — bloß dieweil, daß Fräulein darauf steht, hat's mich confus gemacht — und deshalb wollt' ich nur anfragen thun —"

„Fräulein Cölestine Friedberg" — „Sie haben Recht, Sebald, das Papier ist an mich adressirt", sagte Cölestine verwundert und brach, sichtbar weniger aus Neugier, als um ihre Aufregung in Gegenwart des Zeugen zu bemeistern, mit zitternder Hand das große Kirchensiegel auf.

Es sind die Iden des März. Sehr still ist es im Schloß zu Hohenwerdach; sehr laut ist es draußen. Der Wind kommt vom Walde her und braust um die Thürme und Erker des alten Gebäudes. Hoch über das Dach schwingt er sich in den rings umschlossenen Hofraum und peitscht die laublosen Aeste der Ulmen, die noch nichts von dem knospenden Frühling draußen im Buchengehege wissen. Auch Thüren hindern ihn nicht; er poltert die Treppen hinauf und seufzt durch die langen, finsteren Corridore. Dann dringt er durch die Wand und winselt hinter den verblichenen Gobelins, und

bewegt geisterhaft lebendig die alten Ahnenbilder auf und ab.

Und auf und ab wie er, ruhelos wie der Wind, und geisterhaft-lebendig wie die Gemälde an der Wand, bewegt sich eine hohe, gebückte Gestalt durch die Corridore, durch die weiten, öden Gemächer. Sie ist aus dem Erdgeschoß gekommen und schleicht, zur Verwunderung der stumm nachblickenden Diener, die Treppe hinauf und durch die öden, dumpfluftigen, nachhallenden Säle. Nun blickt ein Gesicht durch das Fenster des runden Thurmgemachs neben dem weiten Ahnensaal — ein weißes, todtes Gesicht von der Farbe des silbernen Haares und Bartes, die es umgeben, nur matter, wie zerfallende Asche. Und wie zwei vergessene Kohlen glühen aus ihm zwei dunkle, ruhelose Augen, die in die Ferne zum wolkentrüben Himmel emporschweifen und zurückwandern in's Zimmer, über die Wände, den Boden, den runden Tisch in der Mitte — und sie schaudern, und die schleichenden Füße irren wieder weiter.

Der Baron Hochseß von Hohenwerdach ist noch in den Vierzigen, doch wer ihn sieht, glaubt, daß er das höchste Ziel des menschlichen Lebens erreicht hat. Welke, erschlaffte Haut umhüllt das knöcherne Gerüst seines Körpers, die durchgrabene Stirn, die hohlen, fleischlosen Wangen. Seine verschrumpften Finger zittern und seine Knie brechen im Schritt — seit Monaten hat er drunten im Armstuhl gesessen, wortlos und ohne Bewegung; es ist bewunderungs-

werth, wie treu seine Gattin für ihn sorgt, die seine Pflege keinem Diener überläßt und ihm selbst die wenige Speise, die er zu sich nimmt, bereitet und an die Lippen führt. Da plötzlich steht er auf, als ob der Wind, der an die Scheiben klopft, ihn gerufen, und schleicht mit schwankenden Schritten davon und hinauf —

Der Tag ist so wolkenschwer und trübe, daß es in den düstern Gemächern kaum hell geworden zu sein scheint, allein jetzt, wo die Dämmerung kommt, und die Schatten von draußen hineinfallen — wie mit gespenstischen Armen greifen sie durch's Fenster und wallen in schleppenden Gewändern über den Boden — da duldet es ihn nicht, hier nicht und dort nicht, die brechenden Knie müssen weiter und er deckt angstvoll die Augen mit den welken, kraftlosen Händen —

„Das sind
Die dunklen Schatten fürchterlicher Thaten,
Die länger werden, weil der Abend kommt —“

„Licht! Licht!“ tönt es irr von droben, und die Diener stürzen empor. Der Baron liegt wie leblos am Boden, das Gesicht auf einen verblichenen Sammetschemel gepreßt. Wie der Schein des Lichtes auf ihn fällt, sucht er sich aufzurichten, doch die Kraft versagt ihm und sie tragen ihn auf eine Ruhbank. Seine Stimme ist schwach und kaum hörbar; es stehen altmodische, verstäubte Armleuchter von Silber an den Wänden mit halb herabgebrannten Kerzen und er winkt, daß man sie anzünden soll. Dann sagt er: „Den

Pfarrer drunten aus dem Dorf, sogleich! und bleibt, bis er kommt", und schwerathmend legt er die matte Stirn zurück.

Der alte Mann drunten im Dorf ist auch grauer geworden im letzten Jahr, aber er hat das Recht dazu, denn er befindet sich von den Siebzigen nicht mehr allzuweit und ist, in umgekehrter Weise wie droben auf dem Schloß, rüstig wie ein Vierziger. Wie die Botschaft ihn in seinem Studirzimmer trifft, legt er ein kleines Büchlein, das bis auf wenige Blätter darin eng beschrieben ist, aus der Hand, schließt es sorgsam in seinen Schreibtisch und springt auf. „Ist es — ist es an der Zeit?" fragt er ernst und eilt auf die Hausthür zu. Allein eh' er sie erreicht. kommt zum Glück noch die umsichtige Frau Sophia und gewahrt zu ihrem Sch[illegible], daß er im Begriff steht, sonder Ueberrock und [illegible] [illegible] den windigen Märzabend hinauszugehen, und er [illegible] [illegible] fügen, und während des Anziehens mittheilen, wohin [illegible] so plötzlich begiebt. Dann seufzt Frau Sophia — [illegible] so sehr über den sterbenden Mann drüben, sie hat n[illegible] eine besondere Vorliebe für irgend Jemand im Schlosse gehabt — sondern sie nimmt die Gelegenheit wahr, einmal recht tief über Dinge aufzuseufzen, über die man nicht laut im Pastoratsgebäude klagen darf, und Pastor Baumholz folgt so eilig, wie wenig Männer seines Alters es thäten, dem Boten durch das Dorf und den ziemlich steilen Weg nach Hohenwerdach hinauf.

Im Flur des Erdgeschosses steht trotz der Zugluft die

Freifrau Natalie von Hochseß-Kaltburg und zürnt mit einigen verlegen umhergaffenden Dienern, deren Muthigster stotternd sagt: „Der Herr Baron haben befohlen —"

„Dummkopf, ich bin die Herrin des Hauses und in wenigen Tagen hat Niemand zu befehlen, als ich. Bedenkt das; ich will hinauf", erwidert die Baronin, und setzt, ohne daß die Diener sie mehr zu hindern wagen, den Fuß auf die nach Oben führende Treppe. Allein bei dem Geräusch, das vom Portal her ertönt, wendet sie den Kopf und beißt beim Anblick des Pastoren die weißen Zähne heftig auf die Unterlippe. Sie liebt den alten Mann aus dem Dorf ebensowenig, wie er sie, und fragt zornig die Nebenstehenden: „Wer hat den geholt? Ich jage ihn noch zur Nacht aus dem Hause!"

Pastor Baumholz bekümmert sich nicht um die ergrimmte Miene der gnädigen Frau und fragt ruhig, wo der Baron sich befinde. Dann grüßt er im Vorübergehen gemessen die Baronin und steigt die Treppe hinauf; sie zaudert einen Augenblick und folgt ihm dann. Kaum hat er die Thür des Saales geschlossen, als sie dieselbe wieder öffnet und mit ihm vor der Ruhbank, auf der ihr Gatte liegt, steht.

„Ich glaube, Du bedarfst am Meisten der Ruhe und solltest Dich hinunter und in's Bett begeben", sagt sie.

Doch die Augen des Barons heften sich mit einem wunderlichen Glanz in ihr Gesicht. „Natalie, ich habe befohlen, Niemanden herauf zu lassen, als den Pastor —"

„Du bist krank; dies ist der Platz für Deine Frau und nicht für Fremde.“

Aber sie verrechnet sich in der Energie des Sterbenden. Er richtet gewaltsam den Oberkörper auf und deutet auf die Thür. „Der Pastor ist kein Fremder für mich; er ist mir der Nächste in diesem Augenblick. Noch bin ich Herr hier, warte noch eine Nacht. Jetzt befehle ich noch — geh'!“

Die Diener stehen erstarrt; auch die Baronin Natalie ist verwirrt. „Baptist“, murmelt sie leise, „daß er heut', daß er jetzt fehlen muß.“

Ihr Auge funkelt vor Angst und Wuth; dann bewegt sie sich hastig vorwärts, neigt sich noch einmal an das Ohr ihres Gatten hinunter und flüstert schnelle, unverständliche Worte.

Es zuckt krampfhaft in den magern Händen des Barons und über seine Züge fliegt eine Geberde des Abscheu's, als wolle er sie gewaltsam von sich stoßen. Doch ihm fehlt die Kraft oder er hat die Kraft, sich zu bezwingen und antwortet ruhig:

„Thu' was Du willst; ehe der Tag kommt, habe ich aufgehört zu fürchten — hier wenigstens. Jetzt geht alle, nur Sie bleiben!“

Er spricht es so gebieterisch, die Hand des Pastoren dabei erfassend, daß kein Widerspruch möglich ist, und daß die Diener es deutlich erkennen müssen, wessen Wille an diesem Abend noch im Hause Geltung erheischt. Sie gehorchen stumm und verschwinden, und auch die Baronin geht scheuen

Blickes mit ihnen. Nur wie sie an dem Pastor vorüberstreift, flüstert sie, ihren Widerwillen gegen den alten Mann bezwingend: „Achten Sie nicht auf das, was er sagt; er ist verrückt."

Die Thür schließt sich hinter dem Letzten — „achten Sie auf das, was ich sage, Baumholz, mein Körper ist gebrochen, aber mein Geist ist klar — Sie hören, daß meine Sinne noch scharf sind", sagt Baron Hochsteß mit bittrem Lächeln. „Ich habe Sie zum letztenmal gerufen, Baumholz; ich danke Ihnen für manchen Trost, den Sie mir in vergangenen Jahren zu bringen sich bemüht haben. Der Abend ist da, mein Leben war ein Wintertag und die Nacht kommt früh. Ich habe Sie gerufen, Baumholz — was denken Sie von dem Morgen, der auf die Nacht folgt?"

Der Kranke richtete sich auf und blickte in die ernsten Augen des alten Pastoren; dann fuhr er schnell fort:

„Nein, sagen Sie es nicht. Wir haben oft davon gesprochen, daß es keinen Werth hat, die Meinung eines Anderen darüber zu wissen. Jeder richtet sich selbst — es ist nur ein Dichterwort und steht nicht in euren heiligen Büchern, doch seit Jahren ist kein Tag vergangen, an dem nicht eine unsichtbare Stimme es an mein Ohr gesprochen: „Jede Schuld rächt sich auf Erden."

Er legte eine Secunde erschöpft den Kopf zurück, doch eben so schnell hob er ihn wieder und sagte geheimnißvoll:

„Wenn man sie selbst rächt — an sich selbst, wissentlich,

Jahre lang, Baumholz — was dann? Glauben Sie, daß sie damit auf Erden gesühnt werden kann?"

Die Lippen des Angeredeten zitterten: „Baron Hochseß, wollen Sie die Antwort des Pastoren, den der Staat und Sie selbst zu Werdach bestellt haben, oder wollen Sie die eines alten Mannes, der nach dem Lauf der Natur der Lösung des großen Räthsels näher steht, als Sie?"

Die Augen des Barons nahmen einen ängstlichen Ausdruck an. „Nach dem Lauf der Natur", wiederholte er, „es geschieht viel wider den Lauf der Natur. Wie sagte er doch, der auch zu schwach war, um Widerstand zu leisten? Ich hörte es drüben in der Residenz, als ich jung war. „Es giebt Dinge zwischen Himmel und Erde", sagte er, „von denen eure Philosophie sich nicht träumen läßt."

Seine Blicke gingen starr an dem Pastor vorbei in ungewisse Ferne hinaus. „Es ist viel von Gift darin die Rede und sie flößen es dem alten Manne ein, ohne daß er es weiß. Dann wurde sie wahnsinnig und stürzte hinaus aus dem Schloß und sie brachten sie in langen, triefenden Gewändern zurück. O, sie war schön, und alle jubelten, und ich am Lautesten, denn ich wußte, sie hörte meine Stimme heraus aus allen — und dann kämpfte er gegen die Spitze von der er nicht wußte, daß sie vergiftet war. Aber das ist keine Sühne — er mußte es wissen und dann sich nicht plötzlich hineinstürzen, sondern langsam, Stück um Stück, das giftige Erz sich hineindrücken in die Brust."

„Sie phantasiren, Hochseß; ich werde zum Arzt in die Stadt schicken lassen“, entgegnete Baumholz mild. Doch der Kranke griff krampfhaft nach seiner Hand.

„Zum Arzt? Was soll er? Glauben Sie, ich sterbe nach dem Lauf der Natur?“

Der Pastor schauderte bei der unwillkürlich hervorgestoßenen Frage zusammen. „Um Gottes Barmherzigkeit, Hochseß —“ stammelte er.

Allein dieser umklammerte seinen Arm: „Nein, gehen Sie nicht von mir. Hülfe ist zu spät und ich will keine. Nehmen Sie mir nicht den Trost, zu sterben, wie ich gelebt. Ich bin ganz allein, und es wird Niemand um mich weinen. Ganz allein mit meiner Schuld, und die Nacht kommt. Kommen Sie näher, daß Niemand es hört, denn ich klage Niemanden an, als mich — näher — Sie müssen, es ist Ihr Beruf — so — so —“

Der alte Pastor kniete vor dem Schloßherrn, der die blutlosen Lippen an sein Ohr preßte, und ihm bald stockend, bald hastig leise Worte zuflüsterte. Der Wind pfiff in Stößen um das Schloß, und die Ahnenbilder an der Wand schwankten und bebten. Dann plötzlich sprang Baumholz entsetzt vom Boden auf und rief:

„Sie? Sie waren es? Und Sie wissen nicht, daß Sie damals —“

„Still, still“, unterbrach ihn der Baron mit irrem Blick, „ich wußte darum, doch es war nicht meine Hand, die es

that. Es war die des Schurken, der mich beredet. Ich dachte, es sei ein Gottesurtheil — er konnte trinken, er konnte es nicht thun. Drüben auf dem runden Tisch stand die Karaffe und als ich in der Nacht zu ihm kam, sah ich, daß sie zur Hälfte leer geworden. Er hat seine Strafe leichter gehabt, sein Verbrechen schneller gesühnt als ich, denn er wußte es nicht. Ich habe manches Glas nachher getrunken, jahrelang, und wußte es. Wo ich Liebe gesucht, fand ich den Tod und noch mehr als das, endlose, namenlose Qual und nahm sie willig an — Baumholz — Baumholz — wenden Sie sich nicht ab, sagen Sie nur ein Wort — sühnt das mein Verbrechen, hab' ich meine Schuld auf Erden gerächt?"

Der Pastor trat mit düsterem Ernst an ihn hinan. „Mensch", sagte er dumpf, „was verlangen Sie jetzt nach der Meinung eines Menschen, von der Sie eben gesagt, daß sie Ihnen nichts bedeutet? Was ist Sühne? Qualen? Verzweiflung? Dann sühnt jeder Verbrecher seine That. Was haben Sie gethan gut zu machen, was Sie verdorben?"

„Erbarmen, alter Mann, habe Erbarmen!" flehte der Baron, „gieb mir ein anderes Geleitswort mit! Ich habe nichts gethan, als gelitten — was konnt' ich thun?"

„Womit vergalten Sie den Opfern Ihrer Ruchlosigkeit", fuhr Baumholz mit hartem Ton fort, „den Kindern des Mannes, den Sie gemordet, dem betrogenen Weibe, das Sie in Nacht und Elend hinausgetrieben — ?"

„Der Mann war ein Betrüger, ein Schurke wie ich“, murmelte der Baron.

„Verblendeter“, donnerte der Pastor, „das sind die Wege Gottes, der Ihre Schuld auf seiner Wage gewogen. Aus allen Menschen der Erde ruft er mich in Ihrer letzten Stunde, mich, der ich von allen allein nicht Barmherzigkeit, sondern Verzweiflung in Ihre Seele zu schleudern vermag. Sie haben noch nicht abgeschlossen mit Ihrer Vergangenheit, Baron Hochseß; Sie glaubten zu betrügen, aber es war eine Hand über Ihnen, die Sie unbewußt noch einmal an den Scheideweg stellte, und Sie wählen ließ, denn der Mann, den Sie getödtet, war mein Jugendfreund, war ein Diener der Kirche wie ich, der Sie vermählt hatte für Zeit und Ewigkeit, und es war Ihr rechtmäßiges Weib, das Sie hinausgestoßen in Jammer und Tod!“

Der greise Prediger hatte drohend die Hand aufgereckt, alle Milde war aus seinem Gesicht verschwunden, er sah und hörte nicht, was um ihn vorging; wie auf andere, ferne Stimmen horchend, stand er als ein zürnender Bote der Vergeltung vor dem wie ohnmächtig Zurückgesunkenen, dessen Kopf mit einem Schrei auf die stöhnende Brust herabgefallen. Ein gewaltiger Windstoß schlug wie mit tausend pochenden Händen zugleich an die Scheiben, daß die Kerzen in den Armleuchtern wild zu flackern begannen und übertönte einen zweiten Schrei, mit dem die Baronin Natalie aus

dem anstoßenden Gemach verstört hereinstürzte und in zitternder Wuth ausrief: „Es ist nicht wahr — er lügt!“

Auch den Ruf auf der Treppe draußen: „Wo ist er? Wo?“ und die eiligen Schritte im Corridor übertäubte der Sturm. Er war der Vorbote des mit knatterndem Hagelschlag heraufbrausenden Unwetters, das den Frühling vom Winter schied — nun flog die Thür auf — und ein blendend blauer, weithin erhellender Blitz flog, die Kerzen verdunkelnd, aus der schwarzen Wolke und zeigte auf der Schwelle das von ergrauendem Haar umrahmte Gesicht eines bleichen Weibes, das vor dem flammenden Schein erschreckt zurückfuhr —

Es war, als ob der electrische Funke einen Todten in's Leben gerufen, so stand der Baron Hochseß von seinem Lager aufgefahren, hochaufgerichtet und streckte die Hand nach der Thür wie nach einem gespenstischen Bilde —

„Cölestine —“ stammelte er, „so sah ich Dich zuletzt — schickt die Hölle Dein Bild herauf, meine letzte Stunde zu zermartern — ?“

„Cölestine — “ sprach der Pfarrer mit bebenden Lippen bei dem Anblick der Frau nach — „heiliger Gott, sind Sie — — ?“

„Ich bin Dein Weib, Rudolph, und komme mein Recht zu nehmen — auf Erden sollt' ich Dich nicht besitzen, ich will Deine Hand fassen, will sie halten, daß ich Dich nicht wieder, nicht für die Ewigkeit verliere. Sieh', die Hochzeits-

kerzen brennen wie damals — was sind zwanzig Jahre? was ist ein Leben voll Qualen und Elend, wenn es hinter uns liegt?"

Cölestine hatte die Brust ihres lautlos zusammengebrochenen Gatten mit den Armen umfaßt und legte ihn sanft auf die Ruhebank zurück. Dann kauerte sie, seine kalte Rechte haltend, neben ihm nieder und flüsterte zärtlich, als ob sie mit ihm allein sei und niemand sie belausche:

„Nicht wahr, Du zürnst mir nicht, daß ich so lange ausgeblieben? Ich wollte ja immer kommen, ich weiß nicht, es war wie im Traum, daß ich nicht konnte. Es war so kalt draußen im Wald und mich hat sehr gefroren. Du bist auch kalt, mein Rudolph, und Dein Gesicht ist blaß. Ich werde mit Deiner Haushälterin schmälen, daß sie nicht gut für Dich gesorgt hat."

Was ist ein Leben voll Glück und Weh, voll Schuld und Reue, daß es sich zusammendrängen läßt in eine, in seine letzte Minute? Es lag alles in den Augen des Sterbenden, die noch einmal im alten Glanze langvergangener Jahre aufleuchteten, in seiner Stimme, die in dem alten Klang erstarkte, in der alten Kraft der Jugend, mit der seine Arme den Leib des Weibes umschlangen, das ihm Alles vergab um diese eine Minute. Ob Tausende um ihn gestanden — was galt es ihm in diesem letzten Augenblicke? Er war doch allein mit ihr, er sah nur in ihr Auge — war es ein Traum oder lag wirklich jenes Leben dazwischen,

seitdem es zuletzt mit wilder, irrsinniger Verzweiflung sich von ihm gewandt, seitdem diese lieblichen Lippen sich mit gellem Schrei von den seinen gerissen?

Ja, es war nur ein banger Traum, und er erwachte und sie saß an seiner Seite und küßte ihn. Und er sagte, ihre Wangen streichelnd zärtlich: „Wir haben ja nur geträumt, Cölestine. Komm', hier lag Deine Stirn als wir zur Ruh' gingen; leg' sie wieder an die Stelle, sie wird kühl und mein Herz klopft unruhig, daß Du sie verlassen. Und wenn die bösen Träume kommen, da glaube ihnen nicht — wir schlafen nur, wir sind nicht mehr getrennt — "

Die Kraft seiner Hand erlosch wieder, wie er ihre Stirn liebevoll an sein Herz herabzuziehen suchte.

„Ich habe Dir auch etwas mitgebracht", fuhr Cölestine unter Thränen lächelnd fort, „Du hattest es ganz vergessen, da haben sich gute Menschen darüber erbarmt, als es auch so fror in dem kalten Wald, und ich habe es gehütet und immer für Dich bewahrt — weißt Du noch" — und sie bückte sich zutraulich an das Ohr ihres Gatten und flüsterte hastig einige Worte; dann wendete sie schnell den Kopf und rief: „Judica! Judica!"

„Judica?" wiederholte abermals der alte Pastor. Sein Auge richtete sich ungeduldig nach der offenen Thür, durch welche das Mädchen, von Hans gestützt, zögernd und ängstlich hereintrat, und er griff verwirrt mit den Händen nach der Schläfe.

„Siehst Du, das ist sie“, lächelte Cölestine stolz, „sie ist schön geworden, fast so schön wie Du warst, als ich Dich zum erstenmal sah. Komm, Judica, Dein Vater ist müd', reich' ihm die Hand und sag' ihm gute Nacht — “

Es war eine seltsame Gruppe, die das weite Gemach mit den schwankenden Bildern erfüllte. Keiner begriff deutlich den plötzlichen Vorgang, weder der alte Pastor, noch die Baronin Natalie, noch Hans oder Judica selbst. Es war zu schnell gekommen, zu schnell auch für die Sinne des armen Weibes, dessen Augen, seitdem es Winfeld verlassen, einen fremdartigen Ausdruck gewonnen. Cölestine sprach und lachte wie im Traum; sie küßte die kalte Hand ihres Gatten, der ihren Nacken fest mit dem Arm umschlungen hielt.

Er allein faßte Alles — es war der Blick des Todes, der in einem Moment über zwei Jahrzehnte zurückflog und sie aufrollte und schon wieder die Gegenwart umschloß. Einen Augenblick schauderte Baron Hochseß zusammen, als ob ein Todesfrost ihn durchrüttelte, dann richtete er sich empor und ergriff Judica's Hand:

„Ja, Du bist es, ich erkenne Dich“, sagte er mit lauter Stimme. „Ich grüße Dich vor allen diesen Zeugen, Judica von Hochseß, Du bist meine Tochter. Sie haben mich gefragt, Baumholz, was ich für die Opfer meiner Schuld gethan? Sie sehen, daß der Himmel mir verzeiht, denn er gewährt mir in letzter Stunde, auf Erden gut zu machen, was ich verbrochen.“

Die Hände des Pastors zitterten vor wundersamer Erregung. Er trat hastig an das Lager und flüsterte, nur dem Baron verständlich:

„Ich sehe es, Hochseß, und ich sehe mehr als Sie, denn ich sehe, daß er Ihnen nicht eine Schuld allein, daß er Ihnen die Doppelte vergeben will. Blicken Sie auf, es kniet noch jemand neben Ihrer Tochter, kniet vor Ihnen — und ich schwöre es Ihnen bei dem Dunkel des Grabes, in das ich Ihnen bald nachfolgen werde, es ist der Sohn des Unglücklichen, den Sie getödtet."

Zu viel — zu viel auch für ihn. Mit irrem Blick überflog sein Auge Hans Reinhard, der, um die schwankende Judica zu halten, mit ihr auf dem Boden niedergekniet war. Dann streckte er, wie im Dunkeln tastend, beide Hände aus, die krampfhafte Anspannung seiner Gesichtsmuskeln ließ nach und glättete sich zu einer heitern Ruhe aus, aber seine Zunge lallte schwer und stockend:

„Mein Segen über Euch — ich setze Euch beide gemeinsam zum Erben aller meiner Güter — der Himmel führt Euch zusammen, meine Schuld zu sühnen — verlaßt Euch nicht — "

Die Hände, welche das Haar der beiden Knienden erreicht und ihre Stirnen an einander gelegt hatte, glitten matt zurück. Mit letzter Anstrengung umklammerten sie wieder den Hals Cölestinens, die unbeweglich, nur heiter lächelnd, an ihrem Platz geblieben war, und sein Kopf fiel kraftlos an ihre Brust.

„Schlaf' sanft, mein Rudolph", sagte sie zärtlich, „sieh, die Lichter gehen aus und es ist Zeit. Sobald der Morgen kommt, weck' ich Dich mit einem Kusse auf."

„Er ist todt", rief plötzlich die Baronin Natalie höhnisch. „Er hinterläßt kein Testament, noch Verwandte, mithin bin ich, als seine rechtmäßige Gattin, seine unbestrittene Erbin und Herrin auf Hohenwerdach. Ich befehle Ihnen allen, auf der Stelle mein Schloß zu verlassen."

Der Sterbende öffnete bei den Worten geisterhaft die Augen, doch die Zunge versagte ihm die Antwort.

„Hier ist die rechtmäßige Gattin und Herrin auf Hohenwerdach, Frau von Kaltburg", entgegnete der Pastor ruhig, auf Cölestine deutend: „Ihre Ehe ist ungültig, Sie sind unvermählt."

Wieder vernahm niemand, daß draußen eilige Pferdehufe über den Hofraum donnerten. „Glauben Sie, daß sich das Gericht durch ein listig erfundenes Märchen und durch die letzten Phantasien eines Sterbenden betrügen läßt. Wo sind Ihre Beweise, Ihre Documente?

Baumholz stand verwirrt; die genaue Erinnerung der Mittheilung, die sein Freund Reinhard ihm vor langen Jahren gemacht, hatte ihn in der furchtbaren Stunde verlassen. Man hörte jetzt, daß Schritte durch den Corridor kamen; allein plötzlich sprang Hans, der bisher unter dem Eindruck der unerwarteten Scene seiner Besinnung nicht mächtig gewesen, in die Höhe, griff in seine Brusttasche und rief, ein Papier hervorziehend und auf Cölestine deutend: „Das

hat sie mir heute in Winfeld gegeben; es ist aus der Kirche dort gerettet, die niedergebrannt ist —"

Der Pastor griff hastig nach dem Blatt und rief nach flüchtigem Ueberblick freudig aus: „Der Trauschein, mit dem Kirchensiegel versehen, von Reinhard, von Deinem Vater unterschrieben!"

Die Baronin Natalie erbleichte furchtbar, doch im selben Augenblick jauchzte sie auf, ihr Sohn, von Baptist gefolgt, stürzte durch die Thür herein.

„Nehmt dem alten Narren das Papier! Zerreißt es! Deine Zukunft hängt daran, Albert", schrie sie.

Das listige Auge des Lakaien überflog mit einem Blick die Gruppe und begriff Alles. „Schnell, Albert, schnell!" keuchte er, auf den Pastor zueilend. Hans warf sich ihm entgegen, doch sein gelähmter Arm vermochte nicht, den Kampf mit zwei Gegnern aufzunehmen. Er ward zur Seite geworfen und Baptist streckte triumphirend die Hand nach dem alten Manne aus.

„Ich befehle es, ich, die Herrin von Hohenwerdach", rief die Baronin Natalie.

Doch plötzlich taumelte Baptist. Eine derbe Faust hatte erst den Baron Albert und fast gleichzeitig ihn von hinten gepackt, und schleuderte sie kräftig in's Zimmer zurück.

„Ho, ho", lachte Sebald, „Sie hab'ns mir freilich nicht geheißen, Jungferchen, aber ich seh's Ihnen an den Augen an, daß es so richtig is. Seh'n Sie, als ich draußen den

da mit dem Spitzbubengesicht gewahr worden, hab' ich ihm gleich nich getraut und gedacht, 's wär' besser, wenn ich ihm 'n Bischen nachgehen thäte."

Der ehrliche Fuhrmann wendete sich erschrocken um und blickte auf den Baron Hochseß, den das Getöse noch einmal aus dem Todesschlaf herausgerissen hatte, und der mit weitgeöffneten Augen in das fahle Gesicht Baptist's starrend, mit gebrochener Zunge stammelte:

„Mörder — er hat ihm das Gift — gegeben — und mir — haltet — den Mörder!"

Ein Grausen überlief die Züge Baptist's, der eine Secunde mit stieren Augen in das Gesicht des Sterbenden blickte und mit einem wilden Angstschrei in's Nebengemach stürzte. Doch Sebald, der eine ungewöhnliche Begriffsfähigkeit an den Tag legte, war ihm schon auf den Fersen und rief: „Hab' ich's doch Deinem Gaunergesicht richtig angesehen, daß Du ein gut's Galgenfutter wärst!" Allein in dem dunklen Zimmer entschlüpfte der Verfolgte seinen Händen. Er eilte auf eine andere Thür zu, aber sie war verschlossen und fluchend stürzte er zurück.

„Hab' ich Dich, wart' Schurke!" frohlockte Sebald, doch im selben Moment fuhr ihm ein heftiger, kalter Windstoß entgegen und der Körper, den er schon gefaßt hatte, glitt ihm unter der Hand fort. Ein aufgerissenes Fenster schlug klirrend in Stücke — dann folgte drunten ein geller Aufschrei und es ward still.

„Da hat Einer den Hals gebrochen, dessen Genick 'was Besser's verdient hätte“, murmelte der Fuhrmann, in den Saal zurückeilend, um vor das Schloß hinunterzustürzen. Doch auf der Schwelle hielt eine Bewegung des Pastors ihn an. Die Gruppe in dem weiten Gemach hatte sich in den wenigen Minuten verändert; die Baronin Natalie und ihr Sohn waren entflohen, und der Pastor hatte Hans und Judica an der Hand gefaßt und sprach feierlich:

„Du bist Staub gewesen und wirst Staub werden, aber wir hoffen, daß der Staub sich wieder belebe. Geh' hin in Frieden.“

„Still“, sagte Cölestine, den Finger auf die Lippen legend, „er schläft.“ Und sie beugte sich weinend und lächelnd zugleich über das Antlitz ihres Gatten und küßte ihn auf die odemlosen Lippen. — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Jahre sind seitdem vergangen. Fünfmal hat der Winter seine Decke über Hohen- und Niederwerdach gebreitet, fünfmal haben die Veilchen im Pastoratsgarten und weiter droben auf dem Kirchhof um den Denkstein geblüht, auf dem die Inschrift den letzten Träger des Hochseß'schen Namens verkündet. Den letzten — denn auch Judica von Hochseß führt den Namen nicht mehr. Sie hat einen bescheideneren angenommen und die Prophezeihung des alten Marktweibes in Winfeld sich nur zur Hälfte erfüllt. Ungewöhnlich klingt freilich der Doktortitel für den Besitzer von Hohenwerdach —

Dr. med. et chir. Hans Reinhard, doch unnütz ist er nicht, denn es giebt gar manchen Fall, der schleunige Hülfe erheischt, ehe der Doktor Fabri aus dem Städtchen geholt werden kann, der die Frau Doktorin nie anders als „Frau Collega“ begrüßt, denn Judica hat gemeint, etwas müsse eine tüchtige Frau ordentlich betreiben und wenn es sich herausstelle, daß Jemand kein Talent für das Theater habe, sei damit durchaus noch nicht gesagt, daß er nicht ein großes Licht in der Medicin zu werden vermöge, zumal, wenn man einen Mann besitze, der gewiß kein Theaterheld, und doch ein so rühmenswerther Arzt geworden sei. Dann lacht Hans und sagt: „Wider Willen, denn ich hätte meinen bärtigen Freund nicht wieder aufgesucht, wenn —“

„Wenn Du mir alt genug gewesen wärst, um schon als Ehemann für eine so gesetzte Frau zu passen“, fällt Judica ein.

„Oder vielmehr, wenn ein gewisses Fräulein nicht zu jung gewesen, um —“ Hans bricht ab und deutet auf die Nebenthür, durch die ein eigenthümliches, halblautes Weinen herüberklingt, das, in Verbindung mit den anzüglichen Worten ihres Mannes, Judica schnell und erröthend von ihrem Sitz in die Höh' richten und verschwinden läßt.

„Jeder Mann muß einen Beruf haben“, sagt der alte Pastor, ihr freundlich nachblickend, „Du wirst es mir noch im Alter danken, mein Sohn, daß ich damals Deine Ungeduld gezügelt und Dich angehalten, erst Deine Studien zu

vollenden, wie Du es mir nicht verargst, daß ich Euren Bitten nicht Folge leisten und drunten in meinem Dorfe bleiben und sterben will als was ich gelebt."

Auch Frau Sophie kommt mit Cölestine Arm in Arm aus dem Park herauf, und unterbricht ihn. „Ich will's Dir verrathen, Hans", sagt sie schelmisch, „mein Alter hat heut' Morgen sein Büchlein wieder herausgenommen, ich wette, es steht schon Wort für Wort darin, was wir morgen zu hören bekommen werden."

Hans lacht und auch Cölestine lächelt. Sie ist immer mild und immer heiter und lebt glücklich in dem Glücke ihrer Kinder mit. Sie versteht Alles und freut sich an Allem; zwei Dinge allein begreift sie nicht und Niemand spricht deshalb mit ihr darüber. Unerschütterlich hält sie an der Vorstellung fest, die Jahrzehnte seit der Nacht, da sie aus dem Schloß entflohen, bis zu der Stunde, in der sie es zuerst wieder betreten, seien nur ein langer, böser Traum gewesen. Anfänglich hatte man versucht, diese fixe Idee in ihrem Kopfe zu erschüttern, ihr auf dem Friedhof die Grabsteine gezeigt und gefragt, was Diejenigen seien, die unter ihnen lägen? Dann antwortete sie ernst: „Sie sind todt" — doch sobald man mit der nämlichen Frage auf das Denkmal ihres Gatten deutete, lächelte sie nur geheimnißvoll und erwiderte stets in gleichem Ton: „Er schläft — wenn der Morgen kommt, soll ich ihn wecken."

Sie war glücklich — man ließ sie bei dem Glauben.

Man lasse uns alle, Thörichte und Verständige, bei dem Glauben, daß ein Morgen kommt!

Baron Albert von Kaltburg und seine Mutter leben in der Residenz, von den Kreisen, in denen sie sich früher bewegt, verachtet — nicht weil sie mit unheimlichem, verbrecherischem Verdacht belastet, sondern weil sie verarmt und in Noth zurückgekommen. Sebald aber fährt nicht mehr von Winfeld in die Residenz; er steht, mit einer gewaltigen Striegel bewaffnet, vor der Stallthür von Hohenwerdach und commandirt:

„Nun, Lise! Das hätt'st Du auch nicht gedacht, daß Du mit Deinen alten Knochen noch den Jungen vom Jüngferchen — von der Frau Doctorin, in die Kirche ziehen würdest. 'S hilft nich, 's Fell muß glatt sein, Lise. Morgen giebt's Taufhaber — hot, Lise!"

Franz Duncker's Buchdr. in Berlin.


32101 068391679